Heimat zwischen Jeschken, Roll und Bösig

K. Bocken
Karlsthal
Neu-dörfel
Sonnebg
Johannes-df.
Kottowitz
Bürgstein
Lindenau
G. Boken
Woltersdf.
Josefsdf.
Slawuschek B.
Zwitte
Brins
Franzensthal
Alt-
Schokau
Holl B.
Schossin-df.
Sandau
Pihl
Schwojka
Neuhäusel
Alt-Schiedl
Wellnitz
Pohlitz
Mertendf.
Hut B.
Rabenstein
Neustadtl
Strausnitz
Königsberg
Waltersdf.
Schönborn
Tiefendf.
Manisch
Jägersdf.
-Liebich
N.-Liebich
Schusslonitz
Bockwen
Spitzberg
Tiessnig
Neu-
Klemensdf.
Reichstadt
D.-Kamnitz
Böhm.Leipa
Ceska Lipa
Alt Leipa
Dobern
Kamnitz B.
Reichstadt
Schaba
Schiessnig
Leskenthal
Wolfsthal
Götzdf.
Voitsdf.
Aicha
Petersdf.
Hermsdf.
Morgendf.
Kolben
Kosel
Quitkau
Kunast
Aschendf.
Hermsdf.
Schindlerbusch
Brenn
Zuckmandel
Johnsdf.
Zössnitz
Weisskirchen
Graber
Drum
Waslowitz
Hospitz
Klein-haide
Kurba
Neugarten
Karsch
Mickenhan
Wesseln
Rehdörfel
Neubruck
Konoged
Ronberg
Eicht
Hahlen
Hirnsen
Hirnser T.
Regersdf.
Heufler
Eich B.
Kummer
Batum
Lutitz
Bein
Schwaben
Habstein
Tewlösig
Intschnitz
Lucka
Bleiswedel
Willkozecht B.
Sterndf.
Lauben
Pablowitz
Podlitz
Jjest
Thammühl
Bornay B.
Auscha
Neuland
Hirschmantel
Pauska
Skalken
Pferde B.
Maschwitz
Klum
Gross T.
Heide
Raschowitz
Sebitsch
Durchel
New-
Alt-
Kalken
Sandhöhe
Tschiwr B.
Wellhutta
Ratwitz
Domaschitz
Hirschbg.
Tetschendf.
Wobrok
Sattai
Wrchhaben
Alt Perstein
Schlatt
Roche
Tuhanzl
Horka
Buna
Tacha
Woborn
Fabeitsch
Hrobitsch
O. Eichbg.
Revier
Straschnitz
Sukolrad
Tuhan
Dauba
Kortschen
Julienau
Kahlenbg.
Woken
Wedlitz
Inbind
Sakschen
Nedam
Maschwitz
Stzischowitz
Toschen
Schönau
Wallach
Beschkaben
Siertsch
Luken
Strachel
Draschen
Schnedowitz
Borim
Pokotitz
Bufftolz

Felden
Seifersdf.
Hanichen
Ober rosenth.
Eichicht
Dörfel
Postrum
Herners-df.
Kriesdf.
Drausendf.
Jeschken
Heinersdf.
Minkendf.
Spitz B.
Heide B.
Luh
Wartenberg (310)
Audishorn
Merzdf.
Pasek
Swetla
Schimsdf.
Langenbruck
Hammer
Bad-Johannesthal
Kunnersdf.
Hammer T.
Krassa
Oschitz (379)
Rostein
Horka
Jaberlich
Raschen
Neuland
Wartenbg.
Jawornik
Sobaken
Modlibow
Proschwitz
Bistrei
Saskal
Hermann
Scharingen
Schwarzwald
Hiltschken
Kössel
Wicetin
Bohdankow
Barzdf. am Rollbg.
Rollberg
Hirsch B.
Sabert
Smrzow
Aicha
Potrosowitz
Rabendf.
Nahlau
Wlachai
Knezitz
Bilai
Liebenau
Niemes (293)
Schwabitz
Neuland
Budikow
Rowney
Böhm. Aicha (328)
Wesetz
Schwabitz (329)
Teschen
Schelwitz
Loukowicek
Chwalcowitz
Wrchowina
Halbehaupt
Jeschka
Höflitz
Neudf.
Zetten
Dechtar
Wetterstein
Sedlowitz
Radostin
Kridai
Hlawitz
Bohumilitz
Ratschan
Letarowitz
Plauschnitz
Wolschen
Malcitz
Libutz
Mohelka
Kostersitz
Wapno
Nantischkow
Worklebitz
Radimowitz
Plauschnitzer
Woken (320)
Proschwitz
Tisek
Radiowitz
Sedlischka
Kamena
Wlastiboritz
Kratzdf.
Kozmitz
Wrtka
Beneschowitz
Kobil
Zasada
Born Sp.
Gablonz
Podhora
Sebeslawitz
Albrechtitz
Pribislawitz
Neswacil
Sedlisko
Paderawitz
Revier
Schiedel
Strazisch
Ouc
Hawlowitz
Kamenec
Buchberg
Prosicka
Burmsko
Sezemitz
Jirsko
Stwerun
Hühnerwasser
Gruppai
Witzmanow
Raskow
Kocnowitz
Drahoutz
Augezd
Swijan
O. Gruppai
Podhora
Koryta
Podol
Goldberg
Jesowai
Mukarow
Neweklowitz
Sowenitz
Swijan
Loukowetz
Loukow
Brehna
Dörrholz
Eierbrunn
Rokitai
Borowitz
Mohelnitz
Kruh
Doubrawa
Jawina
Sichrow
Hradetz
Revier
Bukowin
Podol
Brezina
Zdar
Neuschänke
Lissay
N. Gruppai
Hoschkowitz
Schloss Bösig (408)
Revier
Weisslein
Wolschina
Pribraz
Neudf.
Weisswasser
Dneboh
Münchengrätz (244)
Habern
Mužsky
Wazacka
Kloster (230)
K. Zasadka
Bicha B.
Leimgruben
Mankowitz
Dobrawoda
Branzez
Zakopana
Bösig

Heimat zwischen Jeschken, Roll und Bösig im Heimatkreis Niemes, Sudetenland

von Franz Köhler

mit Beiträgen von F. Baran, H. Blobner, Emil Eichler, E. Friedrich, Kurt Gröschel, Franz Habenicht, Erwin Heilek, Rudolf Köhler, Karl Kraus, Hans Krause, Margarete Kubelka, Edmund Kuna, Wenzel Köhler, Grete Sanden und Rudolf Sagaster.

Künstlerische Gestaltung: Otto Habel.

Die Erinnerung und die Treue zur Heimat
sind Ausdruck eines tief in der menschlichen
Seele verankerten Wesenszuges, der zu
allen Zeiten als eine Tugend gepriesen wurde.

1984 – Bundespräsident Prof. Karl Carstens

Herausgegeben 1986 im Eigenverlag
der Heimatgruppe der Oberdörfer im Heimatkreis Niemes.

Verantwortlich: Franz Köhler,
Lenaustraße 5, 7149 Freiberg a. N.

Druck: Druckerei Bühler, Ludwigsburg

Inhaltsverzeichnis

Vorwort ... 4
Zum Geleit ... 5
Jeschkenlied ... 6
Auf dem Jeschken ... 7
Das Land zwischen dem Jeschken, Roll und den Bösigen ... 8
In der Heimat ... 10
Die Sandsteinscholle der Teufelsmauer ... 14
Die Teufelsmauer ... 15
Der Weg der Heimat durch die Geschichte ... 16
Die Siedlungsformen der Oberdörfer ... 17
Das Kloster Münchengrätz ... 17
Gründung der Waldhufendörfer ... 19
Ein Bauerngehöft der Oberdörfer ... 19
Die Zeit der Hussitenkriege und der Raubritter ... 21
Reformation, Gegenreformation und der 30jährige Krieg ... 22
Die kirchliche Organisation vor den Hussitenkriegen ... 22
Die Zeit nach dem 30jährigen Krieg ... 25
Im Bruderkriege 1866 ... 26
Die Heimat im Ersten Weltkrieg ... 28
Die Heimat im Zweiten Weltkrieg ... 28
Der Gerichtsbezirk Niemes in Zahlen ... 31
Verlorene Heimat ... 34
Die Grundherrschaften ... 35
Die Herrschaft Waldstein ... 35
Die Herrschaft Rohan ... 37
Die Herrschaft der Grafen von Hartig ... 38
Alte und neue Straßen im Heimatkreis Niemes ... 39
Feste und Bräuche ... 42
Unsere Mundart ... 47
Maj Dorf ... 47
Die Gablonzer Fohrt! ... 47
De Pflaumknedl ... 48
Beim Puuschhackn ... 49
Wos mr drhejme su assn tote ... 50
Die Heimatkreisstadt Niemes ... 52
Kummer, eine beliebte Sommerfrische ... 60
Heidedörfel ... 62
Höflitz ... 63
Plauschnitz ... 65
Rabendorf ... 65
Rehwasser ... 67
Eine Stadt feiert Auferstehung ... 68
Der tiefe Glaube im KZ Böhm.-Leipa ... 69
Zum Weihnachtsfest im Lager Leipa 1945 ... 70
Wiedersehen mit Niemes im September 1982 ... 72
40 Jahre nach der Vertreibung ... 77
Heimatstadt Niemes ... 79
's Sternlgucken ... 79
Stadt und Kirchsprengel Wartenberg ... 81
Stadt Wartenberg ... 81
Neuland am Roll ... 92
Hammer mit Audishorn ... 94
Der Kirchsprengel Schwabitz ... 96
Schwabitz mit den Gemeinden Halbehaupt, Böhm. Neuland-Schwarzwald und Hultschken ... 98
Halbehaupt, ein Bauerndorf der Oberdörfer ... 103
Katastralgemeinde Schwarzwald-Böhmisch Neuland ... 107
Das hilfreiche Wirken des Merzdorfer Oberlehrers Josef Klaus 109
Hultschken ... 110
Oschitz und Umgebung ... 111
Stadt Oschitz ... 112
Bad Kunnersdorf ... 123
Kessel ... 124
Drausendorf ... 127
Johannesthal ... 127
Sabert ... 128
Nahlau ... 129
Zetten ... 129
Krassa ... 130
Merzdorf ... 131
Liebenau ... 134
Böhm. Aicha ... 136
Der Kirchsprengel Hühnerwasser ... 138
Hühnerwasser, die Stadt im großen Wald ... 138
Straßdorf ... 144
Jesowei ... 147
Ober-Gruppai ... 148
Schiedel ... 151
Pfarrsprengel Nieder-Gruppai ... 155
Nieder-Gruppai ... 155
Ober-Rokitai ... 158
Nieder-Rokitai ... 158
Sagen von Niedergruppai und Umgebung ... 161
Mundartliche Kuhreime aus den südlichen Oberdörfern ... 163
Kirchsprengel Gablonz bei Niemes ... 164
Katastralgemeinde Gablonz bei Niemes mit den Orten Chlum, Prositschka und Sägemühl ... 164
Kirchengemeinde Gablonz, Chlum, Prositschka und Sägemühl 171
Das Dorf Kridai ... 175
Wolschen, ein landwirtschaftliches Zentrum der Oberdörfer ... 180
Proschwitz ... 186
Kostersitz ... 189
Die Katastralgemeinde Woken mit Kratzdorf und Heide ... 192
Die Kratzdorfer Lehrerrunde ... 195
Erzählungen von Edmund Kuna ... 197
Vertreibung von Haus und Hof ... 201
Verzeichnis der benutzten Quellen, Bücher und Schriften ... 209

Vorwort

Im 12. Jh. n.Chr. wurden unsere Vorfahren als Siedler ins Land gerufen. Sie rodeten die Wälder, gründeten und erweiterten Siedlungen, pflügten und bestellten die Felder, waren Bauern und Handwerker, schufen und formten ein wirtschaftlich geordnetes, blühendes Gemeinwesen und lebten Jahrhunderte friedlich mit dem Nachbarvolke nebeneinander.

Nach dem 1. Weltkrieg wurde unser Land gegen den Willen der ansässigen deutschen Bevölkerung und gegen das im Versailler Vertrag proklamierte Selbstbestimmungsrecht dem tschecho-slowakischen Staate eingegliedert. Im neu entstandenen Vielvölkerstaate wurde alles unter tschechisch-nationalem Gesichtspunkt betrachtet. Wir Deutschen wurden überall benachteiligt, unser völkisches Leben eingeschränkt.

Am 21. 9. 1938 wurde durch einen gültig abgeschlossenen Vertrag der Großmächte zwischen England und Frankreich einerseits und der tschecho-slowakischen Regierung andererseits das Sudetenland dem deutschen Reiche angegliedert.

In einem mörderischen Kampfe im 2. Weltkriege mußte das Deutsche Reich bedingungslos kapitulieren. Die Sieger nahmen unser Land in Besitz und vertrieben die Deutschen aus ihrer angestammten Heimat. Das Land zwischen dem Jeschken, dem Roll und den Bösigen wurde ein Truppenübungsplatz, die Dörfer zerstört, die Häuser niedergerissen und dem Erdboden gleichgemacht. Zerstreut in beiden Teilen Deutschlands und auf der ganzen Welt haben wir uns nicht aufgegeben. Wir haben Hab und Gut verloren, geblieben ist uns aber die Heimat im Herzen, unsere Schaffenskraft, unser Können, unsere Sprache, unser Volks- und Brauchtum und unser Glaube. Wir haben deutsche Geschichte erlebt, wie keine Generation vor uns.

So ist es unsere Aufgabe, das wahre Sein, unsere Lebensform, das Werden und Vergehen unserer Heimat an die kommenden Generationen weiterzugeben, die Erinnerung an unsere Heimat lebendig zu halten und sie vor dem Vergessen zu bewahren.

Nur durch die Mitarbeit meiner Landsleute war es mir möglich, die vielen Einzelheiten der Städte und Gemeinden zusammenzutragen und das Heimatbuch auf eine breite Grundlage zu stellen.

So haben sich viele Landsleute für ihre Gemeinde besondere Verdienste erworben, indem sie oft unter schwierigen Umständen manches gerettet, gesammelt und aufgeschrieben haben. Ein gutes Beispiel liegt von der kleinsten selbständigen Gemeinde Kridai des Heimatkreises Niemes vor.

So hat die Tochter des letzten Bürgermeisters dieser Gemeinde (Berta Schneider, geb. Heide, Kridai Nr. 29) vorausahnend die Gemeindematrik abgeschrieben und in die neue Heimat retten können.

Ihnen allen möchte ich an dieser Stelle einen besonderen Dank aussprechen.

Unser Heimatbuch kann kein wissenschaftliches Handbuch sein, es erhebt auch keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit und Vollständigkeit, es soll vielmehr anregen, weiterzuforschen, nach Quellen zu suchen, damit einmal Ergänzungen und Überarbeitungen möglich werden. Der Literaturnachweis am Anhang dieses Buches kann dem interessierten Leser Wegweisungen zu weiterer Forschungsarbeit geben.

Der Verfasser wollte mit diesem Buche den Versuch unternehmen, ein eindrucksvolles Bild einer deutschen Landschaft an der Sprachgrenze im Heimatkreis Niemes zu vermitteln. Das Heimatbuch wendet sich an die Generation, die dort lebte, an die Kinder und Kindeskinder, es wendet sich an alle Geschichts- und Heimatbewußten, informiert es doch über einen tragischen Abschnitt der deutschen Geschichte.

Freiberg a. N., im September 1986 — Franz Köhler

Zum Geleit

Ein Festredner hat einmal alle jene Landsleute, die sich als Heimatbetreuer und Verfasser von Ortschroniken verdient gemacht haben, den Treueadel der Volksgruppen genannt. Diese ehrende Bezeichnung ist berechtigt. Jene Männer und Frauen, die einen Teil ihrer Kraft und Zeit für die Bewahrung des Heimatbewußtseins und der Überlieferung eingesetzt haben, schufen die Voraussetzungen, daß die Kenntnis der Geschichte, die Vorstellung von den Besonderheiten unserer Herkunftslandschaften nicht verlorengeht. So stehen wir Sudetendeutschen mit der Zahl der Heimatbücher und Ortschroniken weit an der Spitze aller Vertriebenenstämme.

Daß der „Heimatverein der Oberdörfer im Heimatkreis Niemes" vierzig Jahre nach der Vertreibung aus der angestammten Heimat in der Lage ist, ein inhaltsreiches Heimatbuch vorzulegen, verdient große Anerkennung. Zwar sind in den alten Heimatbüchern dieser Landschaft die Orte zwischen Jeschken, Roll und Bösig behandelt worden, es fehlt indes die Weiterführung der Berichte und Schilderung bis in die Gegenwart. Ich habe mich über das Gelingen dieses nicht leichten Unterfangens besonders gefreut, stammen doch die Namensträger Eichler unter meinen Vorfahren aus dem Dorf Gablonz bei Niemes, sie sind dort zwischen 1640 und 1750 urkundlich nachweisbar. Ein Angehöriger dieser Eichler-Sippe hat in Scharingen bei Liebenau eingeheiratet und so das Nest begründet, aus dem alle Liebenauer Eichler kommen.

Erfreulich ist es, daß mein Landsmann Franz Köhler so zahlreiche Heimatfreunde für die Mitarbeit an diesem Buch gefunden hat. So dokumentiert dieser Band auch die Vielfalt der Persönlichkeiten und Betrachtungsweisen. Mit diesem Heimatbuch wird ein neuer, farbig leuchtender Stein in das große Mosaik des sudetendeutschen Gesamtbildes eingesetzt. Möge es zum Hausbuch möglichst vieler Familien aus dieser Region werden!

Prof. Richard W. Eichler

Dank

den Landsleuten Anni David-Preisler, Rainer Gatter, Emil Hirte, Rudolf Kauschka, Franz Kirschner, Franz Klaus, Rudolf Köhler, Josef Kubath, Rudolf Scholz, Gerhard Hirte, dem Heimatkreis Niemes, den Heimatgruppen Wartenberg, Oschitz und Hühnerwasser sowie allen, die sich um das Entstehen des Heimatbuches bemüht haben.

Jeschkenlied.

Gemütvoll.

mf f mf p rit.

1. Wo fänd' ich dei-nes-glei-chen, du lie-be Hei-mat-
höh'? Mir wird ums Herz so ei-gen, ich muß in De-mut
schweigen, wenn ich von fern dich seh', wenn ich von fern dich seh'.

2. Wie's treue Vaterauge
Bewachst du meine Ruh'.
Und glaub' ich mich verlassen,
Zieh einsam meine Straßen,
Du siehst mir immer zu.

3. Als Haus und Hof und Garten
Des Kindes Welt noch war,
Da hat ins Herz des Knaben
Dein Bild sich eingegraben,
Drin weilt es immerdar.

4. (Leiser.) Empfängt einst meine Seele
Aus Gottes Vaterhand
Zum letzten Flug die Flügel,
Grüß' dich mein Grabeshügel
Im teuren Heimatland.

Wort' und Weise von Adolf Klinger.

Auf dem Jeschken

Geht ein Rauschen durch die Lüfte,
Ist der weite Wald erwacht,
Alle Täler, Höh'n und Klüfte
Glänzen in verjüngter Kraft.

Mitten auf den lichten Höhen,
Rings umstrahlt von Sonnenschein,
Kann ich lachend niedersehen
In die weite Welt hinein.

Wolken, Winde, Strom und Flüsse
Winken mir von Ferne zu.
Viele tausend, tausend Grüße,
Jeschken, ach, wie schön bist du!

Theodor Hutter

Jeschkenbaude im Winter

Das Land zwischen dem Jeschken, Roll und den Bösigen

Heimat, du meine Erde,
Du muttereinziger Ort!
Heimat, du wundervolles,
Du starkes, gutes Wort!
Hans Watzlik

Die Landschaft zwischen dem Jeschken, dem Roll und den Bösigen ist gekennzeichnet durch seine Vielgestaltigkeit. Ursache ist die Verschiedenheit der Oberflächenformen, die durch den geologischen Aufbau bedingt sind.

Im Nordosten erhebt sich die mächtige Urgesteinsmauer des Jeschkengebirges. Den Rand nach Süden und Südwesten nimmt eine in viele Schollen geborstene Sandsteinplatte ein, die mit ihren Kegelbergen der Landschaft einen besonderen Reiz verleiht.

Der Jeschken ist ein altes Bergmassiv aus Urtonschiefer, der Gipfel und der Hockauffelsen gekrönt von Quarzitschiefer. Weithin reicht der Blick, hinab in die lebhaften Industriestädte im Neißetale bis zu den Bergen des Isergebirges und nach Süden und Südwesten über Hügel, Berge, lichtblaue Wälder, grüne Wiesen und Felder bis zu den prächtig schimmernden silbernen Seen der nordböhmischen Teichplatte.

Wir erinnern uns an das Jeschken-Berghaus, das der verdienstvolle Deutsche Gebirgsverein erbauen ließ und bis 1945 bewirtschaftete, sehen das Riesenfaß auf dem Jaberlich vor uns und den mächtigen Felsbrocken auf dem Kamm des Gebirges.

Wie dieser klobige Felsen dorthin kam, erzählt eine merkwürdige Geschichte:

Es soll einmal ein Schneiderlein gelebt haben, das alle paar Wochen von der Tuchmacherstadt seine Ware auf die andere Seite des Jeschkens schaffen mußte. Das war jedesmal für ihn eine große Anstrengung, daß er fluchte und grollende Blicke auf die Jeschkenkoppe warf. An einem Sommernachmittage war der Schneider wieder einmal mit seiner Ware unterwegs. Auf dem Berggipfel angekommen, streckte er seine müden Glieder auf einer Bergwiese aus und war bald eingeschlafen. Als er erwachte, stand der Herr der Berge „Rübezahl“ inmitten seiner großen und kleinen Berggeister und befahl seinen Dienern, im Osten ein großes Gebirge aufzurichten, das man Riesengebirge nennen werde. Beim ersten Hahnenschrei müsse das Werk aber vollendet sein. Nun hob ein großes Werken an. Riesige Felsen bewegten sich durch die Lüfte, Erdmassen wurden im Brausen des Windes aufgetürmt und bald erhob sich im Osten ein großes, mächtiges Gebirge. Der Schneider, vom Brausen der Winde wach geworden, hatte alles wahrgenommen. Da fiel ihm plötzlich der Zorn gegen die Geister der Berge ein und er beschloß, ihnen einen Streich zu spielen. Er ahmte das Krähen eines Hahnes so täuschend nach, daß die Berggeister alles fallen ließen, was sie gerade durch die Lüfte trugen. Dabei traf ein riesiger Felsblock den unzufriedenen Schneider, der auf der Stelle tot war und heute noch unter dem gewaltigen Felsblock begraben liegt. Den Stein aber nannten die Bewohner dieser Gegend den „Hockauf“, weil er wie ein steinerner Buckel auf dem Rücken des Vater Jeschkens liegt.

Im Norden sendet das Lausitzer Gebirge (Lausche 791 m) und der Hochwald (748 m) gegen Süden in das Polzental mehrere Querrücken. Sie schließen im südlichen Ende jeweils mit Kegelbergen ab. Wie Maulwurfshaufen schauen sie aus der weiten Landschaft heraus, u. a. der Dewin (435 m), die Hirschberge (544 und 489 m), der Limberg (427 m), der Spitzberg bei Böhm. Leipa (445m), die Bösige (605 und 577 m) und vor allem durch seine Form gut zu erkennen der Roll (694 m).

Er ist der höchste und mächtigste Kegelberg im Bezirk Niemes. Seinen Fuß umsäumen kahle Sandsteinfelsen,

Blick von der Wartenberger Talsperre zum Jeschken

von denen die Juliushöhe und der Molkenkrug besonders bekannt sind.

Den Basaltgipfel krönt eine alte Burgruine. Die Burg war einst ein berüchtigtes Raubritternest der Wartenberge. An dem alten Handelswege von Zittau nach Prag überfielen sie die Kaufmannszüge und standen mit dem Lausitzer Städtebund in harter Fehde. 1468 zog das Heer des Städtebundes wieder gegen die Raubritter.

Vom Roll und der Zerstörung der Burg erzählt Margarete Kubelka in dem Büchlein „Die schönsten Sagen aus dem Sudetenland“: „Der Rollberg bei Niemes mit seinem spitzen Lavakegel und seinen bizarren Steinhängen gibt der ganzen Landschaft das Gepräge. Auf seinem Gipfel liegen die Trümmer einer alten, verfallenen und vermoderten Ruine, von der man Schlimmes zu erzählen weiß. Am Ausgang des Mittelalters, damals, als das Rittertum verfiel und seine Angehörigen verarmten, stand auf dem Roll eine stolze Burg, deren Herr sich und sein Gesinde ausschließlich von Plünderungen und Raubzügen in die Umgebung ernährte.

Unterhalb des Rollbergs ging eine große Handelsstraße vorbei, die Straße von Zittau nach Prag, und die

Rollberg (694 m) bei Niemes

In der Heimat

Von des Rollbergs sanftem Fuße
seh ich tief ins Land hinein. –
Aus dem Äther, wie zum Gruße,
flutet goldner Sonnenschein.

Grüne Wiesen, weite Felder,
stolzer Felsen, steile Wand. –
Aus der Ferne leuchten Wälder.
O wundervolles Heimatland!

Wolfhart Slucka

Kaufleute, die hier friedlich vorbeizogen, mußten immer eines Überfalls gewärtig sein, der sie nicht selten außer ihrer Habe auch das Leben kostete. Im Hungerturm der Rollburg verbrachte mancher angesehene Kaufherr in Elend und Verzweiflung seine letzten Tage.

Der Raubritter forderte hohe Lösegelder, und wessen Angehörige sie nicht zahlten oder nicht aufbringen konnten, der mußte eines elenden Todes sterben.

Am meisten hatten freilich die schlichten Bauern der Umgebung unter dem räuberischen Treiben zu leiden – der Ritter und sein gottloses Gefolge stahlen ihnen das Vieh von der Weide und die hart erarbeiteten Taler aus Taschen und Truhen. So reifte allmählich ein vortrefflicher Plan in den Hirnen der Landbevölkerung, der ihnen Befreiung und Rache für die erlittene Unbill bringen sollte.

Mit folgender List gedachten die Bauern in die wohlverschlossene und gut gesicherte Burg einzudringen: Es war allen wohlbekannt, daß der Burgherr eine große und wohlgenährte Kuhherde besaß, die am Tage auf den Wie-

Die Rollburg um das Jahr 1450

sen um den Rollberg herum weidete und am Abend in ihre Stallungen hinter der Burgmauer gebracht wurde. Diese Kühe hatten große, weithin bimmelnde Glocken um den Hals, und sobald der Torwart das vielfache Läuten der Kuhglocken hörte, öffnete er das Tor, um das nützliche Vieh für die Nacht hereinzulassen. Darauf baute der Plan der Bauern. Sie hatten vor, sich der friedlich grasenden Kühe zu bemächtigen, ihnen die Glocken abzunehmen und mit Hilfe ihres Geläutes die Burgwächter zu täuschen.

Gedacht, getan. Die Bauern zogen, mit Knüppeln und Stangen bewaffnet, dem Rollberg zu, trieben die Kühe weg und hängten sich deren Glocken um den Hals. Als die Torwächter das vertraute Gebimmel hörten, öffneten sie das Burgtor und wurden im Handumdrehen von der ergrimmten Menge überwältigt. Der Burgherr, der von dem Überfall nichts ahnte, wurde mitsamt seinem räuberischen Gesinde niedergemacht und die Burg an allen vier Ecken angezündet und zerstört. Sie wurde nie wieder aufgebaut, und die letzten Mauerreste unterliegen immer mehr dem Zugriff der Zeit und ihrer langsamen, aber um so sicheren Zerstörung."

Die Rollruine wurde im Jahre 1937 von der Ortsgruppe des Deutschen Gebirgsvereins für den Jeschken und Isergau unter der Mithilfe der Niemeser Bürger, Vereine und Schulen restauriert und vor dem Verfall bewahrt.

Vom Jeschken geht der Blick auch bis zu den Bösigen. Der große Bösig trägt seit 1250 eine Burg. Karl der IV. ließ in der Burg eine gotische Kapelle erbauen. Er hielt

Blick zu den Bösigen (605 m, 577 m)

Burg Bösig im 13. Jh. von Ottokar II. errichtet, war von 1662 Kloster bis 1782, in dieser Zeit und nachher Wallfahrtsort

sich hier 1366, als er den Hirschberger- und den Heidemühlteich anlegen ließ, auf. 1662 erhielten die Benediktiner die Burg geschenkt, stellten in der Burgkapelle eine Nachbildung der Marienstatue von Montserrat auf und pflegten die Stätte als Wallfahrtsort.

Josef II. hob die Klöster auf, die Burg verfiel.

Noch vor 1938 unternahmen die Gläubigen aus den umliegenden Kirchengemeinden Wallfahrten zum Bildnis der hl. Maria in der Kapelle auf dem Bösig.

Die Entwässerung der großen Teichplatte geschieht in Süd-Nord-Richtung zur Polzen. Die Polzen entspringt in einem Quellteich bei Johannesthal. Sieht man in den Quellteich hinein, gewahrt man weiße Sandflächen auf grünem Grunde, aus denen es silbrig wallt, wirbelt und sprudelt.

Nach ihrem Ursprung durchfließt die Polzen den Jintschner Teich, durcheilt Oschitz, Bad Kunnersdorf, Krassa, Merzdorf, nimmt hinter Hammer den Abfluß des Hammerteiches auf und speist die Wartenberger Talsperre. Hinter Wartenberg münden der Jeschkenbach und in Niemes der Jungfernbach in die Polzen. Der Höflitzer Bach entwässert das Wokner Revier, durchfließt den Plauschnitzer Teich, nimmt den Abfluß des Höflitzer Teiches auf, der vom Schwabitzer Bach

Polzenquelle bei Johannesthal

Hirschberger See mit Bösigen

gespeist wird und fließt nach vielen Windungen bei Niemes in die Polzen.

Das Moorgebiet bei Hühnerwasser wird vom Kummerbach entwässert. Er durchfließt den Wawrauschken-, Straß-, Dürnsten- und Kummerteich. Die vom Verkehr abseits liegende Teichlandschaft war wegen ihrer Naturschönheiten und dem Badeorte Kummer als Erholungsgebiet sehr geschätzt.

Das Wasser des Heide- und des Großteiches fließt in den Hirnsener Teich, ihm schließen sich bis zur Polzen der Latten-, Großhose-, Hohlener- und der Töllenteich an.

Die sandigen Strände der Teiche, die idyllischen Laub- und Nadelwälder, die Schönheiten dieser Landschaft ließen Hirschberg, Thammühl, Kummer, Wartenberg und Hammer zu beliebten Sommerfrischen werden.

Die Sandsteinscholle der Teufelsmauer

(von Erwin Heilek)

Wie eine mächtige Urgesteinsmauer steht der Jeschken mit seinen sich nach Westen und Osten erstreckenden Ausläufern schützend über dem Land, seit sich (nach Stroh) das Lausitzer Gebirge aus einer fast ebenen Kreidesandsteinplatte in der Erdneuzeit hob und sich Schollen auftürmten und übereinanderschoben. Damals entstand die sogenannte Lausitzer Verwerfung, eine Bruchlinie am Innenrande der Sudeten, die aus der Dresdener Gegend über die Lausche, knapp ab Südrand des Jeschken- und Riesengebirges nach Mähren verläuft.

In die Risse der Spalten und Schlote ergossen sich Basalt und Klinkstein. Ein gewaltiger Druck hob auch das Jeschkengebirge in die Höhe und preßte es gegen die im Südosten vorgelagerte Sandsteinscholle, die infolgedessen strahlenförmig vom Druckpunkt aus barst. Auch in diese Spalten und Risse drang nun Basalt ein. Infolge Verwitterung und Abtrag entstand die heutige Oberflächenform. Basaltische Gangausfüllungen, die ursprünglich gar nicht an die Oberfläche gedrungen waren, wurden nun bloßgelegt und wuchsen je nach der Festigkeit des umgebenden Sandsteins mehr oder weniger in die Höhe, deren Entstehen sich das Volk nicht anders als in Verbindung mit dem Teufel erklären konnte. Die Teufelsmauer beginnt bei Sobaken und läßt sich in südwestlicher Richtung bis zum Bösig – also ungefähr 25 km weit – verfolgen.

Am deutlichsten tritt sie in ihrem nördlichen Teil hervor, wo sie stellenweise bis zu 10 m aus dem sie umgebenden Sandstein ragt, während sie eine Breite von 2 m erreicht. Von den beiderseitigen Sandsteinwänden ausgekühlt liegen die Basaltsäulen senkrecht auf ihren Abkühlungsflächen holzstoßartig aufgetürmt. In diesem mehr als 10 km langen Teile wurde die Teufelsmauer leider durch Steinbrucharbeit arg verwüstet; sie steht jetzt unter Naturschutz. Die Teufelsmauer ist nicht die einzige Gangausfüllung, vielmehr hat sie eine Menge strahlenförmig laufender Schwestern, die oft gar nicht aus dem Gelände hervortreten. In der Flur der Gemeinde Kridai verläuft nur für den Landwirt am Boden erkennbar etwa 500 m östlich parallel zur Teufelsmauer die „Teufelsstraße". Südlich von Plauschnitz treffen wir noch eine kurze Teufelsmauer in Nord-Süd-Richtung.

Die Teufelsmauer – das Teufelstor bei Sabert

Den Sandsteinschollen zwischen Jeschken und Bösig, auf denen die Oberdörfer lagen, verleiht die Teufelsmauer ihre Festigkeit. Sie werden gleichzeitig zur Wasserscheide für die Einzugsgebiete der Polzen im Westen und der Iser im Osten.

Die letzte wesentliche Ausformung der Landschaft ist der Eiszeit zuzuschreiben. Nordische Gletscher haben ihre südlichsten Ablagerungen als Findlinge beim Meierhof Mednay abgelagert. Der Granit wurde als Pflasterstein im genannten Hofe verwendet. Eiszeitlich sind wohl auch die Lehmablagerungen geringen Umfangs, welche durch den Wind angeweht wurden und über dem Kreidesand in den Dörfern Kridai, Wolschen und Halbehaupt die Grundlage der ertragreicheren Böden bilden. Am deutlichsten aber haben die von den Gletschern abfließenden Ströme das Land geformt, indem sie eine große Zahl von Tälern eingruben, bevor die Eismassen hinter den Jeschken zurückwichen. So entstand die Landschaft, die dem Jeschken vorgelagert durch eine Reihe von schmalen Tälern gegliedert ist und sich südlich des Wolschener Rückens in flachwelliger Form fortsetzt. In den nördlichen Tälern finden sich zahlreiche Quellen. Die geologische Eigenart des Raumes läßt es zu, daß weitere ausgiebige Quellen – insbesondere im Bereich der ehemaligen Gemeinde Kridai – erbohrt wurden. Sie

versorgen heute die Stadt Reichenberg mit Wasser. Dagegen ist besonders das Gebiet um Schiedel wasserarm. Für die Landwirtschaft bildeten im Norden gemischte, im Süden leichte Böden die Grundlage des Ackerbaues, während die Täler als Wiesen genutzt wurden.

Die Teufelsmauer

Um die Teufelsmauer ranken sich verschiedene Sagen. Eine davon erzählt Friedrich Bernau in seinem Büchlein „Die Burg Bösig in Böhmen".

Vor alten Zeiten hatten auf dem Jeschkengebirge drei Teufel ihren Sitz. Eines Tages kam ein geschickter Reiter zu ihnen und sprach: „Wer von euch dreien ist der Schnellste?" – Der erste Teufel sagte: „Ich bin so geschwind wie die Kugel aus dem Rohre." Darauf der Reiter: „Du bist mir noch zu faul." – Der zweite Teufel sagte: „Ich bin so geschwind, daß ich das, was dein Pferd hinten und vorn aufwirft, pflastere." Darauf der Reiter: „Dich kann ich auch noch nicht brauchen." – Der dritte Teufel sagte: „Ich bin so schnell wie der Gedanke." Darauf der Reiter: „Mit dir will ich wetten. Du sollst mir so geschwind eine Mauer bauen, wie ich reite, und wenn ich dich nicht früher einhole, bevor der Hahn kräht, so hast du die Wette gewonnen." Der Reiter machte einen Umkreis durch mehrere Dörfer, die in der Wette bezeichnet waren, und der Teufel, der sich den Busen mit Steinen gefüllt hatte, baute so schnell wie der Reiter ritt. In der Nähe des großen Bösigberges holte der Reiter den Teufel ein, da krähte eben der Hahn und dem Teufel zerriß der Busen (Brustlatz), die Steine fielen heraus und er schüttete den Berg Bösig aus. So hatte der Teufel die Wette verspielt; die Mauer aber, die der Teufel gebaut und die vom Jeschken bis zum Bösig reicht, heißt noch immer die Teufelsmauer.

Eine ähnliche Sage wie diese erzählt man sich vom Horkaberg am Fuße des Jeschken, wo die Teufelsmauer beginnt. Hier soll ein Bauer des Dorfes Kessel mit dem Teufel einen Pakt geschlossen haben, in dem sich der Teufel verpflichtete, binnen einer einzigen Nacht, bevor der Hahn kräht, eine Mauer zwischen Deutschen und Tschechen zu bauen, wofür der Bauer seine Seele verpfändete. Doch auch hier gab der Teufel sein Spiel verloren, als unerwartet ein von der Mutter des Bauern nachgeahmter Hahnenschrei erscholl, schüttete der Teufel wütend seinen letzten Steinkorb aus, welcher den Kegel des Horkaberges bildete.

Der Weg der Heimat durch die Geschichte

Solange die Geschichte spricht,
hat Frevel nie dauernd gesiegt,
nur die Zeit ist die Frage,
und was zwischen Anfang und Ende liegt.
Adalbert Stifter

Böhmen, das Herzland Europas, besitzt eine bedeutungsvolle geographische Lage. Uralte Verkehrswege führen von der Nordsee durch Böhmen zur Donau und zum Schwarzen Meer, von der Ostsee zum Mittelmeer und vom Westen durch das Egertal und die Further Senke nach Böhmen. So ist Böhmen Kreuzweg fast ganz Europas und Durchzugsland vieler Volksstämme geworden.

Die Frage nach der Urbevölkerung ist nicht restlos geklärt. Funde im Land zwischen der Polzen und der Iser weisen nach, daß hier auch in vorgeschichtlicher Zeit Menschen gewohnt haben.

In den Jahrhunderten vor Christi Geburt saßen illyrische Volksgruppen in Böhmen, die später auf der Balkanhalbinsel auftauchen.

Nach ihnen wohnten die keltischen Bojer in Böhmen und gaben dem Land den Namen (Boiohaemum – Böhmen).

Um 60 v. Chr. begannen die Kelten das Land zu räumen. Ihnen folgte der germanische Volksstamm der Markomannen. Unter Marbod vermochten die Römer unter Kaiser Tiberius (14–37 n. Chr.) wegen der Aufstände auf dem Balkan die Markomannen nicht zu schlagen.

Während der Völkerwanderung (375) durchzogen auch andere Völkerschaften das Land. Die Markomannen wanderten zum größten Teil an die Donau bis zum Lech ab.

In das von germanischen Reststämmen dünn besiedelte Böhmen drangen im 6. Jh. slawische Stämme ein.

Diese Besiedlung läßt sich noch heute an verschiedenen Namen feststellen. So sind Eger und Iser keltische, Elbe und Moldau germanische Namen. Die Slawen trafen nach der Völkerwanderung noch eine germanische Bevölkerung an, sonst hätten sie die Namen nicht übernehmen können. Im Jahre 570 n. Chr. unterwarfen die Awaren die Slawen. 630 n. Chr. befreite der fränkische Edelmann Samo die Slawen aus der awarischen Knechtschaft. Um 800 n. Chr. war Böhmen ein Teil des Frankenreiches. In dieser Zeit setzte die Christianisierung ein. 973 n. Chr. wurde das Prager Bistum gegründet. Der erste Bischof war Dietmar von Magdeburg. 1198 n. Chr. erhielten die Prĕmysliden die erbliche Königswürde und 1290 n. Chr. die Kurwürde – das Recht zur Wahl des deutschen Kaisers.

Die deutsche Besiedlung um das Jahr 1250 n. Chr.

Die Randgebirge Böhmens waren vor dem 10. Jh. noch von großen Wäldern bedeckt, das Innere Böhmens aber von slawischen Stämmen besiedelt. Sie stießen immer mehr an den Flußtälern aufwärts in das Waldland vor und gründeten dort kleine Runddörfer. Im Isertal hatten die dort seßhaften Chorwaten beim Vordringen entlang der Nebenflüsse der Iser in nordöstlicher Richtung keine Geländeschwierigkeiten zu überwinden. Sie wurden erst durch die sumpfige Teichplatte zwischen dem Dewin, dem Roll und den Bösigen aufgehalten.

Als dann die slawischen Fürsten und die adligen Grundherren erkannten, daß der Fleiß und die Tüchtigkeit deutscher Siedler ihre Einkünfte und ihr Ansehen hob, begann ein wahrer Wetteifer in der Heranholung deutscher Siedler. In diese Zeit fallen die Gründungen der Waldhufendörfer und die Erweiterung slawischer Siedlungen durch deutsche Siedler. Urkunden sind dem Verfasser keine bekannt. Sie dürften in den Hussitenstürmen und in den Kämpfen des Adels verlorengegangen sein.

Der Grund, auf dem unsere Dörfer ausgesetzt wurden, war in alter Zeit Königsgut, der noch im 13. Jh. an die Markwarte überging. Aus diesem uralten Geschlecht gingen mehrere berühmte Adelsgeschlecher hervor. Ein Sohn mit dem Namen Hawel, dessen Vater Kämmerer des Königs Wladislaw war, gründete das Geschlecht der Michelberge (Burg Michalowitz bei Jungbunzlau), ein anderer Hawel oder Gallus genannt, das Geschlecht der Lämberge (von Löwenberg), dessen Sohn Zdislaw das Geschlecht der Zwiřetitze (Burg bei Bakov), ein Zdenko wurde Stammvater der Waldsteine und Beesch (Benedikt) Ahnherr der Wartenberge.

Die Siedlungsformen der Oberdörfer

(von Erwin Heilek)

Als charakteristische Form der slawischen Vorbesiedlung ist das Runddorf, der Rundling zu betrachten. Wir fanden es in aufgelockerter Form in Wolschen, Woken und Halbehaupt. Hier standen die Häuser lose aneinandergereiht mit dem Giebel zum Dorfplatz und zur Ortsmitte. Die Flur, besonders in Halbehaupt, sternförmig geteilt.

Die Form der Reihendörfer mit den Waldhufenfluren war deutlich in Schiedel, Ober- und Niedergruppai, wie in Ober- und Niederrokitai. Diese Dörfer zogen sich an der Straße und im Tal entlang. Auch die „große Seite", die westliche Dorfhälfte von Kridai, war nach der Form des Reihendorfes gegliedert.

Zu beachten sind einige kleine Rittergüter so in Kridai, Kostersitz, Chlum und Obergruppai. Die zugehörigen landwirtschaftlichen Nutzflächen dürften in keinem Fall 30 ha übertroffen haben. In Chlum wurde noch 1945 das Haus Nr. 6 als Schloß bezeichnet. In Kridai wurden die Reste der Kruzenburg „das alte Schloß" genannt. Die Flur dieses Betriebes wurde nach dem 30jährigen Krieg in 2 Bauernhöfe (Nr. 1 und Nr. 2) aufgeteilt. Die im Besitz des niederen Adels befindlichen Höfe in Kridai und Kostersitz bestanden bis zum 30jährigen Krieg. Der Gutshof in Obergruppai, zu welchem auch weitläufige Talwiesen und anliegende Wälder bei Kridai gehörten (die saueren Wiesen), war bis 1848 Fronhof, später verpachtet und wurde um 1900 als Waldsteinischer Besitz aufgeforstet. Die Talwiesen und Wälder bei Kridai wurden an Bauern verkauft.

Die Siedlungsformen der Oberdörfer lassen die Wertung zu, daß

1. slawische Vorsiedlungen in einer Reihe von Fällen feststellbar sind,
2. in den Waldhufendörfern zumindestens eine deutsche Siedlungsorganisation vorliegt,
3. kleine Gutsbetriebe nach der Art der „königsfreien" Höfe bestanden, neben denen kleine Siedlungen von wenigen Gefolgsleuten, Untertanen oder Gefangenen errichtet wurden.

Neben dem König und dem Adel haben auch die Klöster einen entscheidenden Einfluß auf die Besiedlung des Landes genommen. Für die Oberdörfer vom Jeschken bis zu den Bösigen war es das Kloster Hradišstě an der Iser.

Das Kloster Münchengrätz*

(von Erwin Heilek)

Die Markwartinger gründeten dem Vorbild ihres Königs folgend 1144 oder 1145 das Zisterzienserkloster Münchengrätz an der Iser. Dieses dürfte aber erst 1177 endgültig besiedelt worden sein, denn der Abt und die 12 Mönche durften erst entsandt werden, wenn die notwendigen Gebäude errichtet waren.

Die oben angegebenen Jahreszahlen werden angezweifelt. Ludat gibt an, vor 1184 sei das Kloster durch den Edelmann Markwart privat gegründet worden.

Der Name des Gründers selbst läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, weil die gesicherte Stammesreihe der Markwartinger erst 1159 beginnt. Die ersten Mönche waren Deutsche; durch 100 Jahre hatte das Kloster deutsche Äbte: Theoderich, Johannes, Heinrich, Rivinus. Erst 1250 wurde Modlik – ein Tscheche – Abt. Noch Karl der IV. mußte die Klöster mahnen, auch Tschechen aufzunehmen. Das Kloster wurde vom Gründer und von späteren Förderern reich beschenkt. Die Ordensregel

---

*) Kloster Münchengrätz tschechisch „Hradiště"

verbietet den Zisterziensern, daß sie Untertanen haben. Die untertänigen Dörfer, die das Kloster geschenkt bekam oder die es durch Kauf oder Tausch erwarb, bekamen in der Regel die Pflichten der Untertanen in einen regelmäßigen Zins umgewandelt. Die Mönche verrichteten alle Arbeiten selbst. Sie legten wohl auch die Reihe von Teichen am Klosterbach (vom Dolanken bis Kloster) an. Im Klosterbereich wurden zu Beginn des 13.Jh. die Grundmauern zur Klosterkirche, dem ersten gotischen Hallenlanghaus in Böhmen, gelegt (Seibt, S. 490).

Nach dem Tode Ottokars II. (1278 Schlacht bei Dürnkrut) begann für das Kloster und die zugehörigen Dörfer eine unruhige Zeit, welche die Entwicklung hemmte. Der Adel bekämpfte sich gegenseitig, räuberisches Gesindel machte das Land unsicher, Not und Krankheiten (Pest 1348) zogen in den Dörfern ein.

Das Bruchstück des Urbars des Klosters Münchengrätz

Aus der Zeit vor dem Hussitenkrieg erfahren wir, daß zum Kloster etwa 100 Orte gehörten. Nur 33 sind namentlich in dem erhaltenen Bruchstück des Urbars des Klosters Münchengrätz genannt. Darunter waren die Oberdörfer: Wolschen, Woken, Proschwitz, Gablonz, Chlum, Obergruppai, Jesowei, Rokitai, Niedergruppai und ein Teil von Schiedel.

Das Urbar ist lateinsich-tschechisch geschrieben, christliche Namen sind folglich slavisiert. Die Überprüfung der Familiennamen ergibt, daß viele tschechisch sind, daß eine Reihe von einwandfrei deutschen Namen von den Verfassern des Urbars aber in tschechischer Weise niedergelegt sind, z.B. in Rokitai Pawel Zal (= Paul Saal,) Symon Adlycztyn (= Simon Adelstein), in Woken Nyemcz (= der Deutsche), in Gablonz Zaak (= Sack), in Obergruppai Doman und Wach.

1945 waren von den um 1400 genannten Familien noch namentlich vorhanden in Wolschen: Maresch, in Gablonz: Pelz.

In den Oberdörfern waren 1945 auch noch wenige tschechische Familien ansässig, deren Namen im Urbar genannt sind: Antoss in Obergruppai (1945 Antusch in Proschwitz), Massopust in Obergruppai (1945 in Gablonz).

Kloster Hradiště

Im Heimatbuch des Kreises Böhm. Leipa von Karl Stroh und Rudolf Sagaster wird berichtet:

„Das Kloster Hradiště erhob sich dort, wo heute Bräuhaus Kloster an der Iser bei Münchengrätz steht. Dem Beispiel seines Königs folgend, gründete Markwart der I. mit Zisterziensermönchen aus dem Kloster Plaß (bei Pilsen) im Jahre 1144 n. Chr. das Kloster.

Nach der ehemaligen Burgstätte auf dem vorspringenden Felsen im Isertal wurde das Kloster, das aus einem hölzernen Kirchlein und ebensolchen Unterkunftshäusern bestand, Hradiště Mnichove genannt (hrad = Burg, hradiště = Burgstätte). Die ersten Mönche waren Deutsche; durch 100 Jahre hatte das Kloster deutsche Äbte (Theoderich, Johannes, Heinrich, Rivinus), erst 1250 wurde Modlik, ein geborener Tscheche, Abt.

Zu Beginn des 13. Jh. wurden die Grundmauern zu jenem herrlichen Gotteshaus gebaut, von dessen gotischer Pracht man sich nur eine Vorstellung machen kann, wenn man das jetzt noch erhaltene nördliche Seitenportal betrachtet, das infolge seines geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Wertes unter Denkmalschutz steht.

Die drei mächtigen Kirchenschiffe waren in sechs Kreuzfelder geteilt. Diesem Längsschiff folgte ein breites Querschiff und das weite Presbytorium. Von den achtteiligen Bündelpfeilern, welche das Kreuz- und Sterngewölbe trugen sind noch einige erhalten. Das Kloster wurde vom Gründer und von späteren Förderern reich beschenkt. So bekam es unter Abt Modlik Zinsen von Silberbergwerken in Mittelböhmen und schließlich auch Teile des Waldgutes Graber; hier gründeten die Mönche Neustadt als Stadt und Wolfersdorf als Waldhufendorf. Beide Orte blieben auch bis zu den Hussitenkriegen beim Kloster Hradiště. Zwar verbot die Ordensregel den Zisterziensern, daß sie Untertänige hatten. Die untertänigen Dörfer, die das Kloster geschenkt bekam, die es durch Kauf oder Tausch erwarb, übernahm es, indem es die Pflichten der Untertanen in einen regelmäßigen Zins nach deutschem Recht umwandelte. Die Mönche verrichteten alle Arbeiten im Kloster und auf den Gütern selbst. Da aber die Zahl der Brüder, unter denen es auch

viele Laien gab, rasch wuchs, waren für die schweren Arbeiten genügend Kräfte vorhanden. Die Zisterzienser förderten Handel und Gewerbe, legten aber auf der Höhe beim Kloster keine Siedlung an, weil ihnen das die Ordensregel verbot. Dagegen setzten sie jenseits der Iser, wo bereits am tiefen Ufer die Fischersiedlung Ribitvi bestand, auf der Höhe nach deutschem Recht ein Städtchen aus, das seinen Namen und sein Wappen vom Kloster Hradiště Mnichove (1279) erhielt. Das Wappen bilden zwei silberne Abtstäbe im roten Felde. Nach dem Tode Ottokars II. (1278) begann für das Kloster und die zugehörigen Dörfer eine unruhige Zeit, welche die Entwicklung hemmte. Der Adel bekämpfte sich gegenseitig, räuberisches Gesindel machte das Land unsicher, Not und Krankheit zogen in den Dörfern ein. Mehr als ein Jahrhundert lang lag das Kloster mit seinen Gütern inmitten neidvoller Parteien, die sich heftig befehdeten. Aus der Zeit um 1400 erfahren wir die Größe des Klosterbesitzes.

Von den deutschen Oberdörfern waren dem Kloster zinspflichtig: Wolschen, Woken, Proschwitz, Gablonz, Chlum, Ober-Gruppai, Jesowei, Ober-Rokitai, Nieder-Rokitai, Nieder-Gruppai und ein Teil von Schiedel. Weiter berichtet Sagaster, daß zum Kloster ungefähr 100 zinspflichtige Dörfer, von denen der erhaltene Teil des Urbars 30 nennt, die allein über 500 Schock Groschen dem Kloster jährlich zinsten. Von den Namen, die das Zinsregister anführt, sind mit Sicherheit vier festzustellen, die noch heute in Hühnerwasser und den mittleren und südlichen Oberdörfern vorkommen, deren Träger also Familien angehören, die mehr als 500 Jahre ansässig sind: Sperling, Pulz auch Pelz, Nemetz, Antusch.

Am 30. April 1420 wurde das Kloster samt der berühmten Klosterkirche von den Hussiten unter Führung von H. v. Krušina (= Habstein) zerstört. Die geflüchteten Mönche kehrten nie mehr wieder, der letzte starb 1472 in einem Kloster in Südmähren. Die Dörfer kamen in den Besitz der angrenzenden Herrschaften.

Nach dem Ende der Hussitenkriege wurden Mitte Oktober 1436 einige Dörfer bei Münchengrätz, Böhm. Aicha, das Kloster Münchengrätz und die Krutzenburg an Jan Capek von San verpfändet. Dieser Hussitenführer hatte sich dem Kaiser ergeben."

Gründung der Waldhufendörfer

Der Landesherr oder Grundherr beauftragte mit der Durchführung der Ansiedlung einen erfahrenen Fachmann, den Locator (Locus = Ort, Location = Platzbestimmung), mit der Festsetzung der Dorfflur und mit der Anwerbung von Siedlungswilligen. Der Locator, der auch aus der Mitte der Siedler gewählt werden konnte, schloß mit dem Grundherren einen Vertrag über die Größe des Dorfes und über die Höhe des Zinses ab und teilte die Flur in gleichgroße Hufen ein. Jedem Ansiedler wurde eine Hufe zugeteilt. Auf der Hufe erbaute sich der Siedler sein Haus und begann mit der Rodung. Allmählich wurde dann der Wald vom Hofe aus gegen die Dorfgrenze gerodet. Diese Dörfer nennt man Waldhufendörfer. Der Locator erhielt für seine Mühe die beste und größte Hufe, durfte ein Gasthaus führen und eine Mühle errichten oder bekam auch andere einträgliche Rechte. Die Anlage der Waldhufendörfer geschah nach deutschem Recht. Die Siedler waren frei, konnten ihren Besitz verkaufen, vererben und niemand durfte sie vom Hofe vertreiben oder den Hof wegnehmen.

Diese Siedlungstätigkeit griff da und dort auch auf die bereits bestehenden slawischen Runddörfer über, weil sie den Wunsch hatten, ebenfalls unter deutsches Recht gestellt zu werden. Das trifft für viele Dörfer an der Sprachgrenze zu, z.B. Halbehaupt, Gablonz u.a.m. (Siehe Dorfplan von Halbehaupt und Gablonz.)

Ein Bauerngehöft der Oberdörfer

Der Hof (Gehöft) war hufeisenförmig angelegt. Das Wohngebäude war mit dem Rinderstall als einziges Gebäude aufgeführt. Ihm schlossen sich Geräteschuppen an. Gegenüber befand sich der Pferdestall, daran reihten sich Schweinestall, Hühnerstall und Schupfen an. Die Scheune schloß im rechten Winkel den Hof ab. Da auf den Höfen auf den Anhöhen kein fließendes Wasser vorhanden war, hatten die Höfe oft eine „Pfütze" oder einen Ziehbrunnen. Fehlte dieser, dann mußte das Trinkwasser beim Dorfbrunnen im Tal geholt werden.

Betrat man den Hof, erscholl ein kräftiges Hundege-

bell. Der Kettenhund bewachte das Haus. Er bellte anders, wenn ein Hausbewohner in den Hof kam, anders, wenn ein Fremder hereintrat und wieder anders, wenn eine Kuh los war. Ja, man erzählte sich auch, daß Hunde nicht bellten, sondern jaulten und weinten, wenn jemand im Sterben lag. Die Haustüre hatte 2 bis 3 Treppenstufen. Über der Tür befand sich ein dreiteiliges, niedriges Fenster. Ein Teil war immer offen, damit die Schwalben zu ihrem Nest fliegen konnten, und damit frische Luft ins Vorhaus kam. In den alten Häusern war am Türstock rechts und links je ein röhrenartiges, vierkantiges Loch für einen schweren Holzriegel, der des Nachts die Haustür verriegelte. Das große Vorhaus besaß 4 bis 5 Türen. Rechts führte eine Tür in den oberen Dachstock und eine andere darunter in den Keller, daneben eine weitere in die Kammer und eine zweite in den Gang oder Siedekammer und von dort weiter in den Kuhstall. Links gelangte man durch eine Tür in die große Wohnstube. Da die Gebäude früher aus Holz ausgeführt waren, besaß die Bauernstube an der Decke Holzbalken. Sie waren glatt gehobelt oder mit Ölfarbe angestrichen. Die Wände wurden jedes Jahr mit Kalk geweißelt. Rechts beim Stubeneingang stand der große Kachelofen. Über dem Herd war eine Verbindungsplatte quer vom Bratröhrenaufbau bis zur Wandmauer gelegt, auf welche getrocknet werden konnte. Hinter dem Ofen breitete sich in Herdhöhe der Backofenteil aus. Er war aus Lehm und Ziegeln ausgeführt und diente als Schlafstelle und Trokkenraum. Zu den Backofen führten vom Fußboden aus einige Ziegelstufen. Am Kachelofen stand die „Ufnbank“. Wie oft saß dort die Großmutter oder der Großvater und erzählte den Enkelkindern Märchen und Geschichten aus alter Zeit.

An den Backofen schlossen sich die Bauernbetten an. An dieser Bettseite hing der „Sejger“ (Pendeluhr) und an der Kopfseite waren an einer Holzleiste Heiligenbilder angebracht. Die Bilder waren schief an die Wand gehängt und standen mit dem unteren Rahmenteil auf einer Holzleiste auf. Hinter den Bildern steckten Palmzweige vom Osterfest, Birkenreiser vom Fronleichnamstag, Rosenkränze, Zeitungen, Kalender u. a. m.

Im linken vorderen Eck stand das „Braat“. Dort war allerhand Geschirr. In den „Tippeln“ bewahrte die Bäuerin ihre Wertsachen und ihr Kleingeld auf. Im „Braat“ stellte sie auch ihre wertvollen Kristallgläser und ihr altes Zinngeschirr zur Schau. Neben dem „Braate“ stand der große Eßtisch, dahinter der „Herrentisch“ und entlang der Wand eine lange Bank.

Im Tischkasten des Herrentisches hatte der Bauer seine Schriften, die Steuer- und Sparkassenbücher und auch sein Bargeld eingeschlossen. Dieser Tisch war an Wochentagen mit einer bunten Tischdecke bedeckt. Auf dem Tisch stand ein Blumenstrauß, lag eine Zeitung, der Kalender oder auch das Gebetbuch.

Bauer und Bäuerin aßen mit den Kindern und dem Gesinde am Gesindetisch. Noch in meiner Jugendzeit aß man aus Schüsseln. Die Bäuerin setzte eine Sauerteig-, Milch-, Brot- oder Kartoffelsuppe auf den Tisch und schüttete heiße Bratkartoffeln dazu. Jeder mußte sich dann selbst die Kartoffeln schälen, holte sich seinen Löffel aus dem „Braate“ und wartete bis der Hausherr das Morgengebet gebetet und als erster den Löffel in die Schüssel geführt hatte. Zu Mittag gab es dann wieder Suppen mit Kartoffeln oder „Stoppelfuchs“ (aus rohen Kartoffeln), Liwanzen mit Kornkaffee, Kartoffelknödel mit Butter oder Speck, Semmelknödel mit Butter oder Speck, Skubanken, Zolkerknödel (aus rohen Kartoffeln), Raffknödel, Bratkartoffeln mit Rührei, Buchtl mit Kornkaffee, Kirsch-, Pflaum, Äpfel-, Beeren-, Quark-, Powidlknödel. Nur an Festtagen gab es Fleischgerichte: Karbonaden mit Sauerkraut und Kartoffelbrei (Mauke), Sauerbraten mit Knödel, Schweinebraten mit Blaukraut, Schnitzel mit Salzkartoffeln, Eintopfgerichte u. a. m.

An den Festtagen gab es auch besondere Kuchen: Klecksel-, Streusel-, Mohn- oder Quarkkuchen oder Mohn-, Quark- und Powidlbuchten. Kam ein Fremder zur Zeit der Mahlzeit in die Stube, so forderte die Hausfrau ihn zum Mitessen auf: „Kommt ock, aßt ock mit, loßt euch ne lange heißn, s wird schunn langn.“ Sie holte dann einen guten Löffel aus dem „Braate“, drückte ihn den Fremden in die Hand und schob ihn auf ihren eigenen Platz. Man konnte die Bäuerin schwer beleidigen, wenn man diese Gastfreundschaft nicht angenommen hätte.

In den Fenstern und auf den Fensterbrettern standen stets Blumen: Annastöckl, Fuchsie, Geranie, Wachs-

blume, Passionsblume, Rührmichnichtan, Meerzwiebel, Aloe, Balsamine, Hauswurzel und die Myrthe. Oft waren diese Pflanzen auch Heilkräuter gegen Fieber, Wunden, Warzen und die Myrthe gegen das Ledigbleiben.

An der Stirnwand stand das prachtvolle Kanapee (Sofa), davor manchmal eine Wiege oder ein Spinnrad. Über dem Herrentische hing die schmucke Petroleumlampe. In alten Bauernstuben erinnerte auch noch die sogenannte „Gahnoffe", in welche die Kienspäne eingezwängt wurden, an eine vergangene Zeit.

Mit dem Wohngebäude war der Rinderstall verbunden. Aus dem Vorhaus führte eine Tür in die Kammer, dort schliefen Großvater und Großmutter, eine zweite Tür durch die Siedekammer in den Kuhstall. Oberhalb der Bauernstube war eine obere Stube, dort schliefen die größeren Kinder, und dort hatte die Bäuerin ihre Schränke mit Wäsche oder Kleidern und ihre Betten aufbewahrt. Dieses Zimmer diente auch als Gästezimmer. Über dem Stall befand sich der Schüttboden. Hier wurde das Getreide aufgeschüttet, ringsum standen die Mehlkisten, hingen das Rauchfleisch, der Speck, Kummte, Riemen, Stricke, Ketten, Dreschflegel, Hacken, Gabeln und verschiedene Geräte, die als Vorrat angeschafft waren. Ein Sprichwort hieß: Wie dr Schüttbodn. so dr Bauer.

An den Kuhstall schlossen sich weitere Kleinställe und Schupfen an. Gegenüber war der Pferdestall, daran schlossen sich auch noch der Schweinestall oder Schupfen an. Die Hühner gelangten über eine Hühnerleiter in den Hühnerstall.

Mitten auf dem Hof befand sich ein Misthaufen, die Abläufe der Dachrinnen endeten über der Zisterne (Pfütze). Vor den Hausfronten lag ein Blumen- oder Pflanzengarten und um das Haus der Obstgarten. Das ganze Gehöft war mit einem hohen Lattenzaun umgeben. Durch das „Türl" gelangte man auf den Hof und durch ein großes Hoftor fuhr der Bauer auf seinem eigenen Wege auf seine Felder. Irgendwo am Eingang zum Hof oder im Hof stand eine alte Linde. An der Linde waren Stangen, Wagendeichseln oder Wiesenbäume angelehnt.

Die alten Gebäude waren noch aus Holzbalken zusammengefügt und mit Lehm ausgefugt. Die Balken blieben dunkel gebeizt, der Lehm war weiß mit Kalk gestrichen, die Dächer mit Stroh gedeckt (Umgebindehaus mit Pawlatsche).

Umgebindehaus in Schiedel Nr. 12

Jedes Gehöft hatte seine Eigenart, sein besonderes Gepräge, das zu jeder Jahreszeit seine Reize zeigte.

Die Zeit der Hussitenkriege und der Raubritter

Um 1400 mögen die Bewohner der Oberdörfer ein schweres Leben geführt haben. Den Grundherren mußten sie hohe Zinsabgaben leisten, durch die Fehden und Streitigkeiten der Adeligen, Ritter und Städter wurden ihre Höfe oft geplündert und beraubt.

Auch die große religiöse Bewegung, hervorgerufen durch Johann Hus, hatte auf unser Heimatgebiet großen Einfluß. In den Orten lagerten hussitische Horden, verheerten unter Jan Rohatsch Weißwasser und Niemes, lagerten unter den Habichtstein und zerstörten 1420 das Kloster Hradiště.

In den Kämpfen und Feldzügen der Städter mit den Rittern und Raubrittern plünderten und brandmarkten die Lausitzer unsere Städte und Dörfer, drangen bis Tur-

nau vor und eroberten auf dem Rückzug die Rollburg. Die Burgen Roll und Devin (bei Hammer) waren in dieser Zeit gefürchtete Raubritternester.

Viele geschichtliche Quellen aus dieser Zeit sind in den Kriegswirren vernichtet worden oder auch verlorengegangen. So kann aus dieser Zeit von den Oberdörfern nur lückenhaft und unzureichend berichtet werden.

Reformation, Gegenreformation und der 30jährige Krieg

Diese Zeit hinterließ in den Oberdörfern Spuren. In Niemes war der Grundherr Karl von Biberstein zum lutherischen Glauben übergetreten und stellte gemäß dem Augsburger Religionsfrieden (1555) in den Kirchen Pastoren ein.

„Wessen das Land, dessen die Religion", diese Friedensregelung brachte viel Unheil. Die Bewohner waren zum Großteil protestantisch geworden. Durch Kauf ging die Herrschaft Niemes auf Johann Müller von Mühlhausen über. Auch er war Lutheraner. Sein Sohn Johann war am 23. 5. 1619 beim „Prager Fenstersturm" zugegen, gehörte mit seinem Kammerdiener Kiesewetter aus Niemes zur Gesandtschaft, die dem protestantischen Kurfürst von der Pfalz die Botschaft von der Wahl zum Landesfürsten von Böhmen überbrachten und den von den böhmischen Ständen neu gewählten König Friedrich V. nach Prag geleiteten.

Für seinen katholischen Gegner, Kaiser Ferdinand II., sammelte Freiherr von Tilly an der Donau ein Heer und zog gegen Prag. Am 8. 11. 1620 trafen sich die kaiserlichen und die böhmischen Truppen am Weißen Berge. Die Schlacht dauerte nur zwei Stunden. Einem Polen gelang es, das Pferd dem jungen Fürsten von Anhalt zu töten und diesen gefangenzunehmen. Darauf ergriffen die böhmischen Truppen die Flucht. Friedrich von der Pfalz floh mit seinem Gefolge nach Breslau. Unter ihnen befand sich der Vizekanzler Peter Müller von Mühlhausen, ein Bruder des Niemeser Grundherren. Gegen ihn und seine Brüder rückten die Kaiserlichen nach und trafen am 11. 11. 1620 in Niemes ein. Das Schloß wurde in Brand gesteckt und die Stadt geplündert. Johann Müller von Mühlhausen konnte sich unter der nahen Baderbrücke verstecken und entrann so dem Tode. Seine Besitzungen wurden vom Staate eingezogen und die Güter Bösig, Hirschberg, Weißwasser und Niemes an den Kämmerer Albrecht von Waldstein zur Verwaltung übertragen. Es war der entschiedene Wille des Kaisers, Böhmen zum katholischen Glauben zurückzubringen.

Dies gelang den eingesetzten kaiserlichen Kommissionen. Die Kirchen wurden nach katholischem Ritus eingeweiht und die Bevölkerung trat, wenn auch zunächst nur äußerlich, zum katholischen Glauben über. Da griffen die Schweden in die Kämpfe ein und eroberten Prag. Das gab den Protestanten wieder Mut. Viele Pastoren kehrten darauf in ihre Gemeinden zurück.

Am 15. Mai 1632 befreite Albrecht von Waldstein (Wallenstein) Prag. Die Güter in Niemes, Weißwasser und Münchengrätz wurden an Albrecht von Waldstein übertragen. Doch schon nach seiner Ermordung in Eger fielen sie wieder an die früheren Besitzer zurück. Die bäuerliche Bevölkerung in den Oberdörfern war in den Wirren des 30jährigen Krieges hart betroffen, nachweisbare Aufzeichnungen liegen aber nur spärlich vor. Sicher aber ist, daß die Bevölkerung den lutherischen Glauben annahm und in der Gegenreformation die Pastoren vertrieben wurden. Am Ende des Krieges war das Land verwüstet, die Kirche in Gablonz war zerstört, die Kirchenbücher der Pfarreien Gablonz, Schwabitz, Hühnerwasser und Hlawitz vernichtet.

Familienforschung über den 30jährigen Krieg hinaus ist aus Mangel an Urkunden deshalb nicht möglich.

Die kirchliche Organisation vor den Hussitenkriegen (von Erwin Heilek)

Die Christianisierung Böhmens wurde am 13. Januar 846 mit der Taufe von 14 böhmischen Edelleuten oder Häuptlingen in Regensburg eingeleitet. Böhmen und ein Teil der Lausitz gehörten zum Bistum Regensburg, das dem Erzbistum Mainz untergeordnet war. 973 wurde das Bistum Prag gegründet und ebenfalls dem Erzbistum Mainz zugeteilt.

Im 12. Jh. hatte Böhmen bereits 10 Archidiakonate, die schon aus früherer Zeit herstammten, darunter auch

Bunzlau, wo Herzog Boleslav 973 eine hölzerne Kirche hatte erbauen lassen, die 1200 aus Stein neu errichtet wurde. Diese Kirche wurde die Mutterkirche des ganzen nördlichen Böhmens. Der sehr umfangreiche Sprengel wurde in die Diakonate Gabel, Hawran (später Nimburg), Jungbunzlau, Kamenetz (später Weißwasser), Melnik, Münchengrätz, Turnau und Zittau eingeteilt. Von den 191 Seelsorgestationen entfielen auf die Dekanate Gabel 13, Hawran 18, Jungbunzlau 25, Kamenetz 28, Melnik 22, Münchengrätz 25, Turnau 24 und Zittau 36 (Tille, Seite 383ff.)

1344 wurde das Bistum Prag zum Erzbistum erhoben, dem noch die Diözese Olmütz und das Bistum Leitomischel zugeteilt wurden. Es ist bezeichnend, daß als Kirchenpatrone in den vorhandenen Nachrichten die Markwartinger (von Wartenberg) wiederholt genannt sind. Tille führt in der Geschichte von Niemes folgende Nachweise an:

– Gablonz: Am 29. Oktober 1378 wird Johann von Wartenberg als Kirchenpatron genannt (Tille, S. 69).
  Bei der Präsentation des Pfarrers von Gablonz am 22. März 1389 wird der Patron Johann von Wartenberg als Kanonikus in Prag erwähnt (Tille, S. 70).
  Johann von Ralsko oder Roll, Besitzer von Wartenberg, präsentiert am 7. Juli 1396 den Pfarrer für die Kirche in Gablonz, desgleichen mit seinem Bruder Wenzel am 15. 11. 1389.
  Johann von Wartenberg, auch genannt von Ralsko oder Roll, verpflichtet sich unter dem 6. März 1402 dem Pfarrer von Gablonz, Wenzel Warwoll, für seine geleisteten Dienste sowie für noch zu erwartende Gefälligkeiten vom 4. Teil seines Bezuges von der Niemeser Maut wöchentlich 20 Prager Groschen zu überlassen. In der 11. Woche sollte er den doppelten Betrag, mithin 40 Prager Groschen, erhalten, und zwar auf Lebenszeit (Tille, S. 253).
– Schwabitz: Das Patronatsrecht übten stets die Herren von Wartenberg aus. Der erste geschichtliche bekannte Pfarrer Laurenz starb 1358.
  Weitere Beschreibung der Pfarre Schwabitz in Tille, S. 439ff.
– Hlawitz: Johann von Wartenberg, genannt der Ältere oder aber von Roll, kommt vor in den Präsentationsakten für die Patrone in Hlawitz am 12. Februar 1417 und
– Mukarschov am 20. Dezember 1424.
– Swetlai: Ende Februar 1420 verlieh er seinem Hauskaplan Georg in die offene Pfarrstelle (Tille, S. 73).
– Oschitz: Am 8. Juli 1371 werden Johann und Wenzel von Wartenberg und am 15. September 1380 Johann allein als Kirchenpatrone angeführt.
– Niemes: Am 19. Jänner 1377 wurde nach erfolgter Präsentation bei den Patronatsherren Johann von Wartenberg, Burggraf in Prag und dessen Bruder Wenzel von Wartenberg, der Priester Nikolaus aus Eulau als neuer Pfarrherr bestätigt.
  (Weitere Angaben in Tille, S. 386ff.)

Die wenigen, in begrenztem Umfang erweiterbaren Fundstellen bestätigen, daß die kirchliche Organisation in Nordböhmen im wesentlichen vor den Hussitenkriegen bereits in der noch 1945 gültigen Form bestand und insbesondere damals die Pfarrstellen und Pfarrkirchen vorhanden waren.

Noch 1670 gab es in den Dörfern „öde" Häuser (in Kridai Nr. 8). Die ehemaligen kleinen Gutshöfe des niederen Landadels in Kridai, Kostersitz und Chlum waren zerstört und an die Grundherrschaft Waldstein gekommen. Sie wurden mit Bauern aufgesiedelt. So bleibt nur die Feststellung, daß nach 1648 die Wirtschaft des Landes von Grund auf wieder aufgebaut und die Dörfer zum Teil mit neuen Familien besiedelt werden mußten.

Der Aufbau nach dem 30jährigen Krieg

Was 1945 an familiären Verbindungen zerrissen, an kulturellen Werten vernichtet, an wirtschaftlichen Gütern zugrunde gerichtet wurde, ist in vielerlei Hinsicht nach 1648 begründet und dann in 300 Jahren kontinuierlich fortentwickelt und aufgebaut worden.

Die 1945 ausgesiedelten Familien lassen sich durchweg nach dem 30jährigen Krieg in den Oberdörfern nachweisen. Sie hatten durch 3 Jahrhunderte ihre Besitztümer vererbt und waren mit dem Lande verwurzelt. Die Familiennamen Bär, Bergmann, Engel, Habel, Heide, Heilek, Horn, Kirschner, Köhler, Pelka, Schreier, Schwarz, Till und viele andere mehr werden zu Beginn

Siedlung	Urbar um 1240					Theresianischer Kataster um 1750						
	Klein-besitz	½ Huben	¾ Huben	1 Huben	ins-gesamt	bis 1 Strich	1,1–5 Strich	5,1–15 Strich	15,1–30 Strich	30,1–60 Strich	über 60 Strich	ins-gesamt
Wolschen	–	6	–	6	12	1	1	–	7	2	–	11
Woken	6	9	1	6	22	1	7	8	6	1	–	23
Gablonz	2	3	1	9	15	5	5	12	6	–	–	28
Chlum	1	2	–	4	7							
Ober Gruppai	Steuerpflichtige				31	–	1	10	7	3	–	21
Nieder Gruppai	Steuerpflichtige				23	3	2	12	2	8	–	27

1 Strich = 0,287 ha

des 18. Jahrhunderts erstmals in den Oberdörfern urkundlich erwähnt. Obwohl nun durchwegs neue Familiennamen erscheinen, fällt auf, daß sich die Betriebsgrößenverhältnisse durch Jahrhunderte dennoch wenig geändert haben. Das zeigt der Vergleich der Angaben im Bruchstück des Urbars zum Kloster Münchengrätz mit denen im Theresianischen Kataster.

Während in Wolschen und Woken die Zahl der Hofstellen nach 300 Jahren gleich waren, hatte sich in Gablonz im Laufe der Zeit mehr Kleinbesitz entwickelt. Nur in Ober-Gruppai hat sich die Zahl der Steuerpflichtigen verringert.

Als sichtbares Zeichen der wirtschaftlichen Entwicklung im 18. Jahrhundert können auch die damals in den Oberdörfern wie in weiten Bereichen Nordböhmens errichteten einstöckigen Umgebindehäusern gelten, von denen einzelne im nordböhmischen Raum auch heute noch zu finden sind. Obwohl die Bauern vielfach keinen Waldbesitz hatten, wurden die geräumigen Blockhäuser mit einem Stockwerk errichtet, wobei das „Umgebinde" als Stützwerk das Obergeschoß trug, für das Erdgeschoß belebend und schmückend wirkte. Ein äußerer Gang (die Plobatschke, von tschechisch pavlač) säumte das Obergeschoß. Es muß angenommen werden, daß das Holz für diese Bauten von der Grundherrschaft bereitgestellt wurde. Die Tatsache, daß nach der Bauernbefreiung 1781 für die neuen, durch Erbteilung entstandenen Hofstellen nur ebenerdige Gebäude errichtet wurden, spricht für diese Annahme.

Die kulturelle Entwicklung

Träger der Kultur waren während des Mittelalters überwiegend die Kirche und die Klöster. Mit Beginn der Hussitenstürme wurde diese Entwicklung im engen wie im weiten Kreise nicht nur unterbrochen, sondern wie mit der Brandschatzung des Klosters Münchengrätz und der Zerstörung der berühmten Klosterkirche am 30. April 1420 das kulturelle Zentrum mit seiner wirtschaftlichen Grundlage vernichtet. Am 21. April 1421 wurde der Erzbischof von Prag, Konrad Wechte, Hussit. Von 1421 bis 1561 vertraten die Stelle des Erzbischofs von Prag nur Administratoren. Den hussitischen Glaubenskämpfen folgte in Böhmen Luthers Reformation. Mit den Grundherrn und den Pfarrern wechselten die Konfessionen, wobei nicht immer alle Bürger und Bauern den Übertritt vollzogen (ausführliche Darstellung bei Tille, S. 386 ff.).

1627 wurde die Gegenreformation in Böhmen eingeleitet. Mit Widerstreben waren die Bewohner zur evangelischen Lehre geführt worden, mit Widerstreben wurden sie wieder katholisch (Tille, S. 397). Und erst um 1730 mag auch in Gablonz die Gegenreformation zum Abschluß gekommen sein. Als die Gräfin Margarete von Waldstein in den Jahren 1725 bis 1733 an der Stelle der

alten Kirche in Gablonz die Marienkirche erbauen ließ, war das ein äußeres Zeichen, daß auch hier die Gegenreformation abgeschlossen war. Noch aber wurde die Pfarrstelle in Gablonz nicht besetzt, und noch 1777 wurden die Kinder aus Woken und Kridai in Hlavitz getauft. Auch die Toten wurden dort beerdigt. Um 1730 dürfte in den Oberdörfern die erste Pfarrschule eingerichtet worden sein, denn in einer Übergabeurkunde unterschrieb 1746 der Vater Jakob Heilek noch mit 3 Kreuzen, der Sohn Andreas Gottfried aber mit Namen.

1776 wurde in allen deutschen Ländern Österreichs das Normalschulsystem eingeführt und eine strenge Prüfung verlangt. Die neue Schulverfassung schärfte allen Lehrern einen vorbildlichen Lebenswandel ein. Die Schulen in den Dörfern waren Pfarrschulen oder der Unterricht wurde privat in Bauernhäusern erteilt, so z. B. in Schwabitz, Halbehaupt und Höflitz 1849 (Tille, S. 459).

Die Zeit nach dem 30jährigen Krieg

Nach dem 30jährigen Kriege hatte unsere Heimat 90 Jahre Frieden. Im Siebenjährigen Krieg (1757–1763) rückte nach der Schlacht bei Kolin die österreichische Infanterie bis Hühnerwasser und Kummer vor. Der besiegte Preußenkönig Friedrich der Große lag mit seinen Truppen in Hirschberg und zog mit seinem Heere über Leitmeritz aus dem Lande. Die kaiserliche Armee in der Stärke von 90000 Mann schlug in Niemes und Umgebung die Lager auf, Nach der Schlacht bei Hochkirch, in der die Österreicher siegten, wurden viele Verwundete auf Bauernwagen ins Landinnere gebracht, Krankheiten brachen aus, die Bevölkerung hungerte. In dieser Zeit lernte man die Kartoffel kennen. Die Bauern waren durch den Krieg in Schulden geraten, hatten kein Vieh mehr und konnten ihre Felder nicht mehr bestellen. Die hohen Steuerlasten, Robotarbeiten (5 Tage in der Woche von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang) und die Willkür der Herrschaften entfesselten unter den Bauern Aufruhr. Dieser wurde aber bereits schon im Keime erstickt, bis endlich Josef II. nach seiner Thronbesteigung die Leibeigenschaft mit dem Erlaß vom 15. Januar 1782 aufhob.

Im Bayerischen Erbfolgekrieg (1778–1779)

Die Habsburger erhoben Ansprüche auf große Teile Bayerns. Das ließ Friedrich der Große nicht zu. Im Volksmunde wurde dieser Krieg der „Erdäpfel- und Zwetschgenkrieg“ genannt, weil hauptsächlich nur Erdäpfel und Zwetschgen zu Schaden kamen. In diesem Kriege lernte unsere Bevölkerung den Kaffee kennen.

Österreich hatte unter Feldmarschall Laudon 300000 Mann unter Waffen. Sie bezogen in Nordböhmen mit dem Hauptquartier in Niemes befestigte Stellungen, wichen aber bald bis an die Iser zurück. Unter Kronprinz Heinrich rückten die Preußen in Niemes ein. Er hatte seine Vorposten bis nach Gablonz vorgeschoben. Am 10. November 1778 kam Kaiser Josef II. mit seiner Gefolgschaft von Niemes nach Kratzdorf. Ein gewisser Eichler zeigte ihm den Weg über Proschwitz nach Hlawitz und erhielt dafür einen Dukaten.

Zwischen dem Prinzen Heinrich und Friedrich des Großen kam es im Winter zu einem Zerwürfnis und bald darauf zum Frieden mit Österreich in Teschen.

Unsere Heimat während der Befreiungskriege

Am 20. April 1792 erklärte Frankreich dem Deutschen Reiche den Krieg. Österreich hatte zunächst die Hauptlast zu tragen. Außer einigen Einquartierungen in Niemes und Umgebung ist aus diesr Zeit wenig bekannt. Nach der vernichtenden Niederlage der Heere Napoleons in Rußland trat Österreich auf den Plan. Böhmen wurde zur strategischen Schlüsselstellung.

Von Prag ging die Kriegserklärung Österreichs gegen Frankreich aus. Feuerzeichen, auf den Höhen von Prag entzündet, wurden von Berg zu Berg bis auf die Grenzhöhen des Erzgebirges, in die Lausitzer- und Iserberge bis ins Riesengebirge weitergegeben.

Fürst Schwarzenberg sammelte die Hauptarmee der Verbündeten in Nordböhmen und erfochte bei Kulm und Nollendorf einen großen Sieg über Napoleon.

Unsere Heimat hat in dieser Zeit große Opfer gebracht. Heere aus ganz Europa stießen hier aufeinander. Der Krieg mußte den Krieg ernähren. So mußte das polnische Heer unter Fürst Poniatowsky mit 18000

Mann im Dienste Napoleons verpflegt und versorgt werden. Dieses Heer soll furchterregend gewesen sein. Mit gezogenen Pistolen kamen sie dahergeritten, forderten Vieh, Verpflegung, Geld, Alkohol und Frauen, demolierten die Häuser, machten alles zu Feuerholz, schlachteten mehr als sie verzehren konnten und betranken sich sinnlos.

Am 19. August 1813 wurden Franzosen und Polen unter General Kellermann bei Deutsch Gabel zusammengezogen. Die wenigen österreichischen Truppen lieferten ihnen nur einige Plänkeleien und Scheingefechte.

Am gleichen Tage kam auch Napoleon bis nach Deutsch Gabel. Geschickt verstand man es, seine Kundschafter und ihn über die Lage der Österreicher zu täuschen. Die Niemeser und Wartenberger Chroniken berichteten viel von Requirierungen und Kriegskontributionen aus dieser Zeit. Der Sieg, der unter Fürst Schwarzenbergs Führung stehenden Verbündeten in der Völkerschlacht bei Leipzig am 16. bis 19. Oktober 1813, beendete die mitteleuropäische Herrschaft der Franzosen.

Im Bruderkriege 1866

Bismarck hatte einen Geheimvertrag mit Italien gegen Österreich abgeschlossen und benützte den ersten Konflikt zur Eröffnung der kriegerischen Auseinandersetzung mit Österreich. Am 10. Juni 1866 schloß Preußen Österreich aus dem Deutschen Bunde aus.

Preußische Truppen drangen in Böhmen ein.

Am 25. Juni 1866 telegraphierte General Herwarth an den Generalfeldmarschall von Moltke nach Berlin: „Ich gehe heute nach Niemes und erwarte weitere Befehle."

In den Orten war am 18. Juni die Musterung in aller Ruhe erfolgt. In Niemes hatten zwei Eskadronen österreichischer Radetzky-Soldaten Quartiere bezogen. Sie erhielten am 24. Juni den Befehl, sich nach Münchengrätz zurückzuziehen. Darauf rückten preußische Husaren in Niemes ein. Der Einmarsch der Haupttruppen erfolgte am 26. Juni. General von Herwarth nahm mit seinem Stabe im Schlosse Quartier. An der Straße von Niemes nach Hühnerwasser kam es zu den ersten Gefechten.

Darüber berichtet Theodor Fontane in seinem Buch „Der deutsche Krieg von 1866":

„Die 3. Schwadron der Königshusaren unter Rittmeister v. d. Goltz traf vor dem Wald gegen Hühnerwasser auf eine Schwadron österreichischer Nikolaus-Husaren, attackierte sofort, warf sie über den Haufen und machte eine Anzahl Gefangene. Die Schwadron kam aber unter feindliches Feuer, verlor die Gefangenen wieder und zog sich nach Niemes zurück. Infanterie mußte vor.

Fast ohne Widerstand wurden die Österreicher auf Hühnerwasser zu über das Städtchen hinaus bis in den dahintergelegenen Wald zurückgeworfen. 3 Bataillone nahmen Vorpostenstellungen gegen Weißwasser, Gablonz und gegen Münchengrätz.

Aus Hühnerwasser waren sämtliche Einwohner mit dem Vieh und der beweglichen Habe geflüchtet.

Der Wald vor Hühnerwasser war der Schauplatz des Morgengefechtes, der Wald hinter Hühnerwasser der Schauplatz des Abendgefechtes. Das Abendgefecht wurde mit aller Härte geführt, der Feind zurückgedrängt und ließ die Toten und Verwundeten im Walde, auf dem Wege und in den Hecken zurück. Die Österreicher wurden über den Teperberg und Ober-Gruppai hinaus zurückgeworfen. Bei den Preußen waren 4 Offiziere und 46 Mann gefallen." Die Verluste bei den Österreichern waren noch größer.

Darüber schreibt Theodor Fontane: „Gleich das Kornfeld hinter Hühnerwasser zeigte deutliche Spuren des Kampfes. Die Halme am Saume des Waldes niedergetreten, überall lagen österreichische Jägerhüte, dazwischen Blechgeschirre, Tornister, zerbrochene Kolben. Das Feld war bereits durchsucht und alles Lebendige aufgelesen. Der Wald trat bis an die Straße heran. Zu beiden Seiten lagen die Leichen, österreichische Jäger, die bleichen, blutlosen Gesichter von Fichtenzweigen überdeckt. Vorn am Wege ein Jägerleutnant, blutjung, den Degen noch in der Rechten, waldeinwärts im hohen Farrenkraut lagen andere. Dorthin waren sie gekrochen und gestorben. So war das Feld am 28. Juni früh. An diesem Tage bewegte sich die Elbarmee auf Münchengrätz zu."

Zu Ehren der Gefallenen wurden 1868 Kriegerdenkmäler an der Straße von Hühnerwasser nach Münchengrätz und im Wald bei Hühnerwasser errichtet. Ein

Wolschner Schulklasse 1933 am Kriegerdenkmal 1866 bei Hühnerwasser

kunstvolles Eisengußdenkmal steht an der Straße in Haber. Die deutsche Inschrift lautet:

„Zur Erinnerung an die tapferen k.u.k. österreichischen Krieger, welche in den Gefechten bei Hühnerwasser und Münchengrätz am 26. und 28. Juni 1866 in treuer Pflichterfüllung den Heldentod fanden.

Gewidmet von Maria Gräfin Waldstein-Wartenberg, geborene Fürstin Schwarzenberg – 1868 –."

Am 3. Juli 1866 war das Schicksal Österreichs entschieden. Österreich schied aus dem Deutschen Bunde aus.

Die Heimat im Ersten Weltkrieg

Am 28. Juni 1914 lösten die Mordanschläge gegen den Thronfolger Franz Ferdinand und seiner Gemahlin der Serben Cabrinovic und Prinzip in Sarajewo den Ersten Weltkrieg aus. Die wehrfähigen Männer rückten zu ihren Truppenteilen ein. Der Krieg brachte an allen Fronten große Verluste, in der Heimat Not und Elend. Die Frauen und Kinder mußten daheim in Haus, Hof und Feld die Männer ersetzen, für die Ernährung sorgen und die Ablieferungspflichten erfüllen. Die Kontingentierung der Grundnahrungsmittel wurde notwendig, Preissteigerungen waren die Folge.

Der Eintritt der USA in den Krieg, die ungünstige Lage an den Fronten und die Proklamation der 14 Punkte Wilsons, veranlaßten die Mittelmächte einen Waffenstillstand anzunehmen. Dieser führte zum Versailler Frieden und zu den Friedensverträgen zu St. Germain vom 10. September 1919 mit Österreich. Auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes forderte der tschechoslowakische Nationalrat im Oktober 1918 die Errichtung eines tschechoslowakischen Staates innerhalb der Länder Böhmen, Mähren und der Slowakei. Die Deutschen in diesen Ländern forderten die Autonomie. In Prag rief ein Revolutionsrat am 28. Oktober 1918 die Tschechoslowakische Republik aus. Sudetendeutsche Reichsratsabgeordnete proklamierten die Bildung zweier selbständiger Provinzen. Als Sitz waren Reichenberg, später Teplitz und Troppau vorgesehen. Weil die Wahlen in die Österreichische Nationalversammlung verboten wurden, kam es am 4. März 1919 in sudetendeutschen Städten zu Protestversammlungen. In verschiedenen Orten griff das tschechische Militär ein und schoß in die unbewaffnete Menge. 54 Männer, Frauen, Kinder und Greise waren die Opfer. Das Sudetenland wurde gegen den Willen der ansässigen deutschen Bevölkerung in den tschechoslowakischen Staat eingegliedert. Im Oktober 1919 fanden die ersten Gemeindratswahlen und 1925 die Wahlen zum Abgeordnetenhaus und Senat statt. Im Laufe der Jahre verschlechterte sich die politische und wirtschaftliche Lage, die Arbeitslosigkeit war besonders in den sudetendeutschen Kreisgebieten hoch, das völkische Leben der Deutschen wurde immer mehr eingeschränkt, die Tschechisierung gefördert. Dies führte zur „Sudetenkrise".

Am 21. 5. 1938 erfolgte eine Teilmobilisierung. England sandte Lord Runciman als Beobachter ins Sudetenland. Er empfahl der englischen Regierung den Anschluß der sudetendeutschen Gebiete an Deutschland. Die Tschechen antworteten darauf mit der Allgemeinen Mobilmachung. Viele deutsche wehrfähige Männer flohen über die Grenze oder hielten sich in Verstecken und Wäldern auf. Sie wurden heimlich von den Einwohnern mit Lebensmitteln versorgt.

Durch einen Notenwechsel der Regierung Englands und Frankreichs einerseits und der tschechoslowakischen Regierung andererseits wurde am 21. September 1938 die Abtretung der sudetendeutschen Gebiete vereinbart. Im „Münchner Abkommen" vom 29. September 1938 wurden darauf von den Regierungen England, Frankreich, Italien und Deutschland die Bedingungen und Modalitäten der Abtretung festgelegt und am 20. November 1938 ein tschechoslowakisch-deutsches Grenzziehungsprotokoll unterzeichnet. Die Sprachgrenze zwischen dem Jeschken und den Bösigen wurde Reichsgrenze. Unter dem Jubel der Bevölkerung marschierten am 10. Oktober 1938 die deutschen Truppen in die deutschen Städte und Dörfer an der Sprachgrenze ein.

Das Sudetenland wurde Reichsgau, Reichenberg Gauhauptstadt, Konrad Henlein, der Volksgruppenführer der Sudetendeutschen, zum Gauleiter ernannt.

Der Gerichtsbezirk Niemes, zu dem die Sprachgrenzstädte Oschitz, Wartenberg und Hühnerwasser mit den umliegenden Gemeinden gehörten, wurden mit den Bezirken Deutsch Gabel und Zwickau zu einem neuen Kreise mit Sitz Deutsch Gabel zusammengelegt. Am 9. August 1939 wurde die Stadt Oschitz mit den Gemeinden Bad Kunnersdorf, Johannesthal, Kessel, Sabert, Nahlau und Zetten dem Landkreis Reichenberg zugeordnet.

Die Heimat im Zweiten Weltkrieg

Die Entschlossenheit des Reichskanzlers Adolf Hitler, die Vereinbarungen des Versailler Friedensvertrages zu

revidieren, die wechselseitige Übersteigerung der deutschen Forderungen an Polen einerseits und die polnisch-britische Verhärtung andererseits, führten am 1. September 1939 zum Einmarsch der deutschen Truppen in Polen und damit zum Zweiten Weltkrieg, in den alle großen Industrienationen verwickelt wurden.

In einem in ganz Europa, Asien und Afrika geführten verlustreichen, mörderischen Kriege mußte am 8. Mai 1945 die deutsche Wehrmacht bedingunslos kapitulieren. Der Feind nahm das Land in Besitz, die Deutschen wurden auf Grund des Potsdamer Abkommens aus den östlich der Oder-Neiße liegenden deutschen Gebieten, aus Böhmen, Sudeten-Schlesien, Slowakei, Ungarn und Jugoslawien aus ihrer angestammten Heimat völkerrechtswidrig vertrieben.

Zerstreut in beiden Teilen Deutschlands, in Europa und der übrigen Welt, haben sich die Vertriebenen durch ihre Arbeit und ihren Fleiß eine neue Existenz aufgebaut und sich in der neuen Heimat in ihren alten Heimatgemeinschaften zusammengefunden.

Die Heimat der Sudetendeutschen in Böhmen, Mähren und Sudetenschlesien sowie der Karpatendeutschen in der Slowakei

········ Landesgrenzen

Die deutschen Sprachgebiete nach den amtlichen Volkszählungsergebnissen vom 1. Dezember 1930

Die Grenzen der Tschechoslowakei bis 1. Oktober 1938

Die Grenzen der Tschechoslowakei nach dem Grenzregelungsvertrag mit dem Deutschen Reich vom 20. November 1938

------- Die Grenzen der Tschechoslowakei 1938 nach der Annexion von Gebieten durch Polen und nach Abtretung von Gebieten an Ungarn

nach 1945

Bis 1918 | 1918–1938 | 1939–1941/45 | nach 1945

— Sudetendeutscher Rat —

Anmerkungen zu den Karten Sudetenland

Unsere Heimat, Nordböhmen, gehörte bis zum 28. 10. 1918 zur Monarchie „Österreich-Ungarn" Karte Nr. 1

Nach dem 1. Weltkrieg wurde das „Sudetenland" gegen den Willen der ansässigen deutschen Bevölkerung und gegen das im Versailler Vertrag proklamierte Selbstbestimmungsrecht dem tschecho-slowakischen Staate eingegliedert. Karte Nr. 2

Im neu entstandenen Vielvölkerstaate (Tschechen, Deutsche, Ungarn, Polen und Ukrainer) wurde alles unter tschecho-slowakischem Gesichtspunkt betrachtet. Die Deutschen wurden benachteiligt, ihr völkisches Leben eingeschränkt.

Am 21. 9. 1938 wurde durch einen gültig abgeschlossenen Vertrag der Großmächte zwischen England und Frankreich einerseits und der tschecho-slowakischen Regierung andererseits das „Sudetenland" dem Deutschen Reiche angegliedert. Karte Nr. 3

Nach dem 2. Weltkriege wurde 1945 die „ČSR" wieder errichtet und auf Grund des „Potsdamer Abkommens" die deutsche Bevölkerung aus ihrer Heimat völkerrechtswidrig vertrieben. Karte Nr. 4

Daraus ergab sich die wechselnde Staatsbürgerschaft der Sudetendeutschen:
bis 28. 10. 1918 österreichische, 1918 bis 1938 tschecho-slowakische, 1938 bis 1945 deutsche Staatsbürger.

Heinrich Hönich, Blick zum Jeschken

Der Gerichtsbezirk Niemes in Zahlen

Gerichtsbezirk Niemes

Gemeinde		Bodenfl. in ha	Häuser	Gesamtzhl. der Einw.	tschechisch	deutsch	andere u. Fremde	Einwohnerzahl 1921
Bad Kunnersdorf		664	135	591	16	570	5	594
Kühtal		—	7	26	1	25	—	25
Barzdorf	S	807	163	809	30	760	19	782
Brenn	Pf S	1544	92	328	1	324	3	324
Heidedörfel		—	22	95	—	92	3	90
Deutsch-Kamnitz	S	385	76	353	2	346	5	328
Drausendorf	S	621	90	333	5	327	1	365
Gablonz	Pf S	607	73	315	26	287	2	314
Chlum		—	14	61	4	57	—	52
Prositschka		—	12	49	—	49	—	54
Sägemühl		—	2	12	3	9	—	12
Götzdorf	S	425	71	302	5	293	4	314
Groß-Grünau	S	687	111	551	3	548	—	575
Halbehaupt	S	498	60	251	36	215	—	263
Hammer	S	1237	83	249	10	235	4	179
Audishorn		—	29	108	—	108	—	99
Höflitz	S	1147	107	587	58	520	9	562
Hühnerwasser	Pf S	1047	213	784	42	737	5	886
Straßdorf		1747	9	43	1	42	—	38
Hultschken	S	185	35	143	5	138	—	165
Johannesthal	S	455	68	284	74	209	1	291
Kessel		418	51	211	9	202	—	229
Sobaken		125	18	94	93	1	—	97
Krassa		432	34	122	5	117	—	130
Kkidal		265	27	108	9	99	—	127
Kummer	S	1662	97	382	14	358	10	370
Leskenthal		151	35	132	4	128	—	125
Luh	S	654	47	222	13	209	—	200
Neuluh		—	13	128	59	67	2	120
Merzdorf	S	607	68	267	7	259	1	298
Nahlau	S	309	40	133	48	85	—	121
Neuland	S	1050	102	502	35	464	3	476
Niemes	Pf S	1464	1055	6113	626	5331	156	5610
Oberkrupai	S	1086	66	274	9	265	—	305
Oschitz	Pf S	342	140	616	48	561	7	570
Plauschnitz		1374	86	421	14	407	—	425

Gemeinde		Bodenfl. in ha	Häuser	Gesamtzhl. der Einw.	tschechisch	deutsch	andere u. Fremde	Einwohnerzahl 1921
Proschwitz	S	457	32	130	17	112	1	143
Kosterschitz		—	13	57	28	29	—	49
Neumühl		—	5	19	18	1	—	19
Rabendorf		224	38	159	4	155	—	148
Rehwasser		—	12	57	—	57	—	43
Reichstadt	Pf S	1016	309	1945	359	1548	38	1694
Neu-Reichstadt		—	25	200	10	132	8	220
Sabert	S	314	48	205	25	180	—	170
Wlachai		—	17	71	34	35	2	83
Schiedel	S	675	82	317	5	312	—	375
Schwabitz	Pf S	1779	150	640	45	591	4	615
Schwarzwald		414	21	132	46	86	—	97
Böhm.-Neuland		—	30	112	3	109	—	149
Voitsdorf	S	397	78	358	6	344	8	329
Wartenberg	Pf S	2082	249	1061	138	898	25	1066
Wolen	S	883	57	207	11	195	1	216
Heide		—	5	17	—	17	—	26
Kratzdorf		—	22	94	13	81	—	89
Wolfsthal		164	39	164	4	160	—	155
Wolschen	S	254	47	198	16	182	—	213
Zetten		416	14	67	67	—	—	65
Dechtar		—	14	59	52	7	—	69
Dolanken		—	9	42	29	13	—	42
Teschen		—	20	86	63	23	—	78

Übersicht:

	Einwohner	davon sind			Fremde
		tschechisch	deutsch	andere	
Gerichtsbezirk Haida	22346	2523	19435	12	376
Gerichtsbezirk Böhm.-Leipa	31782	4231	27006	57	488
Gerichtsbezirk Niemes	22396	2308	19761	15	312

UIBERSICHTSKARTE DES GERICHTSBEZIRKES NIEMES

Flächenraum 3.11 Quad. Myriameter = 5.4 Quad. Meilen.

Bezirk Gabel

Bezirk Haida

Bezirk Böhmisch-Leipa

Bezirk Dauba

Bezirk Weisswasser

Bezirk Münchengrätz

Bezirk Böhm. Aicha

Niemes

Reichstadt

Wartenberg

Oschitz

Hühnerwasser

TOPOGRAFISCHE BEZEICHNUNGEN.

- Eisenbahn
- Aerarial-Strasse
- Bezirks-Strasse
- Landfahrweg
- M.H. – Meierhof
- Z.O. – Ziegelofen
- K.O. – Kalkofen
- E.St. – Eisenbahnstation
- E.H. – Eisenbahn-Haltestelle
- Bergkuppe
- dto mit Ruine
- Jägerhaus
- Schl. – Schloss
- einzelne Kapelle oder Kirche
- Stadt (mit Pfarrkirche)
- Ortsgemeinde mit Pfarrkirche
- Ortschaft dto ohne dto

Einschichten, Meierhöfe, Flüsse, Berge und alle anderen Bezeichnungen. Gruppirung der Häuser nebst Kirche u. Kapelle

Die senkrechtstehenden Ziffern u. Richtungszeichen (→) gelten für die Kilometer-Entfernungen zwischen den Ortschaften u. sind der amtlichen Tabelle entnommen.

Maßstab 1: 60.000

Zusammengestellt u. entworfen von A. Stroh behördl. autor. Civ. Geometer in Niemes

BUCHDRUCKEREI BIENERT, NIEMES

Erklärung zur Karte auf S. 33:
Vor mehr als 800 Jahren rodeten und besiedelten unsere Vorfahren dieses Land.
1945/46 wurden alle Deutschen von Haus und Hof ohne Hab und Gut vertrieben, sie mußten die Heimat aufgrund des Diktates der Siegermächte USA, UdSSR und England verlassen.
Dieses Unrecht an der Menschlichkeit wird ewig auf diesen Kulturnationen lasten.
Das im schraffierten Teil dieser Karte befindliche Gebiet wurde zum „Militärischen Sperrgebiet" erklärt, die Orte zerstört, die Häuser niedergerissen und dem Erdboden gleichgemacht.
Es sind die Orte: Böhm. Neuland, Chlum, Dolanken, Gablonz, Halbehaupt, Heide, Heidedörfel, Höflitz, Hühnerwasser, Hultschken, Jesowei, Kostersitz, Kratzdorf, Kridai, Kummer, Nahlau, Neudorf, Ober-Krupai, Ober-Rokitai, Plauschnitz, Proschwitz, Prositschka, Sabert, Sägemühl, Sauermühl, Schiedel, Schwabitz, Schwarzwald, Straßdorf, Teschen, Wlachai, Woken, Wolschen, Zetten, Zweihäus.

Verlorene Heimat

Geliebtes Land, getränkt vom Schweiß der Ahnen,
du lebst in unserem Denken für und für,
und alle uns're weit und wirren Bahnen,
sie lenken uns're Herzen hin zu dir.

Karl Kern

Den Verlust unserer Heimat erzählt Rudolf Lodgman von Auen in einer Mär, die an dieser Stelle gekürzt wiedergegeben wird.

Es war einmal ein Fürst. Er wohnte in einer Burg, dort wo die Moldau zur Elbe fließt. Er hieß Sobieslaw. Sein Volk war an Kultur und Wirtschaft zurückgeblieben und er sann darüber nach, wie er sein Volk an den Segnungen der westlichen Zivilisation teilnehmen lassen könnte. Sodann erließ er folgendes Dekret:

Ich, Sobieslaw, Herzog von Böhmen, mache allen Gegenwärtigen und Kommenden kund, daß ich die Deutschen in meine Gunst und unter meinen Schutz nehme, und ich will, daß diese Deutschen eine besondere, von den Böhmen eine unterschiedene Nation bleiben sollen, wie sie sich auch in ihren Gesetzen und Bräuchen von diesen unterscheiden. Ich ermächtige diese Deutschen, entsprechend den Gesetzen und der Rechtsordnung der Deutschen zu leben, wie sie sich dessen schon seit den Zeiten meines Großvaters, des Königs Wratislaw, erfreuten.

Wer aber diesem Gebot zuwiderhandelt, der sei verflucht in alle Ewigkeit. Gegeben auf meiner Burg zu Prag im Jahre 1174 nach unseres Heilands Geburt.

Herolde durcheilten das Land, die Botschaft zu verkünden. Unter den Deutschen war große Freude über den Entschluß des Herzogs. Sie bestellten die Äcker, lehrten die Tschechen Künste und Handwerk und das Land ward mächtiger und reicher und es herrschte Friede im Lande.

Viele, viele Jahrhunderte versanken, da war wieder ein Herzog im Lande, er nannte sich Eduard, in der Reihe der Präsidenten der Zweite. Auch er sann darüber nach, wie er sein Volk glücklich machen könnte. Da er das Mittel im Westen nicht fand, reiste er nach Osten und holte Rat. Nach seiner Rückkehr erließ er folgendes Dekret:

Die Deutschen des Landes sind vogelfrei! Ihr sollt sie töten, ihr Besitz gehört euch, verjagt sie über die Grenzen des Landes! Wer einen Deutschen tötet oder foltert, wer ihn seiner Habe beraubt, begeht eine gute Tat, denn die Deutschen sind unsere Feinde!

Durch Rundfunk und Presse ward die Botschaft verkündet, es herrschte Jubel und Freude beim Volk der Tschechen und Jammer und Elend unter den Deutschen, die mit Schimpf von der Scholle, von Haus und Hof getrieben wurden. In die frei gewordene Region strömten beutehungrige Menschen aus dem Inneren des Landes und bereicherten sich am Hab und Gut der Deutschen.

Und als die Deutschen ausgetrieben waren, wollte Eduard dem Morden und Plündern Einhalt gebieten, doch siehe, die Geister, die er gerufen hatte, ward er nicht mehr los, denn der Terror richtete sich jetzt gegen sein eigenes Volk. Eduard aber starb in der Verbannung.

Rudolf Köhler

Die Grundherrschaften

Zu den großen böhmischen Herrengeschlechtern, die im 12. Jahrhundert eine politische Rolle spielten, gehört auch eine Familie, die seit Palacky „Markwartinger“ genannt wird. Sie erhielt ihren Namen nach dem ersten urkundlich bekannten Vorfahren, dem Kämmerer Markward (1159) und verfügte über ausgedehnte geschlossene Besitzungen im Norden Böhmens an der Iser. Da die ersten bekannten Namensträger deutsche Namen führten, hielt man diese Familie für ein aus Deutschland eingewandertes Geschlecht.

Die geschlossenen Besitzungen der Markwartinger erstreckten sich weitgehend über jenes Gebiet, das als Stammesgebiet der Westkroaten angenommen wird, und so mag diese Familie mit Recht als die ursprüngliche Familie des Stammesfürsten der Westkroaten angesehen werden.

Die Christianisierung der Slawen hat nicht nur zur Übernahme fränkischer und westlicher Kultur, sondern auch zu vielfältigen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen slawischen und germanischen Adelsgeschlechtern geführt. Die von den Markwartingern abstammenden Familien Waldstein und Wartenberg haben bis in das 20ste Jahrhundert ihren Besitzstand und wechselnden Einfluß in Nordböhmen bewahrt. Am bekanntesten ist wohl der Feldherr des 30jährigen Krieges Albrecht von Wallenstein geworden, dessen Herzogtum Friedland bezeichnenderweise im Kern das gleiche Gebiet umfaßte. Den Markwartingern und deren nachfolgenden Geschlechtern blieb damit der Siedlungsauftrag übertragen (E. Heilek).

Die Herrschaft Waldstein

Waldsteinische Besitzungen in unserer Heimat waren die Reviere Münchengrätz, Fürstenbruck, Neuperstein, Heidemühl, Ždiar (bei Hirschberg), Weißwasser, Hirschberg, Straßdorf und Plauschnitz. Die Zentral-Kanzlei des Reichsgrafen Waldstein, Herr von Wartenberg, befand sich in Prag auf der Kleinseite im Waldsteinhaus. Zur Fideicommiss-Herrschaft Münchengrätz gehörten die Güter in Münchengrätz, Kloster, Studenka, Zwiřetic, Kocňovic, Zásadka, Ober- und Unter-Molebratřic, Solec, Walečov und Fürstenbruck. Sie liegen in den Gerichtsbezirken Münchengrätz, Böhmisch Aicha, Jungbunzlau und Sobotka. Die Verwaltungssitze waren in Jičin und Münchengrätz. Die Herrschaft hat meist eine ebene Lage, vorherrschend ist sandiger Lehmboden und Plänerkalk als Unterlage, aber auch schwere Lehmböden. Einzelne Berge haben als Basalterhebungen den Sandstein durchbrochen (hier: Prositschkaberg (406 m), Chlumer-Horke (359 m), Mühlberg (350 m), Jokels-Horke (350 m), die Schiedler-Horke (415 m) und die Teufelsmauer.

Die Herrschaft wird von der Hauptstraße Prag – Reichenberg und der Zittauer Straße von Sobotka über Hühnerwasser nach Deutsch Gabel durchzogen. Die Iser mit vielen kleinen Nebenflüssen durchströmt die Herrschaft. Die nächsten Städte sind Jungbunzlau, Turnau und Sobotka.

Das Geschlecht der Waldstein war ein uraltes böhmisches Geschlecht, dessen Ahnen dem höheren Adel Böhmens angehörten. Die bis zur Gegenwart blühenden Linien der Wartenberge und Arnau haben den Henik von Waldstein, Schwiegersohn des Königs Georg von Poděbrad, zum gemeinschaftlichen Stammvater. Zur Linie Arnau gehört der berühmte Herrführer Albrecht Wenzel Eusebius, volkstümlich Wallenstein genannt, der 1622 in den Reichsgrafenstand, 1628 als Herzog zu Friedland und Sagan in den Fürstenstand, 1629 zum Herzog von Mecklenburg erhoben wurde, doch schon 1634 in Eger durch Mörderhand fiel.

Da er nur eine Tochter hinterließ, so erloschen seine Würden mit ihm. Die Linie Wartenberg erlangt 1628 den Grafenstand. Zu diesen gehören: Graf Johann Friedrich, 1675–1694 Erzbischof von Prag und Generalgroßmeister der Kreuzherren mit dem Roten Stern, Graf Emanuel Ernst, Bischof von Leitmeritz 1759–1789, Graf Johann Friederich, Fürstbischof von Seckau 1802–1812.

Waldstein'sche Schloß in Münchengrätz

Das Residenzschloß der Reichsgrafen Waldstein befindet sich in Münchengrätz. Es besitzt 52 Zimmer und Salons, 9 Kammern, 2 Küchen, 3 Keller, Marstallungen für 46 Pferde und 1 Reitschule. Das Schloß ist von einem großen Park umgeben. In der Mitte des Parkes steht ein Pavillon, dessen Deckengewölbe eine Szene darstellt, als im Jahre 1254 Heinrich Baron Waldstein dem König Přemysl Ottokar II. seine 24 Söhne mit 24 Knappen zum Zuge gegen die heidnischen Preußen zuführte. Zur Zeit des Kongresses 1813 residierte in diesem Schlosse vom 3.–21. 9. 1813 Kaiser Franz der I. von Österreich, in den späteren Jahren die Kaiserin Karoline, der Zar von Ruß-

land Nikolaus der I., König Friedrich Wilhelm von Preußen und andere. 1866 beherbergte das Schloß Kaiser Franz Josef den I. und in den späteren Jahren Kronprinz Rudolf und Erzherzog Franz Ferdinand d'Este. In der Schloßkapelle befindet sich die Familiengruft der Waldsteine. Hier fand Albrecht Eusebius Waldstein, Herzog von Friedland, seine letzte Ruhestätte. In der Trilogie „Wallenstein“ hat Schiller dem großen Feldherrn aus Böhmen ein Denkmal gesetzt. Heute wird das waldsteinische Schloß vom tschechoslowakischem Staate verwaltet. In den renovierten Seitengebäuden ist eine Gemäldegalerie untergebracht, das Hauptgebäude ist als Wallensteinmuseum eingerichtet und für die Besucher zugängig.

Zur Herrschaft Münchengrätz gehörten u.a. die Förstereien in Klokočka, Mukařov, Gruppai, eine Bierbrauerei in Kloster, eine Zuckerfabrik in Münchengrätz, Ziegeleien in Kloster und Zwiřetic, eine Mahlmühle in Kloster, eine Brettsäge in Münchengrätz mit den Filialkirchen in Kloster und Mohelnic, die Pfarrkirchen in Bakov, Bosin, Hlavic, Mukařov und Fürstenbruck. Die Herrschaft umfaßte insgesamt eine Fläche von 7461,69 ha. Davon waren 3277,30 ha Wald und 4184,38 ha Ackerland, Wiesen und andere Flächen.

Zur Herrschaft Waldstein gehörten auch die Herrschaften Weißwasser (Bělá) und Hühnerwasser (Kuřiwody). Das Terrain in diesem Gebiet ist meist hügelig mit fast durchweg sandigem Boden. Schlösser befinden sich in Weißwasser und Hühnerwasser, Jagdschlösser in Waldsteinruh und Straßdorf. Patronatskirchen waren in Weißwasser, in Niedergruppai, Hühnerwasser, Kadlin, die Lokalkirche in Woken im Kirchsprengel Gablonz und die Kapellen Heidemühl und Waldsteinruh. In Weißwasser befand sich im vorigen Jahrhundert eine Forstlehranstalt.

Die Gesamtfläche der Herrschaft betrug 11036 ha, davon waren land- und fortwirtschaftlich genutzt 9736 ha. Zu dieser Herrschaft gehörten 6 Teiche, u.a. der Teich in Plauschnitz eine Bierbrauerei in Weißwasser-Podol, die Meierhöfe Frauenhof (233,64 ha), Kummer (47,04 ha), Obergruppai (168,67 ha) und Walowic (238,06 ha), die Forstreviere Waldsteinruh, Weißwasser, Straßdorf, Plauschnitz, Neubrück und Dörrholz, Unterförstereien in Hühnerwasser und Straßteich.

Der Meierhof in Obergruppai wurde um 1900 zum größten Teil aufgeforstet, den Rest der Felder hatte bis 1945 der Bauer Edelmann aus Nieder-Rokitai in Pacht.

Eine weitere Herrschaft war die Herrschaft Hirschberg (Doksy) mit der Burgruine Bösig und einer Gesamtfläche von 8854 ha. Dazu gehörten 9 Teiche, u.a. der Großteich, Heideteich, Kummerteich und die Förstereien in Heidemühl, Thamühl, Kummer, Bösig, Ždiar, Wobrok und Töschen.

Die Burg Bösig wurde unter Přemysl Ottokar II. um 1260 gebaut, Kaiser Karl IV. ließ sie erneuern, eine gotische Kapelle in der Burg errichten und um die Bösige Teiche anlegen. Es waren Fischteiche. Fischgerichte waren in damaliger Zeit an Festtagen und in der Fastenzeit sehr begehrt.

Die Herrschaft Rohan

Aus dem Schematismus des Großgrundbesitzes in Böhmen von Joh. F. Prohazka aus dem Jahre 1881 ist zu entnehmen, daß die Fürsten Rohan, Herzöge von Montbazon und Bouillon ihr Palais in Prag auf der Kleinseite in der Karmelitergasse hatten, die Domänen-Oberleitung ebenfalls in Prag und die Zentralkasse sich in Swijan bei Turnau befanden. Die Güter in Loukowec, Kurowodic, Sichrow, Albrechtic und Jilowý lagen in den Gerichtsbezirken Turnau, Münchengrätz, Böhmisch Aicha, Niemes, Gablonz a. d. Neiße, Reichenberg und Eisenbrot. Die Herrschaft breitete sich in der Ebene des Isertales zwischen Turnau und Münchengrätz und an den sanften Hängen des rechten Iserufers aus. Die Waldgebiete sind im Revier Reichenau bei Gablonz a. d. Neiße gebirgig, im Reviere Žehrow felsig und im Reviere Woken bei Hühnerwasser hügelig. Der Boden wechselt vom schweren Alluvium bis zu leichten Sandböden; vorherrschend jedoch ist der Lehmboden.

Swijan liegt zwischen den Städten Turnau und Münchengrätz. Die Herrschaft war Patronatsherr u.a. der Kirchen in Loukowec, Reichenau und Gablonz bei Niemes und der Schloßkapellen in Sichrow und Swijan.

Bewirtschaftet wurden Forstreviere in Sichrow (489,80 ha), Žehrow (1344,70 ha), Reichenau (575 ha),

Woken (928,65 ha) und Swijan (103,93 ha), ferner eigene und verpachtete Meierhöfe (2016,24 ha) mit einem Gesamtgrundbesitz von 5417,14 ha.

Die Forstdirektion befand sich in Sichrow, ein Forsthaus in Woken bei Gablonz (Förster waren hier: Josef Jelinek, Johann Schlegel), Hegereien waren in Gablonz und Proschwitz-Neumühl (Heger waren hier: Wenzel Till, Sigmund, Kuna). Eine Marmortafel an der Pfarrkirche in Gablonz bei Niemes wies nach, daß dort eine Angehörige der Familie Rohan ihre letzte Ruhestätte gefunden hat.

Das Fürstengeschlecht der Rohan stammt aus der Bretagne. Ein Rohan war ein berühmter Heerführer der Hugenotten, ein anderer Rohan war Fürstbischof von Straßburg, der 1785 in die „Halsbandgeschichte" verwickelt war. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes und als Gegner der Französischen Revolution emigrierten 200000 Hugenotten in protestantische Länder (Brandenburg u.a.), auch nach Böhmen, wo Kaiser Joseph II. (1765–1790) Religionsfreiheit gewährte.

Die Herrschaft der Grafen von Hartig

Urkundlich wurden 935 n.Chr. die Herren von Ralsko als die Herren von Niemes erwähnt. Sie gaben sich im 13. Jh. den Namen „von Wartenberg" und erbauten sich am Fuße des Rollberges die Wartenburg. Die Burg auf dem Rollberge diente ihnen nur als Zufluchtsort, daher belegten sie die Burg mit einer Besatzung.

Jaroslaus von Wartenberg (1230–1272) wurde der Ahnherr der „Waldsteine„. Angehörige des Geschlechtes der „Wartenberge" fanden sich später in allen Lagern Böhmens.

Burg und Herrschaft wechselten oft den Besitzer.

1468 waren die Zittauer die Besitzer, es folgte der Falschmünzer Hans Minkirsch, dann wieder die Wartenberge, 1481 Hans von Zedlitsch, 1500 Ulrich von Biberstein, bis 1516 wieder die Wartenberge und bis 1578 Johann von Biberstein. Ein wechselvolles Schicksal hatte Johann Müller von Mühlhausen. Mit seinem Kammerdiener Georg von Kiesewetter aus Niemes war er beim Prager Fenstersturz (23. 5. 1618) zugegen und begleiteten den Winterkönig, Friedrich von der Pfalz, nach Prag. Nach der Schlacht am Weißen Berge (1620) fielen die Güter an Albrecht von Waldstein. 1630 war der Protestant Zeidler-Hoffmann Herr der Güter, ihm folgte 1632 wieder Albrecht von Waldstein. Nach der Ermordung von Albrecht von Wallenstein (1634) wurden die Güter der Witwe Zeidler-Hoffman zurückgegeben. Sie verkaufte sie 1651 an den Freiherrn Johann Putz von Adlersthurn. Er ließ in Niemes das Rathaus, die Pfarrkirche, das Heilige Grab, das Brauhaus, die Dreifaltigkeitskirche bauen und Umbauten am Schloß durchführen.

1718 starb Johann Ignaz Putz v. Adlersthurn kinderlos. Als Erbin hatte er Maria-Theresia Isabella, die Tochter seines Bruders, eingesetzt. Sie vermählte sich 1705 mit Ludwig-Josef von Hartig, der 1714 Stadt und Dorf Wartenberg, Neuland, Grünau, Luh, Brins, Hennersdorf, Krassa, Hultschken und Nahlau durch Kauf erworben hatte. Das Erbe seiner Frau, die Herrschaft Niemes und die Besitzungen in Höflitz, Schwabitz, Hammer, Dewin, Merzdorf, Kessel, Drausendorf und Sobaken, trat die Familie des Grafen Hartig 1718 an. So gelangten die Herrschaften Niemes und Wartenberg an die Familie von Hartig, in deren Besitz sie bis 1945 blieben.

Das Geschlecht der Hartig stammt aus Eichmannsdorf in Schlesien, welche von hier in die Lausitz nach Böhmen und Niederösterreich einwanderten. Christian von Hartig auf Alt-Hörnitz (geboren 1605, gest. 1677) war Ritter des St.-Markus-Ordens, Bürgermeister von Zittau und Arzt daselbst. Sein älterer Bruder Johann Jakob war der Stammvater der böhmischen Linie der Hartig. Nach Ludwig-Josef von Hartig folgten: Graf Franz Adam von Hartig (1724–1783), Graf Franz de Paula von Hartig (1758–1797), Franz Graf Hartig (1789–1865), Edmund Graf Hartig (1812–1883), Franz Graf Hartig (1859 bis 1903), Franz Reichsgraf von Hartig (1896–1971).

Im Heimatbuch der Stadt Niemes von Geistlichen Rat Pater Josef Jaksch und in der Geschichte der Stadt Wartenberg von Dr. Wilhelm Feistner werden herausragende Persönlichkeiten der Familie der Grafen von Hartig besonders gewürdigt. Erwähnt werden hohe und bedeutende Persönlichkeiten in Verwaltung und Politik, vorbildliche Grundherren, sowie begabte und hervorragende Musiker.

Alte und neue Straßen im Heimatkreis Niemes

Aus vielen geschichtlichen Funden und Ausgrabungen geht hervor, daß bereits in vorgeschichtlicher Zeit, zur Zeit der Völkerwanderung und im Mittelalter zwischen den Völkern der Nord- und Ostsee und den Völkern am Mittelmeer ein reger Warenaustausch stattfand. Nur zwei bedeutende Straßen sollen hier besonders erwähnt werden: die Bernsteinstraße von der Bernsteinküste bei Danzig die Weichsel aufwärts zur Oder, die Oder aufwärts über die „Mährische Pforte“ zur March, abwärts an die Donau und von hier ans Mittelmeer.

Ein anderer alter Handelsweg führte von der Nordsee über Hamburg elbeaufwärts bis Magdeburg, von hier über Leipzig, Nürnberg, Augsburg über den Brenner nach Verona ans Mittelmeer.

Neben diesen alten Handels- und Heeresstraßen gab es auch kleinere Handelswege, sogenannte Saumpfade, die von Tragtierkolonnen benützt wurden. Besonders genannt sei hier der „Goldene Steig“, ein alter Salzweg von Passau nach Bergreichenstein im Böhmerwald.

Einer dieser alten Handelswege führte von Zittau kommend über Deutsch-Gabel durch unseren Heimatkreis Niemes über Jungbunzlau nach Prag, weiter nach Wien über den Semmering ans Mittelmeer.

Nun darf man nicht annehmen, diese Handelswege waren fest ausgebaute, zu jeder Jahreszeit befahrbare Straßen. Nein, es waren ausgefahrene Fahrwege. Oft liefen zwei oder drei Fahrwege nebeneinander her, durch Wälder, Feucht- und Sumpfgebiete und unwegsame Berglandschaften. Je nach Jahreszeit und Witterung waren sie besser oder schlechter befahrbar. Auch die Sicherheit auf diesen Fahrwegen war unterschiedlich gegeben. Die Aufsicht über diese Handelswege führte der Grundherr. Ihm stand das Recht zu, Straßen-, Wege- und Brückenzölle von den Kauf- und Fuhrleuten für die Warenladungen einzuheben. Wenn nun auf den schlechten Fahrwegen ein Rad brach und die Wagenachse den Boden berührte, konnte der Grundherr die ganze Wagenladung durch seine Knechte in seinen Besitz nehmen. Dieses Recht veranlaßte den Grundherrn wenig, die schlechten Wege in gutem Zustand zu halten.

Bereits im Jahre 1405 wird eine Straße von Zittau nach Niemes als Zollstraße urkundlich genannt. 1413 waren die Brüder Johann von Wartenberg Besitzer des Zolles in Niemes. Im Februar 1414 legte Johann von Wartenberg mit seinen Brüdern Peter auf Dewin und Wilhelm auf Reichstadt Zeugnis über diese Straße und den Zoll ab. Der Verlauf dieses Handelsweges führte von Zittau über Olbersdorf zum Zollhaus Hain, über Zwikkau, Bürgstein, Pihl nach Böhmisch Leipa und von da über Hohlen und Dauba nach Prag oder über Aschendorf, Mückenhahn, Habstein, Hirschberg, Weißwasser nach Jungbunzlau und Prag.

Eine andere, die „Böhmische Straße“ von Zittau über Lückendorf zum Zollhaus Petersdorf bei Lämberg vorbei, über Deutsch Gabel, Postrum nach Niemes, hier Zollstation, weiter über Hühnerwasser – Weißwasser nach Jungbunzlau und Prag.

Die Unsicherheit auf den Haupt- und Handelswegen und die durch Jahreszeit und Witterung bedingten schlechten Fahrwege mögen die Fuhrleute veranlaßt haben, auch auf Nebenstraßen ihr Ziel zu erreichen. So zweigte in Postrum ein „alter Fahrweg“ ab über Unterwartenberg zur „Schwabitzer Zollschänke“. Diese Schänke war also auch Zollstation. Dieser Fahrweg führte am Höflitzer Teich über Kummer oder auch über Hühnerwasser auf die „alte Prager Straße“.

Ein anderer Fuhrweg zweigte beim Höflitzer Teich ab, verlief entlang des Plauschnitzer Teiches zur „Plauschnitzer Schänke“ durch die Pinskey nach Woken hinauf zur „Kratzdorfer Schänke“ (Fam. Horn) und „Gablonzer Schänke“ (letzter Besitzer Rudolf Altmann) nach Wicmanov vorbei an der Stürme Mühle nach Borowic, Unter-Bukowic nach Kloster und von hier nach Jungbunzlau zur „alten Prager Straße“.

Eine Urkunde weist ferner nach, daß die Kaufleute aus Görlitz und Zittau, weil sie auf der Straße oft überfallen und beraubt wurden, einen Straßenzug über Friedland

befahren wollten. Aus diesem Grunde bemächtigte sich Johann von Wartenberg der Burg Roynung westlich von Kratzau.

Die Wagen der Fuhr- und Kaufleute, welche auf den schlechten Straßen fahren mußten, waren fest gebaut und mit Eisen beschlagen. Es waren Leiterwagen, wie man sie noch vor dem Zweiten Weltkriege auf den Märkten und den „Fohrten“ in Schwabitz, Gablonz oder Hühnerwasser antreffen konnte, auf denen die Niemeser Schuhmacher, Schneider, Sattler und Kaufleute ihre Waren befördern ließen.

Die „Leitern“ waren mit Weidenruten ausgefüllt. Vorn in einer „Flachte“ saß der Kutscher. Die freie Mitte der Leiter war mit Seilen zu den beiden „Pauken“ ausgeweitet. Unter dem Wagen hatte der Fuhrmann das „Schüffel“, einen kastenartigen Holzbehälter, den er mit einem „Schlössel“ verschließen konnte. Im „Schüffel“ hatte der Fuhrmann seinen Proviant für sich und die Pferde und in einer Ledertasche seine Werkzeuge, Hufe, Hammer, Zange, Nägel usw. Wenn unterwegs ein Pferd das Hufeisen verlor oder ein Wagenteil brach, mußte er den Schaden selbst beheben. So war der Fuhrmann Kaufmann und Handwerker, mußte schreiben und lesen und sich auch in fremden Sprachen verständigen können. Man erzählt sich heute noch von Fuhrleuten, die Steinkohle aus Prag zu den Schmieden nach Nordböhmen und aus Dauba den Hopfen nach Bayern oder Ungarn brachten, von wo sie zurück in die Heimat ihre Wagen mit Weizen oder Wein beladen hatten. Auf den Märkten unserer Städte fanden ihre Waren dann einen guten Absatz. Unsere Fuhrleute fuhren mit den Web- und Glaswaren aus Nordböhmen bis in die Steiermark und in die Städte Norditaliens und brachten von dort Gewürze, Kaffee, Sensen, Sicheln, getrocknete Feigen und auch Seidentüchel mit. Auf den „alten Straßen“ waren die Fuhr- und Kaufleute mit ihren Knechten und den schweren von vier Pferden bespannten Wagen von Raubrittern, Wegelagerern und Räubern bedroht, oft viele Wochen unterwegs. Um sicherer zu sein, fuhren sie in geschlossenen Verbänden (Fuhrmannszügen) und halfen sich gegenseitig. Sie nahmen auch gern die Hilfe derer in Anspruch, die an der Straße, in den Schänken und Einkehrhäusern ihre Dienste anboten.

Hufe

Alte Straße

Felder

1. Schänkstube
2. Backofen
3. Hausflur
4. Stübl
5. Kammer
6. Siedekammer
7. Treppe
8. Kuhstall
9. Schweinestall
10. Schupfen
11. Scheune
12. Göppel
13. Hinteres Tor
14. Vorderes Tor
15. Hoftürl
16. Miste
17. Pferdestall
18. Kleintierstall
19. Geräteschupfen
20. Pfütze
21. Obstgarten
22. Lindenbaum
23. Gemüsegarten
24. Ziehbrunnen
25. Abort
26. Felder

Bauernhaus und Schänke an der alten Straße in Gablonz

So standen in jeder Schänke Pferdegespanne bereit, um Vorspann leisten zu können. In den Schänken fanden sie für die Pferde und für sich Unterkünfte. Hier übernachteten sie mit ihren Knechten, aßen und tranken, ruhten sich von ihren Strapazen aus und fanden trockene Ställe und Nahrung für ihre Pferde. Sie brachten auch die

Nachrichten und Neuigkeiten aus aller Welt in unsere Städte und Dörfer.

Das rege Leben und Treiben in den Schänken an den alten Straßen zog viele an. Hier wurde gezecht, gespielt, gewonnen, verloren, gekauft und verkauft. Von Neugierde und Abenteuerlust getrieben, mag mancher aus der Stadt oder dem Dorf mit den Fuhrleuten als Knecht verdingt in die Welt hinausgezogen sein.

Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts gab es nur wenige fest ausgebaute Straßen, es waren meistens nur ausgefahrene Fahrwege. Die Beschwernisse dieser Wege haben dazu geführt, daß man zu Beginn des 19. Jahrhunderts daranging, sie zu befestigen und auszubauen.

Bereits 1801 wurde die Straße Rumburg–Leipa gebaut und dürfte bald über Dauba und eine andere über Hirschberg–Weißwasser weitergeführt worden sein. Diese Straßen wurden damals in gerader Linie angelegt. Da gab es keinen Einschnitt, keine Abgrabung, keine Umgehung eines Hügels. Oft standen an den alten Straßen auf beiden Seiten Pyramidenpappeln, so daß der Verlauf der Straße auch im Winter gut erkennbar war.

Die Straße von Niemes nach Gabel wurde in den Jahren von 1814 bis 1816 gebaut und in den Jahren 1841 bis 1843 nach Reichenberg weitergeführt. Die alte Straße von Niemes nach Hühnerwasser wurde von 1830 bis 1832 als feste Straße ausgebaut und dürfte bald auch von Hühnerwasser nach Münchengrätz und eine andere nach Weißwasser fortgeführt worden sein. Die Straße von Niemes nach Neudorf wurde 1840 auf Veranlassung der Herrschaft angelegt. Weil die Schwabitzer Bauern beim Bau helfen sollten, dies aber verweigerten, kam es zu einem richtigen Aufruhr, daß Militär nach Niemes verlegt wurde. Im Jahre 1825 tauchte das Projekt des Straßenbaus Niemes–Reichstadt auf. Die Kosten sollten die umliegenden Gemeinden aufbringen. Doch die Stadt Wartenberg wehrte sich mit Recht energisch dagegen. In der Heimatgeschichte der Stadt Wartenberg ist von diesem Protest festgehalten, daß der wackere Stadtrichter Franz Baugut erklärte: „Er gehe eher ins Zuchthaus, als daß er das Protokoll unterschreibe.“ Der damalige Kreishauptmann ließ ihn darauf ins Arrest abführen. Auch damals gab es schon „Protestierer“ und „Umweltschützer“. Die Straße wurde dann in den Jahren 1833–1834 gebaut. Es folgten 1838 die Straßen von Gabel nach Zwickau und von Reichstadt nach Leipa und von 1858–1859 von Niemes nach Grünau.

Wegen der Überschwemmungsgefahren mieden die alten Straßen die Flußtäler und bevorzugten höhergelegene Geländegebiete, mußten aber dafür öfters Höhenunterschiede überwinden. Durch die Bach- und Flußregulierungen war es zu Ende des 19. Jahrhunderts möglich, die Straßen auch entlang der Flußtäler zu führen.

Im Jahre 1893 wurde mit dem Bau einer neuen Bezirksstraße von Niemes über Höflitz, Woken, Gablonz, der kleinen Iser entlang nach Kloster und Münchengrätz begonnen. Dieser Straßenbau wurde vom Pflastermeister Suske und Maurermeister Karl Teubner aus Niemes ausgeführt.

In den ersten Jahren hob der Staat von den Fuhrwerken noch eine Weg- und Brückenmaut ein. Frei von dieser Maut waren landwirtschaftliche Fuhren und solche, die einer Wohlfahrtseinrichtung dienten (Ärzte, Versehgänge, Leichenwagen, Feuerspritzen). Diese Verfügung des Staates wurde am 19. 7. 1902 wieder aufgehoben. 1926 erhielt diese Straße von Höflitz nach Woken eine dünne Asphaltdecke. Auf dieser Straße verkehrte noch bis 1925 von Wolschen Fechtners Postkutsche, nachher das Postauto.

Und fährst du auf den alten Straßen wieder einmal durch den Heimatkreis, du wirst erkennen: „Die alten Straßen noch, die alten Häuser noch, die alten Freunde aber sind nicht mehr.“

Feste und Bräuche

Was du ererbt von deinen Vätern,
erwirb es, um es zu besitzen.
Friedrich von Schiller

Froh und heiter begann das neue Jahr. Noch vor dem Frühstück sagten die Kinder ihre Neujahrswünsche auf: „Ein kleines Kindlein bin ich, drum wünsch ich kurz doch innig, ein glückliches Neujahr ...“

Dafür bekamen sie das erste Taschengeld im Jahr. Schon im Jänner begann die Ballzeit: erst der Feuerwehrball, dann der Sängerball und am Faschingssonntag der Maskenball. Faschingsdienstag zog die Jugend als Masken verkleidet durch das Dorf, knallten und ratschten vor den Häusern, neckten die Mädchen und bekamen von den Hausfrauen einen Faschingskrapfen. Auch Faschingsumzüge und Zigeunerhochzeiten wurden durchgeführt. Sie endeten im Gasthaus, wo dann ein fröhliches Mahl gehalten wurde. Daran schloß sich der letzte Tanz im Fasching an.

In der Fastenzeit waren die Nächte lang. Abends setzten sich die Frauen und die Mädchen um einen langen Tisch, schlissen Gänsefedern, erzählten und tratschten. Da wurde die Unterhaltung plötzlich unterbrochen. Ein Aschentopf kam in die Stube geflogen. Die Mädchen schrien auf, sprangen nach dem Topf und suchten nach dem Aschenbrief. Hatten sie ihn endlich gefunden, lasen sie ihn laut vor. In einfachen Knittelversen wurden die angenehmen und unangenehmen Neuigkeiten fröhlich kundgetan. Wehe dem Aschentopfschmeißer, der sich erwischen ließ! Sein Gesicht wurde mit Ruß ganz schwarz gemacht. Zum Abschluß des Abends gab es Kaffee und süße Butterhörnel.

Ein besonderer Festtag im Winter war das Schweineschlachten. Verwandte, Nachbarn, aber auch der Lehrer und der Pfarrer waren mit dabei, kosteten das Kesselfleisch und bekamen einen Teller mit Füllsel und Sauerkraut mit nach Hause.

Wenn die Sonne den Schnee geschmolzen und die Märzwinde den Boden getrocknet hatten, schnippsten auf den glattgetretenen Wegen die Kinder mit Bohnen und kleinen Lehmkugeln.

Am Palmsonntag war der Frühling bereits eingezogen. Die Kinder ließen Palmkätzchen in der Kirche weihen, legten sie daheim hinter die Heiligenbilder, machten kleine Kreuzchen daraus und steckten diese am letzten Apriltage auf die Korn- und Weizenfelder. Das Haus sollte vor Blitzschlag, die Frucht auf den Äckern vor Hagel bewahrt bleiben.

In der Fastenzeit dachte man nicht an Tanz und Narretei. Sogar die Glocken verstummten am Gründonnerstag und erklangen erst am Karsamstag wieder. Dafür machten die Jungen mit ihren Schnarren und Klappern einen gewaltigen Krach, flochten sich aus Weiden eine Rute und schmückten sie mit bunten Tuchbändern. Mit der Schmekusterrute liefen sie am Gründonnerstag oder am Ostermontag von Haus zu Haus und sagten einen Osterspruch auf: „Ich bin ein kleiner König, gat mr nicht zu wenig, laßt mich nicht zu lange stiehn, ich muß a Häusl watter giehn.“ Dafür bekamen sie von der Hausfrau Ostergebäck oder buntbemalte Eier.

Die Auferstehungsfeier am Karsamstag war ein besonderes Ereignis. Darüber berichtet im zweiten Teil des Heimatbüchleins Edmund Kuna.

Am Ostersonntag sammelten sich die Osterreiter aus dem Kirchsprengel auf dem Dorfplatz. Der Priester betete mit den Reitern vor dem Kriegerdenkmal und segnete sie. Auf Feldwegen ritten sie in ihre Dörfer zurück.

Nach Ostern, wenn die Natur grünte und blühte, fanden die Bittprozessionen statt. Am 25. April zu Markus ging die Prozession beim Kirchbusch in Gablonz hinaus gegen die Fuchslöcher zu. Bei den Kirchfeldern war ein Altar aufgestellt. Hier wurde gebetet. Die Prozession bewegte sich mit den Kirchenfahnen durch Chlum zur Kirche zurück.

Osterreiten in Gablonz

Vor Christi Himmelfahrt zog eine Bittprozession zum Kreuz beim Friedhofe und weiter auf dem Wege nach Schiedel bis zum Bild am Waldrand und von dort durch die Hinterecke zur Kirche.

Am 16. 5. ging die Prozession den Schluckeberg hinauf zum hl. Johannes bei der Schenke vorbei zum hl. Antonius und von dort zurück ins Dorf. Die Schuljugend nahm an diesen Prozessionen teil, und die großen Jungen waren stolz, wenn sie eine Fahne tragen durften. Noch lieber schauten sie aber nach den Maikäfern, steckten sie in Streichholzschachteln und ließen sie im Schulzimmer fliegen.

In der Nacht zum 1. Mai wurde von der Landjugend ein großer Maibaum aufgstellt. Das war eine mühsame und schwere Arbeit. Der Baum wurde am Tage vorher mit dem Waldheger ausgesucht, mußte gefällt, abgeschält, mit Bändern geschmückt und abends auf dem Dorfplatz aufgestellt werden.

Nachts hatten dann die Burschen noch einen besonderen Liebesdienst zu erfüllen. Sie holten heimlich im Walde eine Birke, schmückten sie mit bunten Bändern und stellten sie vor dem Haus der Liebsten auf.

Am Maibaumfest holte der Maikönig mit der Landjugend seine Maikönigin mit der Musik zum Festplatz um den Maibaum ab. Der Förster fand sich ein und die Holzfäller in origineller Verkleidung mit Säge und Axt aus-

Maibaumfest in Gablonz

gerüstet, erfreuten die Zuschauer durch ihr Spiel. Sie waren müde und hungrig. Da erschien die Quargelliese mit Brot, Käse und Quark und einem Krug Bier. Eine Rede wurde gehalten. Die Holzfäller sägten den Baum an. Auch der Maikönig mit der Maikönigin taten ein paar Züge mit der Säge und gaben sie an ein anderes Pärchen weiter. Das Sägen setzte sich eine Stunde lang fort. Dann gab der Förster den Holzfällern einige Anweisungen und mit Stricken gelenkt, fiel der stolze Baum nieder. Der Wipfel wurde abgesägt, und der Baumstamm versteigert. Mit dem Maibaumwipfel zog die Jugend auf den Tanzsaal. Den ersten Tanz hatte das Maikönigspaar. Die Jugend bildete während des Tanzes einen Kreis um sie, starke und beherzte Burschen faßten das Paar, hoben sie über die Schultern und ließen sie hochleben. Das brachte der Musik eine Runde Bier ein.

Wenn auf den Wiesen, Hängen und in den Gärten die Blumen in allen Farben blühten, wurde das Fronleichnamsfest gefeiert. Hehr und heilig ging es an diesem Feste zu. Die Mutter oder die großen Geschwister wanden aus Blumen Kränze für die kleinen Jungen und schmückten für die Mädchen die Streukörbchen. Die Häuser um den Dorfplatz waren mit Birken geschmückt und vier Altäre aufgestellt. Die feierliche Fronleichnams-

prozession bewegte sich von der Kirche herunter auf der Straße um den Dorfplatz. Bei den Altären hielt der Himmel an und alles sank nieder, wenn der Priester die Monstranz hob. Den Zug führten die Fahnenträger an, ihnen folgte die Schuljugend und die Blumenstreuerinnen in weißen Kleidern, dann die Musikkapelle und die Feuerwehr. Vier Männer in schwarzen Anzügen mit einem Zylinder auf dem Kopfe trugen den Himmel. Darunter schritt feierlich der Priester mit der Monstranz. Dem Himmel schlossen sich die Gläubigen aus dem ganzen Kirchensprengel an. Bei jedem Bild stimmte man von der Musik begleitet, das alte Fronleichnamlied an: „Oh Engel Gottes, eilt hernieder!"

Wenn die Sonne am höchsten stand, die Nächte nur kurz waren, wurde das Johannisfeuer angezündet oder in unserer Zeit das Sonnwendfeuer abgebrannt. In der Zeit der nationalen Bedrängnis unserer Volksgruppe hat gerade dieser alte Volksbrauch eine neue Belebung erfahren. Weithin leuchteten – entlang der Sprachgrenze – die Feuer von den Höhen, die Jungen schleuderten brennende Besen gegen den nächtlichen Himmel, und die Burschen sprangen mit den Mädchen über das Feuer.

Die Sommermonate brachten viel Arbeit, zum Festefeiern war nur wenig Zeit. Doch bevor die Ernte begann, war die Pilze- und Beerenzeit, die Zeit der fleißigen Sammler, eine sehr geschäftige Zeit in unserem Dorf. Mit den Ersparnissen konnte sich alt und jung während des Jahres ihre kleinen Wünsche erfüllen.

Zu Mariä Himmelfahrt (15. 8.) war zum größten Teil die Ernte in den Scheunen. Drei Kirchenfeste, die auch als Märkte für die Oberdörfer eine große Anziehungskraft besaßen, hatten nach der Erntezeit eine besondere Bedeutung: das Schwabitzerfet am 15. 8., das Hlawitzer am letzten Sonntag im August und das Gablonzer zu Mariä Geburt (8.9.). Die Kirchen konnten an diesen Festtagen die Gläubigen nicht fassen. Auf den Straßen und auf dem Dorfplatze standen die Buden. Alles konnte man kaufen, nichts fehlte. Auf keinem Feste fehlten die sauren Gurken, der Türkische Honig, das Zuckerzeug, die Reitmaschine, die Schaukeln und die Schießbuden. Wenn den Jungen das Geld ausgegangen war, stiegen sie hinauf auf das Karussell und schoben. Dafür konnten sie dann umsonst im Kreis herumfliegen. Die Gasthäuser und die Tanzsäle waren überfüllt und die Musik spielte zum Tanz auf. Die Mädchen, aber auch die jungen Frauen, saßen auf den Bänken rund um den Saal wie die Perlen auf einer Perlenschnur aufgereiht, die Burschen und die jungen Männer standen in Gruppen im Saal oder in der Bierstube. Wenn die Dorfmusik mit einem neuen Tanz begann, gab es ein Geschiebe und Gedränge, denn keiner wollte sich sein Liebchen wegschnappen lassen. Zum Lohne konnte man die Auserwählte nach Hause „schaffen", Am Gartentürl standen sie dann, bis der Hahn krähte.

„Zu Wenzeslaus ist der Sommer aus." Es beginnt die Kartoffel- und die Obsternte. Das Erntedankfest ist die „Kirmst". Schon Tage vorher begann das Schrubben, Fegen, Schlachten, Backen und Bruzzeln. Von der Kirmst sangen die Kinder auch das Lied: „Wenn Kirmst wird sein, wenn Kirmst wird sein, do schlacht dr Votr en Book. Do tanzt dr Votr mit dr Muttr, do wackelt dr Muttr dr Rook."

Zu allen Festen wurde immer viel gebacken, große Kuchen und viele, viele kleine Kolatschn mit Mohn, Quark, Apfelmus, Powidl und Streusel und besonders „Kleckerkuchen" mit vielerlei „Drauftue". Wahre Kunstwerke waren die Kleckerkuchen. Nach dem Hochamt trafen die Verwandten ein. Für alle war Platz und genug zum Essen und Zeit zum Tischkurieren. Am Nachmittag fand in manchen Dörfern auch das „Ritterstechen" statt. Es war eine Erinnerung an den Ritter Ralsko, der für seine Untaten bestraft werden mußte. Fröhlich ging es bei der Kirmes zu, und wenn ein Bursch zu früh und allein nach Hause gehen wollte, sangen ihm die Mädchen ein Scherzlied nach: „Seff bleib do, mr wejs jo ne wies Water wird, Seff bleib do, mr wejs jo net wies wird!"

Zu Allerheiligen lag manchmal schon Schnee. Die Gräber der Verstorbenen wurden mit Tannenreisig, Moos, Kränzen, selbstgefertigten Papierblumen und mit brennenden Kerzen geschmückt.

Das Jahr neigte sich dem Ende zu. Es weihnachtete, die stille Zeit begann. Mutter nahm uns mit in die Roratemesse.

Am Barbaratag (4.12.) brachen die Mädchen ein paar Kirschenzweige und stellten sie ins warme Wasser. Wenn sie zu Weihnachten blühten, bedeutete das Glück

und Segen. Am 5. 12. kam der Nikolaus, in manche Häuser im bischöflichen Ornat, mit Mitra und Krummstab, in andere Häuser im Pelz mit Pelzmütze, hohen Stiefeln und mit einem langen Bart. Sein Gehilfe war der Krampus als Teufel verkleidet. Oft legten die Kinder auch nur einen Wollstrumpf ans Fenster. Am nächsten Morgen war er mit Äpfeln, Nüssen, Pumpernickeln und anderen Süßigkeiten gefüllt. Unfolgsame Kinder fanden nur Kohlenstücke oder Kartoffeln in den Strümpfen. Für die Schuljugend in unseren Dörfern war die Adventszeit erst abends eine stille Zeit. Sie tummelte sich nach der Schule auf den Schlitten- und Eisbahnen herum. Skifahren konnten nur manche. Wenn die Kinder schliefen, hatte die Mutter Zeit für die Weihnachtsvorbereitungen. Es mußte viel gebacken werden: Imberle, Anisringe, Lebkuchen, Schnee- und Schaumgebäck, Zimtsterne, Pumpernickel, Vanillekipfel und Striezel. Wenn es am Heiligen Abend draußen finster wurde, der Schnee wie glitzernder Zucker auf der Erde und auf den Bäumen lag, getraute sich kein Junge und kein Mädchen mehr aus dem Haus. Um 19 Uhr begann dann ein Klingeln und Läuten durchs Dorf. Christkind war mit Knecht Ruprecht von einem Engel und dem Krampus begleitet, unterwegs. Sie zogen von Haus zu Haus, wo Kinder waren und spielten in der großen Stube ein einfaches, kurzes Spiel von Maria und dem Jesulein. Nach dem Spiel wurden vom Christkind und dem Engel die Geschenke verteilt. Knecht Ruprecht und Krampus besorgten ihre Aufgabe. Sie verteilten die Strafen und keiner kam dann ungestraft davon, auch der Hausherr nicht. Beim Abendessen am Heiligen Abend setzte sich die Familie um den großen Tisch. Es gab aufgeweichte Semmeln oder Hörnl in Mohnmilch, oder Bratkartoffeln mit eingemachten Heringen oder Mohnbuchteln mit Kaffee oder Kartoffeln mit Bratwürsten. Auch Nüsse und Äpfel durften dabei niemals fehlen. Die Nüsse wurden besonders behutsam aufgemacht und die Äpfel quer durchgeschnitten. Daraus las man das Glück und Unglück im kommenden Jahr. Mutter ging unterdessen in den Stall und brachte auch dem Vieh Nüsse und Äpfel. Die Zeit der Christmette war mit vielen Bräuchen ausgefüllt: Bleigießen, Topfziehen (Tippelziehen), Lichtlschwimmen, Batschkorenwerfen, Haar- und Sternesuchen u. a. m. Wenn die Glocken zur Christmette läuteten, ging Vater in den Garten und schüttelte die Obstbäume, damit es ein gutes Obstjahr werde.

Aberglaube und gutes Brauchtum rankten sich um die „Zwölf Nächte". Das alte Jahr ging zu Ende und mit dem Orakel wollte man erfahren, was das neue Jahr wohl bringen wird.

Unsere Mundart

Was ist das doch für eine starke und ungebrochene Mundart!
Zu denken, daß es mit unserer Generation damit aus ist, ist bitter.
Dr. Emil Merker

Die sudetendeutsche Volksgruppe ist kein gewachsener, einheitlicher Volksstamm, sie gehört dem bayerischen, fränkischen, sächsischen und schlesischen Volksstamm an.

So verschieden ist auch die Mundart der Sudetendeutschen, sie hat aber für die Tradition unseres sudetendeutschen Volksstammes große Bedeutung. Trotzdem ein Ende der heimatlichen Mundart abzusehen ist, ist das mundartliche Schrifttum aus früherer Zeit sehr wertvoll und trägt dazu bei, die Kultur unseres Volkstums für spätere Zeit zu erhalten.

Die heimatliche Mundart im Heimatkreis Niemes hat ihren Hauptteil aus dem schlesischen Sprachstamme, dazu Verwandtes aus der Mundart des „Niederlandes" und des Jeschkengebirgsdialektes übernommen. Zum Unterschied vom „Niederländischen" hat man den Dialekt südlich des Lausitzer Gebirges auch den „Oberländischen" bezeichnet. Ein besonderes Merkmal dieser Mundart ist das Wörtchen *ocke – komm ocke, gieh ocke, aß ocke.*

Weil sich dieser Dialekt aus verschiedenen sprachlichen Einflüssen entwickelt hat, und auch an der Sprachgrenze zwischen Deutschen und Tschechen slawische Eigenarten eingeflossen sind. zeigten sich in der Mundart der „Oberländer" von Ort zu Ort manche Unterschiede.

Man sprach in Oschitz etwas anders als in Hühnerwasser, anders an der Sprachgrenze um Gablonz bei Niemes als in Wartenberg am Roll.

Maj Dorf

Maj Dorf wor klejn und orm,
Ej Gartl wor bei jedn Haus,
Dou guck'n ou zum Gotterborm
Sechs odr sieb'n Kindr raus.

Kom ej Fremdr an Wage rei,
Fingn de Hunde o zu belln.
De Gäns und Entn machtn ej Geschrei
Und die Hinner gackertn in den Ställn.

Im Dorf und ufn Barge drubn
Dou gings ou lustig zu,
dou spieltn de Madl mit'n Bubn
Su garne domols „Blinde Kuh".

Ums Dorf herum wor Puusch an Puusch,
S' Nusthakl zeterte ei dan Bäum.
Dr Kuckuck zählte Kuß um Kuß,
Mr wollte jung ou nischt versäum.

Drhejme wors bestimmt sehr schien,
Ich denke oft zurück, ou garne.
Wenn do die Pumpelrusn blühn,
Grüß ich maj Dorf ei weitr Farne.

Franz Köhler 1977

Die Gablonzer Fohrt!

Ols 11jähriger Junge, mußte ich dobei sein, zur Gablonzer Fohrt zu giehn. Die ältern Brüder hon mich ne mitgenomm, do bi ich halt allejne geloufen. Vo lauter Freude konnte ich's schon ne erworten, bis Assn fartig wor, denn der Richter Naz mit sanner Tochter Emme und noch andere gingen schon bei uns verbei. Ich weiß noch wie heute, mir hotten Karvenatel, Arpelmauke und Sauerkraut, die ich rundergeworkst ho, ols wenn ich wos

verpossen täte. Dann ho ich noch meine Mutter gequält om ej por Kreuzer, doß ich mir ouch ej por Zockersteinl koufen konnte. Orscht hott die Mutter noch lamentiert, aber ouch erinnert, gie mir jo ouch ei die Kirche. Dann gings lus, dan weiten Wag dorch Schiedel, beim Kirschner Gosthause gings dann dan Faldwag durch'n Pusch noch Gablonz. Zu orscht ei die Kirche, ej Vaterunser gebatt, dann geschwind dan Barg runder ofn Kirmstplotz, denn dan Leierkosten hott mer schon vo der Weite gehort. Mich intressierten ne die Buden mit Schuhn, Schorzen und andere Sachen, ok beim Ringelspiel und dr Schaukel ho ich mich lange ufgehaln. Orschtens wors ouch ganz schiene worm und die Karvenatel worn ouch sehr schorf, ich hotte halt of ejmol vill Dorscht. Do bi ich zom Krozmon gegangen, dar hotte ejne Zockerbude und ouch ej Holzfoß mit Sauergurken. Und die Tunke davon hott dar emmer umsonst gegan. Ich froten dorum und do gob dar mir ej Blachtöppel full, wos glei leer wor. Dar frote mich, na Junge wölste noch ej Töppel, ich hotte noch zweie getrunken. Dos war zuvill, denn ich markte glei ej Nobelleiern. Och jemmersch ney, es wurde emmer schlemmer. Jetz wu denn su geschwinde hie, bis an Pusch wors zu weit, ein nächsten Obstgorten, denn underwags mußte ich su wie su ey pormol stien bleiben und die Beine übers Kreuz zosammdrecken. Ey aldes Mütterchen frug mich noch aus Mitleid, jo Junge wos es der denn, kan ich halfen, ich sote, ney giehnse wetter, denn ich stond jo do wie ey Sagebock und ho Jesus und die heilige Maria o gerufen, ney ok ne ey die Hosen, obwohl ich Kniehosen hotte, die Schande und dann noch die Schläge vo manner Mutter. Es is noch eymol gut gegangn und om Heymwag hots mich noch zweimal gepackt. Ich gloube, dos baten hott doch wos geholfen.

Franz Baran

De Pflaumknedl

A su monchis, wos drhejme gebräuchlich wor,
denkt mr ofte zurücke mejst jedis Johr.
An Frühjohr und Summer wor immer wos lus,
die Sittn und Gebräuch worn überool gruß
und ou an Harbste hots vill gegan,
mr konnte ganz ejfach nischt ibersahn.
Besonders fir uns Kinder hießs a dan dochtschn Tagn,
die Liebe dr Mutter gieht durch n Magn.
Wie mir, su is wull vieln gegangn,
wenn die Arnte an Gortn hotte ogefangn.
Mr konntn s jo bahle nimmej drwortn,
bis die Pflaum gereift sein ei unsern Gortn,
oder mir sein ban Nopper ibern Zaum,
dar hotte bekanntlich die bestn Pflaum.
Dort hommr die Gapsn uns vuul gestoppt
und sein dann ganz brejtbejnig hejm gehoppt.
Honn die Muter gebattlt, sie mußte schun lachn,
weil se wußte, morne hejßt Pflaumknedl machn.
Aus dr Schule glei hejm, ock immer an Troppe,
ich hotte jo ock noch die Knedl an Koppe.
Drhejme dann die Schüssl om Tische stond,
ich kalkulierte an Stilln, su gutt ichs gekonnt
und sote, Mamma, ich aß hejte vill,
weil ich noch gruß und stork warn will.
Meine drei Schwastern, so dochtsch nabnbei,
die assn ne su vill, weil se soot sein glei,
und meine Mutter, sie wor jo domols hibsch dicke,
hielt sich ou mit n Assn ej bissl zurücke.
Mei Vater wor an Kriege, drum tot ich mir son,
du bist jitz ei dr Familie dar ejnzige Mon,
mußt olle beschützen, doß kenn wos possiert
und sahn, doß dei Körper s Gewicht ne vrliert.
Dos hot scheinbor meine Mutter ou eigesahn
und hot mir immer en Kleksch miehre om Taller gegahn. –
Sie salber und die Madl hon sechs Pflaumknedl gehot,
mir hot se neune uf mann Taller gelodt.
Die Butter wor rare, drum wurd sie gestreckt
mit hejßer Milch. Ubn druf wurde ollis bedeckt
mit Zucker und Zimmt. – Dann wor ich dro,
doß ich ou richtich dos Tischgebet so.
Jitz konnte ich endlich mich niederbückn
und su noch und noch meine Knedl vrdrückn.
Weil ei der Schüssl noch Knedl worn ejne Menge,
kom ich mit mann Gewissn ei die Enge,
ho aber doch meine Muter gefrot
und sie hot ganz leise „Nu jo" gesot.
Fufzn Knedl ho ich su langsom nundergeworgt,

meine Mutter guckte mich o schun ganz besorgt
und ou ich hotte ej bissl dos Gefühl,
die letztn zwej Knedl worn vielleicht doch zu vil.
Abr ich hos gutt überstandn, dos dochtsche Assn
und die Pflaumknedl vo drhejme ho ich bis hejte
ne vrgassn.

Franz Habenicht

Beim Puuschhackn

Bei uns drhejme woor vill Puusch: de Gemejnde hotte enn Puusch an Dschare, dos wor dr Gemejnde-Puusch, de Schule hotte enn gegn Stejnbruch zu, dos wor dr Schul-Puusch, bei dr Kirche wor dr Kirch-Puusch, uf dr Chlumer- und Schiedler-Horke wor dr Waldstejnsche-Puusch und gegn Prorossel zu wor dr Rohansche-Puusch.

An Puusch gingn mir Karle und ou de Madl aj de Beern und aj de Pilze. De grußn Männer und die Weiber gingn ins Reisig und monche Männer totn drbei ou Schlingstelln. De Bauern kouften Streelustern und die Häuslleute gingn im Harbste Puuschhackn. De Männr hackn de Hiegl und de Weibsvölkr sotztn de Bejml.

Drbei wor immer vill Hetz und Luderei, weil su vill und nochdrzu ou vill junge Leute zommkomm. A poor ganz ale Weibr worn freilich immr ou drbei.

Dosmol wor de Marie ou drbei. Sie wollte sich ej Musikklejd drbei verdienen und hotte drhejme sulange gebattelt, bis sie ou mitgiehn konnte.

Sie wor zwor erscht kaum vrzn (14) vrbei, si wor noch ej junges Fetzl, hotte abr olls schunn, wie ejne junge Kate. Sie wurde zwor noch ne ganz voll genomm, abr de klenn Fichtl, die konnte sie schunn setzn, wie de andern ou. S' Puuschhackn wor domols grode obrhalb dan Dscharwiesn am Hange gegn Prositschka zu.

De klenn Fichtl wurdn packlweise aj enn Toop vull Wossr ajgetunkt und dann ufn gehacktn Hiegl ejgesotzt. Wenn dr Toop leer wor, lief mr ejfach aj de Baach und hultn neues Wossr. Dr junge Farschtr stolzierte wie a

„Puuschhacken“ bei Prositschka

ufgeperschtr Truthohn zwischn dan aln Weibern und den jugn Madln remm, zug monchmol ou aj enn Fichtl, obs ou fest genug sooß, abr sunst machte ar nischt ols Luderei mit dan hibsch gebautn Madln, doß de aaln Weibr ganz kooterhamsch gucktn. Dou pläkte uf ejmol su ejne Aale zu dan jungn Madln rübr: „Dr Toop es leer, hult ock Wossr, ihr hott noch junge Bejne!“ De Marie sprong gleich fort, und wie se mitn Wossr de Lahne wiedr ruffkom, do muß sie wohl dr Teifl gerittn honn, und bei ihr de dichtrische Oder geplotzt sein. „Tunkn, Tunkn, ihr aln Gunkn ...“, pläkte sie übrn Plotz.

Abr dou hote sie eis Wespennast gelotscht und schunn gings luus: „Hort ock, hort ock, dos Fetzl, wos hott se gesoot? Ale Gunkn sein mr? Nej hottr denn su wos schunn gehorrt? Hejßt uns ale Gunkn, dou es ihr Onkl dou ubn wull ej aler Saak?“ Su prilltn und keiftn se durcheinandr.

Vor Schreck wäre dr Marie bale dr Toop mitn Wossr ausn Händn gefolln. Sie hotte sich jo nischt Bieses drbei gedocht, sie hotts jo ock su gesoot, weil sichs reimte und jetzt wär se am liebstn aj ej Mojseloch odr ei enn Fuchsbau gekrochn. Ock schlimm wors noch, doß olle Madl und erscht racht de Männr su lachtn, doß niemand mej wos machn konnte. Am allermejstn lachte dr Farschtr, der de aaln Weibr su ne garne soog, am allerwingstn, wenn se ihm übrn Waag liefn, wenn er uf de Jood ging.

Uff de Marie hottn die aln Weibr dann noch lange enn Kiez; sie hotte ou Angst, doß ses drhejme drfohrn könntn, wos ihr junges Schneppl bann Puuschhackn oogericht hotte.

Franz Köhler

Wos mr drhejme su assn tote

Om Mountsch dou fängt de Woche o
de Mutter macht sch as Kochen dro
se bindet sich die Schorze im
und werklt ei dr Kiche rim.
Heut gibt s ok Grießgasch und Kompott
dos spurt vill Zeit, dos gieht siehr flott,
denn ei dan Tage mit dr Wescherei
muß s schnell giehn mt dr Kecherei.

Und Dienstag, bale nouch n Schloufn
sitt Muter mr zum Flejscher loufn.
Dar hout geschlacht, s is olles frisch
wos brengt sie heut wull uf n Tisch?
Na, was schun – Blutt- und Laberworscht
a Mafferschdorfer fr n Dorscht,
Aräpplmauke ne zu vergassn
dos konn mr worklich gerne assn.

Om Mietwoch ei dr holbn Woche
soht Mutter „ich wejß schun wos ich koche,
dos mog dr Mon und ou s Madl“
drum macht se heute Karbenadl
mit Sauerkraut und Aräppln
drnouchern noch Kompott aus Äppln,
dofur, dos dorf ich ne vergassn
gob s ejne Pilzsuppe zum assn.
Ja, satt r Leute, halt su wursch –
wos ass mr etze denn om Dursch?
Dou fällt dr Muter schun wos ei
se schleicht sich ei de Kiche nei.
Raus brengt se donn en Schweinebroten
dar is r worklich gutt geroten,
Kraut und Knedl sein ou drbeine
vill Fettn druf – is dos ne feine?

Wos kimmt etz dro? – ach jo, s es dr Freitsch
of dan is wull kej Wochetag neidsch,
denn dar is ok dou zum Scheuern und Putzn
zu wos bessern is a jo ne zu benutzn.

Su denkt mr monchmoul an grußen und ganzen –
doch ei dan Tag macht de Mutter Liwanzen.
Die gibt s ja leider dou ne zum Verrecken
ei kenn Wortshause, schun gur ne ban Bäcken.

Wos nu fr a Tag ei de Reihe kömmt
dos wißt r jo olle – es is dr Sömt.
Dou hatte mr domouls ou monche Sorgen
mr mußte loufn udn fr n Sunntsch wos besorgen.
Also machte s Mutter wie de anderen Wochen,
se tote om Sömt ok wos Ejfaches kochen.
S gob mejst a Kapuste- oder Mehrenflejsch-Assen –
ober grode dou druff worn mr olle versassen.

Schließlich und endlich kumm mr zum Sunntsche
dou zug ban Assn kejner de Munsche.
Rindflejschsuppe die oß mr zuorscht
a Glasl Wein wur dou gegn n Dorscht.
A Lungenbroutn wurd drnouchern serviert
mit Hefeknedln schien seitlich verziert,
Preißlbieren, die gob s donn zum Schluß –
Ihr Leute, dos wur halt a grußr Genuß!

Liesl Arnold

O mann'r Ziege ho ich Frejde

Lustig

Nordböhmen
Satz: Walther Hensel

mf

1. O man - n'r Zie - ge ho ich Frej - de, 's ös a wun - d'r - schie - nes Tier, Hu - re hout se wie aus Sej - de, Hör - n'r hout se wie a Stier. Hout a bak. Meck meck meck meck!

aus - ge - stopp - tes Ran - z'l, wie a biehm-scher[1] Du - dl - sack und ganz hin - t'n hout's a Schwanz'l wie a Sten - g'l Rauch-to -

[1] böhmischer - andere Lesart: „ahl'r" = alter

nach Adolf König

Die Heimatkreisstadt Niemes

Geschichtliche Entwicklung

Aus Funden geht hervor, daß das Land am Polzen bereits in vorgeschichtlicher Zeit bewohnt war. Aus der keltischen Zeit wird auf dem Kirchberg eine Siedlung der Bojer nachgewiesen. Der Name könnte von dem keltischen Wort „Naomis“ oder „Nemis“ (Hügelwohnung) abgeleitet werden.

Die Gründung der Stadt ist in Dunkel gehüllt.

Unter König Ottokar II. (1253–1278) wird ein Geschlecht mit dem Namen „Nymans“ genannt. Am 24. Juni 1371 bestätigt Karl IV., daß Johann von Wartenberg und sein Bruder Wenzlaw den Zoll in Niemes an sich gebracht haben. Als Erbauer der Rollburg wird Hermann von Ralsko (um 1160) genannt.

In den Hussitenkriegen wurde 1421 erstmals die Stadt

Niemes, Blick vom Schulaufstieg zur Kirche. Aquarell von Franz Schicketanz

Gemeinde Barzdorf.
Gemeinde Rabendorf.
Gemeinde Voitsdorf
Gemeinde Brenn-Heidedörfel.
Gemeinde Höflitz
Gemeinde Plauschnitz

Plan der Stadt Niemes.
Nach der Stadtmappe gezeichnet von J. Tille.

1. Kirche St. Peter und Paul.
2. Schule.
3. Turnhalle.
4. Rathaus.
5. Graf Hartig'sches Schloß.
6. Kaiser Josef-Denkmal.
7. Heiliges Grab.
8. Stadtamt.

I. Ortsflur.
II. Töpferflur.
III. Puschanteflur.
IV. Kapellenflur.
V. Tschistaiflur.
VI. Polzenflur.
VII. Jägerhausflur.
VIII. Krausebergflur.

Druck und Verlag von A. Bienert, Niemes.

Durchzugsgebiet. Unter der persönlichen Führung Žižkas strebten hussitische Heerhaufen durch Niemes in die Lausitz, raubten, plünderten und steckten die Stadt in Brand.

Die Kriege, die Schwäche der kaiserlichen Reichsgewalt, die herrschende Unsicherheit und die Verarmung – auch des Adels – führten zur Ausbreitung des Raubrittertums. Davon wurde vom Rollberg berichtet.

Am 20. Nov. 1468 nehmen die Lausitzer die Rollburg ein und stecken sie in Brand.

Im 30jährigen Krieg (1618–1648) sank schon in den ersten Kämpfen (Nov. 1620) Niemes in Asche.

Im Siebenjährigen Krieg (1756–1763) war der Kriegsschauplatz auch in der Niemeser Gegend. Am 14. Juli 1757 hatten Prinz Karl von Lothringen und Feldmarschall Daun im Schloß Quartier bezogen. Im „Bauernaufstand“ (1775) waren die unzufriedenen Bauern vor das Niemeser und Reichstädter Schloß gezogen. Eine Kompanie aus Leipa trieb sie in den Schloßhof und sperrte sie dort ein. Sie sollten gehängt werden, erhielten aber in letzter Stunde Pardon.

Im Bayerischen Erbfolgekrieg (1778), auch „Kartoffelkrieg“ genannt, weilte Kaiser Joseph II. dreimal in Niemes. Beim Rückzug der Preußen wurden die Niemeser Grundbücher mitgenommen. Im Krieg gegen Napoleon kam dieser selbst bis nach Gabel. Im Juli bis Oktober 1813 lagerten viele Tausende Soldaten in Niemes.

Große Brände in Niemes

Am 11. Juni 1806 brach um 11 Uhr im Ausgedingehaus des Christoph Engel Feuer aus. Der herrschende Südwind trug einen wahren Feuerregen über den Ort. Das entfesselte Element pflanzte sich von Strohdach zu Strohdach fort. Die Bewohner standen dem Feuer machtlos gegenüber. 367 Familien mit 1500 Personen wurden obdachlos, 263 Gebäude mit Ställen und Scheunen sanken innerhalb von 3 Stunden in Asche. Weitere größere Brände vernichteten am 13. Juni 1846 in der Postgasse 17 Häuser und 16 Scheuern, am 26. Juni 1876 in der Leipaer Gasse (Pechgraben) 4 Häuser.

Im Kriege 1866

Am 10. Juni 1866 schloß Preußen Österreich aus dem Deutschen Bunde aus. Das führte zum Bruderkrieg von 1866.

Am 26. Juni zogen die ersten Feinde in Niemes ein. Im Walde bei Plauschnitz kam es zu den ersten Feuergefechten. Auf dem hl. Grabfriedhofe ruhen 32 Krieger, deren Namen man auf zwei Tafeln verzeichnet hat. Größere Kämpfe entwickelten sich an der Reichsstraße hinter Hühnerwasser und vor Münchengrätz. Im allgem. geschichtlichen Teil wurde ausführlich darüber berichtet.

Niemes im 1. Weltkriege

In Niemes wurden 1914 im Schloß und in der Lorinser Turnhalle Reservelazarette eingerichtet. Der Krieg endete mit der Niederlage Österreich-Ungarns und Deutschlands. Das Sudetenland wurde trotz der Proklamation des Selbstbestimmungsrechtes gegen den Willen der deutschen Bevölkerung der Tschechoslowakischen Republik einverleibt. Den Opfern des Krieges errichtete die Stadt ein Denkmal. Es wurde am 2. Sept. 1923 an der Friedhofsmauer am hl. Grab enthüllt. Auf dem Mahnmal sind 115 Gefallene, 56 in Lazaretten Gestorbene und 23 Vermißte verzeichnet.

Die Zeit nach dem 1. Weltkrieg
Die Eingliederung des Sudetenlandes in das Reich

Die Benachteiligung des nationalen und völkischen Lebens der Deutschen in der ČSR führte Ende 1938 zum „Münchner Abkommen“. Am 10. Okt. 1938 marschierten die deutschen Truppen unter dem Jubel der Bevölkerung in Niemes ein. Das Sudetenland wurde dem Deutschen Reiche angegliedert. Eine neue staatliche Ordnung entstand. Der Gerichtsbezirk Niemes wurde mit den Bezirken Deutsch Gabel und Zwickau zu einem neuen Kreis zusammengeschlossen. Bürgermeister Franz Puhl blieb im Amt, Amtsrat Runge wurde Stadtdirektor. Viele Vereine und Organisationen verloren ihre Selbständigkeit, neue wurden ins Leben gerufen: der Reichsbund für Leibeserziehung, Reichskriegerbund, die NSV, der NSKK, die SA, der Reichsfrauenbund, der Reichsnährstand, der Reichsarbeitsdienst u. a. m.

Nationale Machtstrebungen, völkische Benachteiligungen und damit verbundene Ereignisse an der polnischen Grenze führten am 1. Sept. 1939 zum Einmarsch der deutschen Truppen in Polen und zum 2. Weltkriege. Sofort wurden Lebensmittelkarten eingeführt. Das Leben der Bevölkerung unterlag der totalen Kriegsbewirtschaftung. In Niemes mußten Kriegsgefangene, Internierte und ausländische Landarbeiter versorgt werden.

Am 24. August 1944 überflogen die ersten feindlichen Flieger das Stadtgebiet. Bei Kummer und Höflitz waren

Flugplätze eingerichtet worden. In Niemes hatte der bekannte Oberst Rudel mit seinem Stab Quartier bezogen. Im April 1945 griffen englische Tiefflieger die deutschen Stützpunkte an. Noch am 8. Mai 1945 erfuhr Niemes einen schweren russischen Fliegerangriff. Nach der Bombardierung wurden in der Stadt weiße Fahnen gehißt. Am 9. Mai drangen die ersten russischen Panzer in die Stadt ein. Der Krieg war zu Ende, aber das Leid der Bevölkerung ging weiter. Unschuldige Menschen wurden geprügelt, erschossen, vergewaltigt, ihr Hab und Gut geplündert, geraubt.

Im „Heimatbuch der Stadt Niemes", verfaßt vom Geistl. Rat P. Josef Jaksch S.J., ist diese grausame Zeit der Nachwelt festgehalten.

Einige Persönlichkeiten

Carl Ignaz Lorinser (1796–1853), Geheimer Medizinalrat, Begründer des Schulturnens, nach ihm wurde die „Lorinser Turnhalle" benannt.

Rudolf Watzke, Kammersänger, Margarete Kubelka und Brünnhilde Horn haben in Erzählungen und Dichtungen die Heimat am Polzen der Nachwelt erhalten.

Statistik der Bevölkerung:

1688 zählte Niemes	1000 Einwohner und	154 Häuser,
1806	3173 Einwohner und	546 Häuser,
1930	6133 Einwohner und	1059 Häuser,
1939	6153 Einwohner	

Stadtverwaltung

Die erste Urkunde über den Bestand der Stadtvertretung stammt aus dem Jahre 1407. Hier wird Hannusi Meczler als Bürgermeister genannt. Die letzten Bürgermeister waren Josef Prade, Gärtnermeister (1924–1938) und Franz Puhl, Maschinist (1938–1945). Josef Prade leitete die Geschicke der Stadt 14 Jahre. Seiner Initiative sind zu verdanken: die Wasserleitung 1926, die neue Pflasterung der wichtigsten Straßen, die Kanalisation, das Stadtmuseum, das Stadtbad, das Freibad und das neue Kino. Er wurde Ehrenbürger der Stadt. 1938 wurde von der neugewählten Stadtvertretung Franz Puhl, Maschinist, zum Bürgermeister gewählt. Er war Bürgermeister bis 1945.

Die wirtschaftliche Lage in Niemes

Die erste Bahnlinie von B.Leipa nach Niemes wurde 1883 fertiggebaut. Der erste Personenzug fuhr am 1. 11. 1883 auf dem Bahnhof bei der Fischelfabrik ein. Die Strecke nach Reichenberg wurde am 16. Sept. 1900 fertig.

Niemes hatte im 19. Jh. noch 5 Wasserwerke, davon waren 1945 noch in Betrieb: die Wasserkraftanlage der Firma O. Wondrak, Papierhülsenfabrik und das Wasserwerk am Höflitzer Bache, das „Waldwerk", das hochwertige Stahlgewebe erzeugte.

Betriebe und Fabriken

Die Bayer-Fabrik, seit 1906 im Besitze der Firma „Hutter u. Schrantz", erzeugte Filztuche, die Wondrak-Fabrik stellte Papierhülsen her, die Lazar-Fabrik war bis 1923 eine Bugholzmöbelfabrik. Sie wurde von Emil Pelz erworben und erzeugte wertvolle Möbel. Hans Pelz führte diesen Betrieb nach 1947 in Geretsried als EMPE-Werke weiter und entwickelte sie zu einer der größten edel- und sperrholzverarbeitenden Fabrikanlage. Die „Fischel-Fabrik" war eine der bedeutendsten Bugholzmöbelfabriken, die „Müller u. Seide-Fabrik" eine bedeutende Wäschefabrik. Die Dampfbrettsäge des Johann Wieden und Karl Teubner hatten zwei Gatter.

Das Gewerbe war seit alters her in Zünften organisiert. Die wichtigsten waren die Fleischer-, Schneider-, Schmiede- u. -Wagner-, die Schuhmacher-, Zimmerer-, Maurer- und Tuchmacherzunft. Ein sehr bedeutendes Gewerbe war die Gerberei. Es wurden vorzugsweise Waschleder für die Handschuhindustrie erzeugt. 1897 erwarb Franz Freyer die Konzession zum Bau eines Elektrizitätswerkes. 1920 kaufte die Stadt das Werk und erweiterte es 1924 durch die Errichtung eines Dampf- u. Wannenbades.

Kirche

Nach dem Papstzehent aus dem Jahre 1352 zu schließen, dürfte eine Kirche schon um 1150 vorhanden gewesen sein. Einen Neubau führte Santi Bossio von 1661–1663 durch, dieser Bau wurde vom Barockbaumeister Giullio

Blick zur Kirche von der Postbrücke

Broggio 1670 vollendet. Diese Kirche brannte beim „Großen Brande“ 1806 ab. Eine neue Kirche konnte 1807 bereits eingeweiht werden. Der neue Friedhof wurde 1870 angelegt und 1883 erweitert.

Stifter der Hl. Grab-Kaplle war Joh. Putz v. Adlerthurn. Er ließ sie nach seinen Plänen der Grabkapelle in Jerusalem nachbauen. 1671 am Karfreitag wurde das erstemal eine Prozession ins hl. Grab geführt, wo am Karsamstag um 10 Uhr abends die Auferstehungsfeier begann. Seitdem ist dieser Brauch der „Niemeser Auferstehungsfeier“ geblieben.

Die „Niemeser Passionsspiele“

In der Pestzeit sind vielerorts religiöse Spiele aufgeführt worden, auch in Niemes in der Hl. Grabkapelle. Daran hat man sich wohl im Jahre 1921 beim Verschönerungsverein der Hl. Grabkapelle erinnert. Kaplan Wenzel Stadelmann verfaßte ein Manuskript eines Passionsspieles und Franz Hanisch machte es bühnenreif. 1922 wurde das erste Passionsspiel aufgeführt.

Das Schloß

1570 wurde das Schloß gebaut, es brannte 1620 ab und wurde unter Putz von Adlerthurn durch den Baumeister Santi Bossio neu errichtet. Nach dem großen Brande wurde es etwas weiter vom Polzen entfernt neu aufgebaut.

Die Schulen in Niemes

Im 16. Jh. besaß Niemes bereits eine Schule. Urkundlich wird Sigmund Hanisch als Lehrer genannt. Die Schule stand unter dem Kirchberg. 1791 war sie im Spital untergebracht und 1868 wurde das Haus, wo später die Post stand, für Schulzwecke gekauft. Die große Volks- und Bürgerschule wurde 1894 eingeweiht. Die Knaben und Mädchen wurden getrennt in 5 Volksschulkassen, drei Bürgerschulklassen und einem Einjährigen Lehrgang (4. Bürgerschulklasse) unterrichtet. Die letzten Leiter der Volksschule seit 1931 waren Josef Pischel, Rudolf Teubner, Franz Patzel, die letzten Direktoren der Bürgerschule Rumler, A. Rückauf, Franz Prohaska und Wenzel Ruhs.

Seit 1890 bestand eine zweijährige gewerbliche Fortbildungsschule und seit 1922 eine zweiklassige landwirtschaftliche Berufsschule.

Turnhallen

Für den Breitensport standen den Sport- und Turnvereinen 3 Turnhallen zur Verfügung. Der 1880 gegründete Deutsche Turnverein konnte am 10. Juli 1909 die Lorinser-Turnhalle einweihen, die Deutsche Turnverbindung „Jahn“ erwarb 1905 die Gastwirtschaft „Zum grünen Baum“ und eröffnete 1907 in der Jahn-Turnhalle den

Das Hartig'sche Schloß vor 1945

Turnbetrieb, die im Garten des Konsumvereines 1905 erbaute „Volkshalle“ war die Heimstätte des Arbeiter-Turnvereines.

Nach 1945 wurden diese Turnhallen niedergerissen und abgetragen.

Bund der Deutschen in Böhmen
Deutscher Kulturverband

Der tschechische Geschichtsforscher und Politiker Franz Palacky (1798–1876), Führer der Alttschechen in Böhmen, angeregt durch das im Jahre 1778 veröffentlichte Werk „Stimmen der Völker in Liedern“ des deutschen Dichters Johann Gottfried Herder (1744–1803), erweckte bei den Tschechen das Nationalgefühl und schürte den Haß gegen die Deutschen.

In dieser Zeit der schweren nationalen Kämpfe gründeten die Deutschen im alten Kaiserstaat Österreich den „Deutschen Schulverein“, der bei der ersten Tschechoslowakei in „Deutscher Kulturverband“ umbenannt werden mußte.

In Orten mit deutscher Minderheit wurden Schulen gebaut, um den wenigen deutschen Kindern den Unterricht in der Muttersprache zu sichern, um sie dem deutschen Volke zu erhalten. Um Grund und Boden und das Handwerk deutsch zu erhalten, schlossen sich die Deutschen in Böhmen zum „Bund der Deutschen in Böhmen“ zusammen, der viele tschechische Vorhaben vereitelte.

In kurzer Zeit entstanden in allen Orten, auch in Niemes, rührige Ortsgruppen dieser Vereine. Der Mitgliederstand war sehr hoch, jeder Deutsche fühlte sich verpflichtet, hier mitzuarbeiten. Viele Niemeser waren Mitglieder beider Vereine.

Mit Mitgliederbeiträgen, Geld- und Sachspenden konnten sozial schwächere Familien unterstützt, an arme Kinder eine zusätzliche Schulspeisung verabreicht, Weihnachtsbescherungen durchgeführt und Freiplätze für Studenten vermittelt werden. Diese beiden Vereine haben einen guten und erfolgreichen Kampf bis zur Auflösung nach dem Reichsanschluß im Herbst 1938 geführt.

Der letzte Kulturverbandsobmann war Dr. Langer. Der letzte Obmann des Bundes der Deutschen in Böhmen war Zahnarzt Dr. Fritsch mit Oberlehrer Engelmann als Verbandsobmann.

Der Ringplatz

Die Stadt Niemes ist aus der Verschmelzung der drei Orte Niemendes, Scheibendorf und Galgendorf entstanden. Der Ringplatz lag ehedem in der Mitte des Ortes Galgendorf. In diesem Orte soll einst das Hochgericht aufgestellt gewesen sein, das auf dem Kreuzberge seinen Standort hatte und dem Ort den Namen gab.

Den Namen „Scheibendorf“ führen Namensforscher auf „Scheibe“, einem Ort, wo im Mittelalter die Toten beigesetzt wurden, zurück. Auf der gleichen Anhöhe, wo einst ein Heidentempel gestanden haben soll, wurde die

Blick von der Kirche zum Ringplatz

Kirche gebaut und die Toten um die Kirche herum beerdigt.

Eine Verbindung der drei genannten Orte erfolgte erst um 1680, denn bis zu dieser Zeit nennen die Niemeser Kirchenbücher noch jeden dieser Orte besonders, so z. B. „1633 den 21. Juni copuliert George Münnich in scheibendorf mit Jungfrau Anna des Georg Ludwigs Tochter in galgendorf“. Der Ringplatz hatte in alter Zeit eine besondere Bedeutung. Hier standen die Objekte zur Abbüßung der Strafen: der Pranger, die Staupsäule und der Bäckerkorb.

Auf dem Ringplatz entwickelte sich bei besonderen Anlässen das Volksleben. Auf der einen Seite hatte das Rathaus und auf der anderen das herrschaftliche Schloß seit 1570 bzw. 1660 seinen Standort. Auf dem Ringplatz fanden im Jahr vier Märkte statt: am Fastenfreitag, am Montag nach Hl. Dreifaltigkeit, am Montag nach dem Matthäustage und am Montag nach Simon und Juda.

Neben den vier Märkten stellte auf besondere Bitte am 24. März 1796 Kaiser Franz die Erlaubnis aus, allwöchentlich am Freitag einen Wochenmarkt abzuhalten. In der Zeit der Entwicklung der Industrie schlummerten die Jahrmärkte ein und wurden erst 1887 wieder eingeführt. Die Wochenmärkte wurden nach dem 1. Weltkriege jeden Mittwoch auf dem Marienplatze, bald aber wieder jeden Freitag auf dem Ringplatz abgehalten. Bis 1806 hatte der Ringplatz räumlich eine große Ausdehnung, weil das herrschaftliche Schloß näher der Polzen stand. Im Sommer 1879 wurde auf diesem Platze eine Planierung und Kiesaufschüttung sowie die Pflasterung an den Häusern entlang durchgeführt. Durch das Fällen der alten Kastanienbäume in den dreißiger Jahren und Pflasterung des ganzen Platzes hatte der Ringplatz ein schönes Aussehen erhalten.

Vertreibung aus der Heimat

Am 14. Juni 1945 erließ der Militärkommandant von Böhm. Leipa den Befehl zur Austreibung aller Einwohner deutscher Volkszugehörigkeit. Dieser Befehl wurde erst um 22 Uhr nach dem Eintreten der Sperrstunde veröffentlicht, so daß er erst kurz vor der Vertreibung der Bevölkerung zur Kenntnis kam.

Die Betroffenen mußten am 15. Juni 1945 um 5.00 Uhr mit dem notwendigen Gepäck (30 bis 50 kg) auf dem Sammelplatz gestellt sein. Nach dem Potsdamer Abkommen sollte die Ausweisung „human und in legaler Weise“ vollzogen werden. Davon konnte keine Rede sein. In Viehwaggons wurden die Deutschen aus ihrer Heimat völkerrechtswidrig in die besetzten Zonen Deutschlands verfrachtet.

Emil Franzel schreibt in seinem Buch „Die Vertreibung – Sudetenland 1945–1946“:

„Am 17. Juni 1945 wurden die ersten Deutschen aus dem Kreis Deutsch-Gabel ausgewiesen. Die Tschechen hatten die Anweisung erlassen, daß sich die Betroffenen auf bestimmten Plätzen versammeln mußten. Später wurde ein großer Fabrikhof als Sammelplatz bestimmt. Ein Jahr später richteten die Tschechen in Petersdorf ein *Aussiedlungslager* ein.“

Aus der Stadt Niemes berichtet Pfarrer Rupprecht Ripp:

„Immer wieder sah man den gefürchteten roten Lkw der tschechischen Gendarmerie durch die Straßen unserer Stadt fahren, und immer wieder holten sich die Tschechen neue unschuldige Opfer auf den Ringplatz. Dort standen sie dann, die Hände hoch, mit dem Gesicht zur Wand gekehrt, Stunde um Stunde in glühender Sonne. Manche wurden von den jungen tschechischen Partisanen-Gendarmen zu Tode geprügelt und zu Tode getreten. Während dieses Vorgangs auf dem Ringplatz kontrollierten Partisanen des Tschechen-Generals Svoboda alle deutschen Wohnungen in der Stadt. Dann kam die Schreckensnacht vom 14. zum 15. Juni 1945.

Am Abend des 14. Juni 1945 zogen junge Tschechen singend und grölend durch die Straßen, und immer wieder wurden durch Trompetensignale die aufgeregten deutschen Bewohner an die Fenster ihrer Wohnungen gelockt, wo dann in Sprech-Chören von den Tschechen in deutscher Sprache gebrüllt wurde: ‚Alle Deutschen müssen morgen früh um 5 Uhr die Stadt verlassen!‘ Jede Stunde, die ganze Nacht hindurch ertönten die Dampfpfeifen und Sirenen der Fabrik und ließen den Bewohnern keine Ruhe. Als der Morgen des 15. Juni anbrach, und die ersten Deutschen vor ihre Häuser traten, ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt, daß allein in dieser

Niemes, Blick vom Schulaufstieg

Nacht sich über 40 Personen das Leben genommen hatten. Dann begann der bange Weg aus der Heimat in ein unbekanntes Schicksal."

Kummer, eine beliebte Sommerfrische

Kummer liegt 4 km südlich von Niemes am Fuße des Kummergebirges und am nordwestlichen Ende des Kummerteiches.

Das Grundausmaß beträgt 1662,19 ha, davon hatte Kummer aber nur 99 ha eigenen Boden, ⅘ der Gesamtfläche ist Wald.

1931 zählte Kummer 97 Häuser und 383 Einwohner. Den Lebensunterhalt fanden die Bewohner zum Teil als Kleingärtner, Waldarbeiter, Kohlebrenner, im Fremdenverkehr und in der Betreuung der Sommerfrischler.

Kummer war nach Niemes eingepfarrt und eine selbständige Gemeinde. Die zweiklassige Volksschule wurde 1883 gebaut, in diese Schule waren eingeschult: Heidedörfel, Neubrück, Zweihäusel und das Forsthaus Straßteich.

Unser Heidedörfel

Ich kenn ein Dörflein klein und niedlich,
Heidedörfel wirds genannt.
Es liegt so traulich und so friedlich
angeschmiegt am Waldesrand.
Rot- und blaue Beeren reifen,
Schwämme wachsen tief im Tann,
daß ich Wald und Heidedörfel
niemals mehr vergessen kann.

Wie die Leute auch dort reden,
kann ich euch ja gerne sohn,
mr versteht o gleich an jeden,
braucht ne ejmol erst zu frohn.
Es is die Sproche manner Kindhejt,
die dort redn Weib und Mon,
daß ich Wald und Heidedörfel,
niemals mehr vergessen kann.

Und im Sommer alle Jahre
kehr ich sehnsuchtsvoll zurück
und immer wieder ich erfahre,
neues Leben, neues Glück.
Schöner Wald mit deinem Rauschen,
schöner Wald mit deinem Tann,
daß ich Wald und Heidedörfel
niemals mehr vergessen kann.

Roman Kufleski

Heidedörfel, Blick von Neubrück zum Roll

Heidedörfel

Heidedörfel lag zwischen Niemes und Kummer am See, aufgeteilt in vier Ortsgemarkungen: Brenn, Kummer, Plauschnitz und Niemes. Der Ort umfaßte 40 Häuser, unter denen sich drei Gasthäuser befanden.

Die Einwohner betrieben Holzhandel und fanden Arbeit in einer Essigfabrik oder in den Fabriken in Niemes.

Um 1780 faßte die Gutherrschaft Reichstadt den Plan, beim „Forsthaus auf der Heyde" eine Ansiedlung zu gründen.

Bis 1870 war neben dem Namen Heidedörfel auch die Bezeichnung „Baustellen" gebräuchlich.

Nach dem 2. Weltkriege wurde die deutsche Bevölkerung von Haus und Hof vertrieben und lebt nun in beiden Teilen Deutschlands.

Von Heidedörfel stehen nur noch wenige Häuser, die meisten sind dem Erdboden gleichgemacht.

Beide Orte, Kummer und Heidedörfel, waren beliebte Ausflugsziele.

Ein Niemeser erzählt von einer Wanderung:

„Vom Niemeser Meierhof gelangen wir in 25 Minuten nach Heideddörfel. Hier überrascht uns vom dortigen Forsthause eine wunderschöne Ansicht auf den Rollberg. Hier hatte Kronprinz Rudolf mit Kronprinzessin Stephanie sein Quartier, um nach Auer- und Birkwild sowie Fischottern zu jagen. Vom sogenannten ‚Gehege' können wir Spaziergänge zur Ferdinandsgrotte und zur Rindenhütte unternehmen. Vom Forsthause führt uns ein Weg an der Hubertuskapelle vorüber zum Hegerhause ‚Heuschupfen', wo sich noch einige Trümmer der Papiermühle befinden. Sie hatte eine wandelbare Vergangenheit: Papiermühle, Mahlmühle, Glasschleiferei und Tuchfabrik.

Nachdem wir die Polzen überschritten haben, gelangen wir nach Kummer. Ein wahres Sommerfrischen-Paradies!

In nächster Nähe liegen der 10 ha große Kummerteich und noch drei andere Fischteiche. Zwischen dem Kummer- und Dirnstenteiche befand sich im vorigen Jahrhundert ein Hochofen, in welchem wöchentlich 130 Zentner Roheisen geschmolzen und gegossen wurden.

Südlich von Kummer gelangen wir auf Treppen über den Tiergartenzaun an die Grenze des Kummergebirges.„

Der Dichter Wilhelm Pleyer beschreibt das Kummergebirge in seinem Bildband „Schönes Nordböhmen" wie folgt:

„Das Kummergebirge, nördlich vom Hirschberger Teich, ist ein Sandsteinrücken, aus dem Basalt- und Klingsteinkuppen aufragen. Auf der Krume des Sandsteines fristet die Kiefer ihr Dasein, der verwitterte Basalt aber schuf einen fruchtbaren Boden, dessen Schwärze die Sonnenstrahlen saugt. An den Schauseiten bietet auch dieses Gebirge allen Zauber der Sandsteinromantik in den eigenartigen Gebilden. Lehm auf dem Rücken des Gebirges läßt die Buche gedeihen. In die Landschaft von Kummer ist eine Anzahl von kleinen Teichen gebettet; waldumgebend sind die Bilder der Einsamkeit und einer sanften Melancholie. Auch diese Wasser haben viele Freunde gefunden – Freunde der Einsamkeit. König im Kummergebirge, hoch über Föhren und Buchen, ist der mächtige steile Kegel des Quargelsteins, 322 m. Blaugrau, blutrot und gelb sind seine Farben.

1919 wurde der Felsengipfel zum ersten Male erstiegen. Sandsteinklüfte und Höhlen dienten hier wie in der ganzen Landschaft bei Feindeinfällen als Zuflucht der Bevölkerung, so die Hundskirche und die Brandenburger Höhle, die diesen Namen seit dem Jahre 1741 trägt."

Die als „Klettergarten" geschätzten, bizarr gestalteten Felsengebilde des Gebirges erregen vor allem im Nordwesten des Dorfes Kummer Staunen und Bewunderung der Besucher.

In geologischer Hinsicht ist auch besonders interessant das Felsenlabyrinth der „Hundskirche" und das „Frauentor". Über die Hundskirche schreibt der heimische Gelehrte Dr. Bruno Müller: „Einem waagrechten rosarot gefärbten kalkigen Bande verdankt die am Nordrande des Kummergebirges gelegene Hundskirche ihre Entstehung.

Das im oberen Teile eines hohen Felsens gelegene kalkige Band ist durch die Erosionswirkung (das Gebläse) des Windes, vielleicht auch unter Mitwirkung von Frostsprengung förmlich unterminiert worden, so daß der obere Teil des Felsens nur auf einzelnen, stehengebliebe-

nen Pfeilern ruht, zwischen denen mehrere niedrige Hallen und Gänge sich ausbreiten."

Auf ähnliche Weise ist auch das Frauentor entstanden. Nach längerer Durchwanderung des Felsengebietes vom Dorf Kummer aus, stand man schließlich vor dem weit ausgedehnten Wasserspiegel des Hirschberger Teiches, der – 3,5 km lang und 2 km breit – zu zwei Drittel von den Anhöhen des Kummergebirges eingefaßt wird und 5 Buchten besitzt.

Ursprünglich ein großer Fischteich, wurde der Hirschberger See unter Kaiser Karl IV. im 14. Jh. angelegt. Mit 350 ha Wasserfläche war er der größte See Nordböhmens und eines der beliebtesten Erholungsgebiete des Sudetenlandes. Seine von Wäldern umsäumten Ufer bestanden aus sandigem Strand, die durchschnittliche Wassertemperatur im Sommer betrug 26 Grad Celsius. Alle Arten von Wassersport wurden hier betrieben. Mehrere Abschnitte des Sees mit Niststellen seltener Wasservögel und die beiden kleinen See-Inseln, das „Mäuseschloß" und die „Enteninsel", waren unter Naturschutz gestellt.

Am Südende des Sees lockte das freundliche Städtchen Hirschberg mit seinem sehenswerten Renaissanceschloß der Grafen Waldstein und einer barocken Kirche des 17. Jh. Das alles wird vermutlich nur zu bald der Vergangenheit angehören. Uranabbau hat weithin häßliche Narben in die prächtige Landschaft geschlagen. Es wird daran gedacht, den ganzen See auszutrocknen, um an weitere Vorkommen heranzukommen.

Höflitz

Das Dorf liegt 3 km südöstlich von Niemes in einer sandigen Ebene am rechten Ufer des Höflitzer Baches, am linken Ufer zieht sich Plauschnitz dahin.

Das Grundausmaß beträgt 1146,53 ha, davon ist die Hälfte Ackerland und die Hälfte Wald.

Das Land ist eben, der höchste Berg ist der Tschihadlberg (357 m). Der Höflitzer Bach fließt den ganzen Ort entlang von Ost nach West und nimmt am östlichen Ortsende den Schwabitzer Bach auf, der knapp beim Orte den 2 ha großen Neuhöfer Teich speist. Beide Teiche sind mit Karpfen besetzt. Der Wasserbedarf für die Häuser wird durch Pumpen und Quellen gedeckt.

Der Paulinenhof hat eine eigene Quellenwasserleitung vom Roll. Östlich von Alt-Höflitz liegt der Ortsteil Neudorf oder Neu-Höflitz (18 Häuser), gegen den Rollberg zu der Meierhof und das Forsthaus Paulinenhof, an der Straße Niemes–Schwabitz der Meierhof Neuhof und unterhalb des Meierhofes die Neumühle. Der Heidehübel, der reiche Berg und die Pinskayflur sind bewaldet.

Höflitz hatte 94 Häuser mit 600 Einwohnern, Haupterwerb war die Landwirtschaft, es gab in der Gemeinde 44 Bauern mit einem Grundbesitz bis zu 80 Strich, ein Teil der Bewohner waren Fabrikarbeiter, welche in Niemeser Möbelfabriken und in der Tschistaier Tuchfabrik Beschäftigung fanden, außerdem gab es im Ort Kleingewerbe, eine Gerberei, 3 Mahlmühlen und zwei Brettsägen.

In früheren Jahren wurde auf Grund des hohen Fichtenbestandes die Gewinnung von Schiffs- und Schusterpech betrieben. Die Bezirksstraße Niemes–Woken durchzieht die östliche Ortshälfte, von ihr zweigt der Dorfweg auf die Reichsstraße Niemes–Hühnerwasser ab.

Die Post wird von Niemes besorgt. Die nächste Bahnstation ist Niemes.

Höflitz mit Neuhof und Paulinenhof ist nach Niemes, Neu-Höflitz und Neumühle sind nach Schwabitz eingepfarrt. Im Orte Höflitz befindet sich eine 1783 erbaute Kapelle und ein an der Schwabitzer Straße neben dem staatlichen Gestüt stehendes Kirchlein, wo am Christi Himmelfahrtstage das Kirchenfest gefeiert wurde. Das Kirchlein entstand 1671 als Wegkapelle durch den Herrschaftsbesitzer Freiherrn von Putz und wurde 1777 unter dem Grafen von Hartig in eine geräumige Kapelle umgebaut. 1839 wurde das Kirchlein renoviert und eine Glocke angebracht.

Der Ort besaß eine 1893 gebaute dreiklassige Volksschule. Die alte 1790 errichtete Schule brannte 1823 ab. Die Kinder der Ortsteile Neumühle und Neuhof besuchten die Schule in Schwabitz, die vom Paulinenhof in Niemes.

Höflitz hatte eine eigene Gemeindevertretung. Letzter Bürgermeister war Herr Pobuda. Im Orte waren folgende

Höflitz bei Niemes

Vereine tätig: Freiwillige Feuerwehr, Arbeiter Gesangverein, Turnverein, Bund der Deutschen, Deutsche Landjugend und der Landwirtschaftsverein.

Ortsgeschichte

Höflitz mag zur selben Zeit wie Schwabitz durch Deutsche besiedelt worden sein, wofür die Anlage als Längsdorf und der auf einen Personennamen „Hewlin" hinweisende Ortsname spricht.

Der Ortsteil Neudorf wurde später angelegt, doch wird er schon in einer Verkaufsurkunde vom Jahre 1578 genannt. Der Neuhof bestand früher unter dem Namen „Wüste Wiese". 1674 wird Hans Feistner als Schafmeister genannt. 1736 taucht zum ersten Male der Name „Neuhof" auf. Der Paulinenhof besteht seit 1868.

Von kriegerischen Begebenheiten wäre zu erwähnen, daß am 20. Juli 1757 ein österreichisches Armeekorps unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls Herzog Karl von Lothringen auf dem Vormarsche gegen Zittau in der Umgebung von Höflitz und Niemes lagerte.

Als 1778 im Bayerischen Erbfolgekriege die Preußen bei Niemes lagerten, war auch Höflitz von ihnen besetzt; am 26. Aug. wurden diese zweimal von österreichischen

Dragonern angegriffen, wobei es auf beiden Seiten Verwundete und Gefangene gab. Ende September, nach dem Abzug der Preußen, wurden große Schanzen bei Höflitz und Plauschnitz angelegt.

Zur Zeit der Gegenreformation besuchten die Niemeser Protestanten, um ihren Gottesdienst abzuhalten, lange Zeit eine Stelle am Tschihadlberge beim Paulinenhof, die im Volksmunde „Predigtstuhl" genannt wurde.

Bedeutende Persönlichkeiten: Karl Führich, geboren am 2. 2. 1867, war Bezirksschulinspektor in Gablonz an der Neiße, Karl Teubner, Hausbesitzer in Prag, errichtete eine Stiftung mit jährlichen 180 Kronen für Studierende aus Höflitz, war Oberförster und hat sich um die botanische Durchforschung der Gegend verdient gemacht.

Plauschnitz

Das Dorf zieht sich am linken Ufer des Höflitzer Baches hin, gegen Süden von einem Waldrücken, gegen Norden von den Gemeinden Höflitz und Niemes begrenzt.

Das Gemeindegebiet hat ein Ausmaß von 1374,34 ha, wovon drei Viertel Wald ist. Die Höhenrücken, der Demelberg (357 m), Landberg (348 m) bestehen aus versteinerungsreichem Sandstein. Ein von Norden nach Süden ziehender Bergrücken, „Teufelsmauer" genannt, ist von einem meterbreitem Graben durchzogen, aus dem Basalt ausgehoben wurde.

Der Höflitzer Bach fließt entlang des Dorfes von Ost nach West und speist vorher den 8 ha großen Plauschnitzer Teich. Zu Plauschnitz gehören die Ortsteile „An der Poststraße" (liegt an der Reichsstraße Niemes–Hühnerwasser), der mitten im Wald nach Hühnerwasser liegende Weiler „Glashütte" und das Forsthaus „Neubrück". Die Flurnamen sind alle deutschen Ursprungs: Am Fuchsberg, Bärenwinkel, Alter Pechofen, Schützweg, Kummerweg, Teufelsmauer, Baudewiesen, Hagelgrund, Straßteich. Das Dorf zählte 86 Häuser mit 421 Einwohnern. Der Haupterwerb war die Landwirtschaft, daneben die Fabrikarbeit.

Im Westen durchschneidet die Reichsstraße Niemes–Hühnerwasser einen Teil des Ortes, während im östlichen Teil die Bezirksstraße Niemes–Höflitz–Woken die Gemeinde durchzieht. Das Postamt für den Ortsbereich war in Niemes, für „Glashütte" in Hühnerwasser.

Plauschnitz mit Neubrück war nach Niemes, Glashütte nach Hühnerwasser eingepfarrt. Die Kapelle im Dorf wurde im 17. Jh. gebaut und 1833 erweitert. Bis 1787 gehörte der Ort zur Pfarre Hühnerwasser. Der Gelöbnistag wurde am 15. Juli (Apostelteilung) gehalten.

Plauschnitz mit Glashütte war nach Höflitz, Neubrück nach Kummer eingeschult.

Plauschnitz bildete mit Höflitz bis 1880 eine Katastralgemeinde, seitdem war Plauschnitz eine selbständige Gemeinde. Letzter Gemeindevorsteher war Josef Vetter.

Aus der Ortsgeschichte: Plauschnitz bestand schon im 14. Jh. als Zubehör zur Burg Struhanken, 1432 und 1516 wird der Ort in Urkunden der Herrschaft Dewin genannt. Der Name weist auf einen tschechischen Stamm hin (plužina = pflügbares Feld), die Anlage spricht aber für eine deutsche Besiedlung.

Rabendorf

Das idyllisch gelegene Dörfchen Rabendorf am Fuße des Rollberges war ein sehr beliebter Ausflugsort.

Skizze der Gemeinde Rabendorf mit der Ortschaft Rehwasser Kreis Niemes.

Gezeichnet 1951 nach der Erinnerung vom Bürgermeister a.D. Franz Schneider, Ortsbetreuer

Rabendorf mit der Julienshöhe

Gern unternahmen die Niemeser einen Spaziergang die schöne Lindenallee hinauf zum Molkenkrug und zur Julienshöhe. Im Winter gab es ein lustiges Treiben auf der Rollwiese. Immer wieder gut besucht waren die Theateraufführungen des Niemeser Turnvereines im Waldtheater.

Als noch die alten Bauerngasthäuser Tischer (Drasler) und Schmutzer bestanden, trafen sich hier die älteren Niemeser Stammgäste; es gab nichts über die Gemütlichkeit. Auch eine Jugendtheatergruppe bleibt manchen in guter Erinnerung.

Die Niemeser Sonntagsjäger und die Jäger der Rabendorfer Jagdgesellschaft erzählten sich hier lieber ihre Jagdgeschichten, als daß sie der Beute nachjagten, und die Barzdorfer und Rabendorfer Schützen trafen sich hier zu den Schützenabenden.

Am Kirchweihmontag war Rabendorf der Treffpunkt der Niemeser Geschäftswelt. Oft fanden die Rabendorfer keinen Platz mehr, wenn sie an diesem Tage nach ihrer Alltagsarbeit ins Gasthaus kamen. Zwei Ziegenböcke und dazu noch einige Hühner, Gänse und Enten wurden in diesen Tagen verspult. Trotzdem kamen die Gastwirte im Jahr nicht auf ihre Rechnung. Nach 1930 wurde ein modernes Restaurant, die Rollberg-

baude, errichtet, die alten Bauerngasthäuser aber mußten schließen.

In den Jahren 1932 bis 1935 wurde Rabendorf und Rehwasser mit einer Straße erschlossen. Um diese Straße haben sich Bürgermeister Prade, Niemes, Franz Schneider, Rabendorf, Arlt und Renger, Neuland, bemüht, auch die Bevölkerung trug viel zum Gelingen bei.

Rehwasser

Ein historischer Rückblick

Die früheste Urkunde, in der „Neuendorf" am Rehewasser erwähnt wurde. besagt, daß am 19. Juni 1578 ein Karl von Biberstein das „stattel Nimis sambt den von ‚wüsten Rohlschloß' und den Dörfern ... Neuendorf am Rehewasser ... und dem ganzen Rollberge" für 20500 Schock meis. Groschen an Bohuslaus Mazanetz von Frimburg verkauft hat.

Neuendorf am Rehewasser hatte der Verkäufer um das Jahr 1575 neu angelegt. Dazu hatte er den Grund am Westabhange des Rollberges bis zum Polzen bestimmt. Die neue Siedlung umfaßte nur wenige Anwesen, denn der Umfang derselben war beschränkt und es mußte überdies durch Rodungen viel neues Ackerland geschaffen werden. Zu den ersten Ansiedlern gehörten die Familien: Adam Fiebig, Paul und Christof Beyer, Georg Mildner, Michel Hoffmann, Matthes Klein, Michel Schubert, Georg Bothe und Hans Beyer.

Nur wenige Jahre später, am 27. Juni 1604, verkaufte der Sohn des Bohuslaus Mazanetz, Karl Mazanetz von Frimburg, das Städtchen Niemes mit Zubehör und ... Rabendorf, Neudorf am Rehewasser mit den Häusern 1–5 an Müller von Mühlhausen. Der andere Teil von Neudorf mit den Häusern 6–8 wurde an Erasmus Hirschberger von Königshain auf Wartenberg verkauft. Mit Kaufvertrag vom 13. Mai 1613 und zu einem Kaufpreis von 950 Schock meissnerische Groschen ging auch dieser Teil von Neudorf in den Besitz von Müller von Mühlhausen über, so daß Neudorf wieder vereint unter einer Herrschaft war. Mit Reskript vom 17. Februar 1621 wurde der gesamte Besitz vom Fiskus (Staat) eingezogen, weil sich Müller von Mühlhausen an einem Komplott gegen die Krone beteiligt hatte. Mit Reskript vom 21. Juli 1621 und Dekret des Fürsten Lichtenstein vom 28. September 1623 wurde das Städtchen Niemes, Gut Dewin, die Dörfer Barzdorf und Rehwasser auf zwölf Jahre zum Pfand an die Herren von Zeidler-Hoffmann übertragen. Am 18. September 1624 wurde ihm dieser verpfändete Besitz ins Eigentum übergeben und am 12. Mai 1626 landtäflich eingetragen. Dieser Zeidler von Hoffmann hatte auch Besitztümer in Sachsen und beteiligte sich mit seinen Mannen an der Belagerung von Prag durch die Sachsen. Daraufhin wurde er seiner Güter für verlustig erklärt und diese gelangten durch kaiserlichen Reskript vom 18. Mai 1633 an Albrecht von Wallenstein.

In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, insbesondere in der Zeit um 1633 bis 1647, als in der Gegend wiederholt heftige Scharmützel stattfanden, verödete die neue Siedlung und außer den Familien Georg Bothe und Georg Baum finden wir keine anderen mehr genannt. Die neue Besiedlung erfolgte erst von 1650 angefangen wieder und vollzog sich ziemlich langsam, da genügend verlassene Höfe in der Gegend waren, die mehr Ertrag boten als die Besitze von Rehewasser.

Nach der Ermordung des Albrecht von Waldstein am 25. Februar 1634 wurde sein Besitz (u. a. auch Rehewasser) vom Staat konfisziert und ging laut kaiserlichen Resolutionen vom 5. August und 10. Oktober 1635 an die Ehefrau des Herrn von Zeidler-Hoffmann über. Am 5. Januar 1651 kaufte Johann Freiherr Putz von Adlersthurn die Herrschaft Niemes. Die älteste Tochter des Johann Ignaz Putz von Adlersthurn – einem Sohn des Johann Freiherrn von Adlersthurn – erhielt die Herrschaft Niemes. Sie vermählte sich am 26. Mai 1705 mit Freiherrn Ludwig Josef von Hartig. Dieses Geschlecht war bis 1945 Besitzer der Herrschaft.

Im Jahre 1688 hatte Rehewasser 8 Häuser mit 30 Bewohnern, 1712 8 Häuser, 1822 9 Häuser mit 62 Bewohnern, 1837 9 Häuser mit 46 Bewohnern, 1900 10 Häuser mit 48 Bewohnern, 1945 14 Häuser.

Als eigene Gemeinde hat sich Rabendorf mit Rehwasser von Niemes als selbständige Gemeinde 1883 getrennt.

Hans Krause

Eine Stadt feiert Auferstehung

Das nordböhmische Niemes liegt unterhalb von zwei hoch aufragenden Hügeln, die dem Ort nicht nur von der baulichen Anlage her, sondern fast mehr noch seinem innersten Wesen nach das Gepräge geben: auf dem einen steht die alte Peter- und Paulskirche, auf dem anderen die Schule. Zur Schule hinauf führt eine sanft geschwungene Serpentine, deren Hänge von wildem Wein bewachsen wind, im Herbst eine einzige flammende Wand, in allen Nuancen von Gelb, Rot und Braun leuchtend. Zur Kirche führen abgetretene Steinstufen empor.

Dem Wanderer bietet sich von beiden Hügeln das gleiche Bild: das betuliche, von Handel und Wandel erfüllte Städtchen zu seinen Füßen, die sanfte, grün bewaldete Rundung des Rollberges, gekrönt von jenem spitzen Basaltkegel, der dem weiten Umland seinen eigenartigen Charakter verleiht. Am Fuße des Rolls ragt ein bizarres, steiles Felsgebilde auf, seiner seltsamen Form wegen der Molkenkrug genannt, dessen tollkühne Erkletterung manchem verwegenen Burschen das Leben gekostet hat.

Wer der kleinen Stadt am Fuße des Rollbergs einen kurzen Besuch abstattet, sollte dazu die österliche Zeit wählen, denn dann zeigt Niemes sein festliches, vom Brauchtum jahrhundertealter Tradition geprägtes Gesicht. Um dieses Fest zu beschreiben, müssen wir etwas weiter ausholen, bis in die Zeit der Gegenreformation hinein. Damals verließ ein großer Teil des böhmischen Adels seines Glaubens wegen das Land, und auch der Besitzer von Stadt und Herrschaft Niemes befand sich darunter. Er verkaufte seinen Besitz dem Grafen Johann Putz von Adlerthurn, dessen tiefe Frömmigkeit und unerschütterliches Festhalten am angestammten katholischen Glauben der Stadt für Jahrhunderte ihr unverwechselbares Gepräge gegeben hat. Johann Putz war kein Mann, der es damit bewenden ließ, seinen Untertanen die Rückkehr zum Katholizismus mit Hilfe von Verdikten und kaiserlichen Anordnungen zu befehlen. Er war der Überzeugung, daß der Zugang zu einer Religion nur von innen heraus und mit der gern gegebenen Zustimmung jedes einzelnen ermöglicht werden könne. So machte er im Verlauf eines Manneslebens die Stadt Niemes zu einem Hort des Glaubens, auf den jeder Bürger stolz

Das Heilige Grab

war, weil es dergleichen im weiten Umkreis nicht noch einmal gab.

Das Zentrum dieses neuen Glaubenserlebnisses war das Heilige Grab. Dieses Heilige Grab wurde genau nach dem Vorbild und den Maßen des Originalgrabes in Jerusalem am Ausgang des Ortes errichtet, da, wo die beiden Straßen nach Barzdorf und Deutsch-Gabel abzweigen. Putz von Adlerthurn reiste zu diesem Zwecke nach Jerusalem, ein für die damalige Zeit ungeheuerliches und entbehrungsreiches Unternehmen. Als er glücklich und wohlbehalten wieder in Niemes eintraf, mußte er zu seinem Schrecken bemerken, daß er die Baupläne in Rom vergessen hatte, wo er beim Heiligen Vater die Genehmigung für den geplanten Bau eingeholt hatte. Aber so schnell gab Johann Putz nicht auf. Der vergeßliche Herr reiste zurück nach Rom, und diesmal brachte er die Pläne mit – der Bau konnte begonnen werden. Das Heilige Grab mit seinen gepflegten Anlagen wurde zu einem Refugium frommer Beter und darüber hinaus zu einer Touristenattraktion für Fremde von weit und breit. Zur österlichen Zeit breitet sich über der eigentlichen Grabkammer eine orientalische Landschaft aus, und in einer Felsengrotte ruht der Leichnam des Herrn, flankiert von zwei bewaffneten Wächtern. Während der Auferstehungsfeier öffnet sich das Felsentor, die Wächter prallen

zurück und, von einer komplizierten Maschinerie angetrieben, erscheint das Standbild des triumphierenden Christus in der Höhe. Zur gleichen Zeit taucht ein grandioses Feuerwerk die Häuser der Stadt in eine Unzahl von bunten Lichtern, Sternen und Figuren und verwandelt das alltägliche Städtchen in eine Märchenlandschaft von orientalischem Prunk. Der endlos scheinende Zug von der Peter- und Paulskirche auf dem Berge hinab an die Pforten des Heiligen Grabes demonstriert, wie sehr die in ihrer Zusammensetzung so unterschiedliche Bevölkerung der Stadt an diesem Tag zu einer untrennbaren Einheit verschmilzt.

Daß in Niemes nach einem bestimmten Turnus auch Passionsspiele stattfinden, soll an dieser Stelle ebenfalls erwähnt werden. Die Akteure des Spiels setzen sich ausschließlich aus Laienspielern zusammen, geachteten Bürgern der Stadt, für die es eine Ehre ist, den Gestalten von Jesus oder Petrus, Maria oder Johannes für die Dauer einer Spielzeit Leben und Sprache zu leihen. Für die Kinder der Stadt bedeutet es ein besonderes Vergnügen, bei der Aufführung als Statisten mitzuwirken, und ich selbst erinnere mich nur zu gern der herzklopfenden Begeisterung, mit der ich vor fast vierzig Jahren palmwedelschwingend und hosiannahschreiend beim Einzug nach Jerusalem mitgewirkt habe. Ich habe dieses Stück Erinnerung an die liebe alte Stadt unter dem Rollberg bewußt in der Gegenwart geschrieben, obwohl mir durchaus bekannt ist, daß seine Bewohner in alle Winde zerstreut und die alten Bräuche wohl längst einer veränderten Gegenwart zum Opfer gefallen sind.

Margarete Kubelka

Der tiefe Glaube im KZ Böhm.-Leipa

Im Jahre 1945 waren die von den neuen tschechischen Machthabern errichteten Internierten-Lager bald vollgestopft mit unschuldigen Opfern aus den Reihen unserer Landsleute. Eine kleine Unvorsichtigkeit meinerseits, ein Irrtum der Behörde, nicht zuletzt aber meine Hilfsbereitschaft durch die damals verbotene Postbeförderung zwischen Niemeser Familien und geistlicher Schwestern von Haida nach Niemes und umgekehrt, waren der Grund meiner Verhaftung und dem damit verbundenen Schicksal vieler Deutschen. Als Spion verdächtigt, wurde ich in eine der Arrestzellen obigen Lagers gestoßen. Franz Bürgermeister aus Schiessnig und ein Pole mit Vorname Alfred waren meine Zellenkameraden. Über die Behandlung durch die sehr jungen Svobodaknechte möchte ich mich nicht auslassen, die Schlägereien und Qualen nahmen ein derartiges Ausmaß an, daß mir dafür die Worte fehlen. Es möge genügen, daß fast jede Nacht ein Deutscher zum Krüppel geschlagen wurde und mancher, um der Marter zu entgehen, selbst Hand an sich legte. Zu den besonders Gequälten hat man auch mich erwählt, während meine beiden Freunde Franz und Fred weniger bedacht wurden. Fred hatte an eine der Zellenwände mit Bleistift ein Kreuz gemalt, darunter in polnischer Sprache das Sprichwort: „Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten“ geschrieben und das ganze mit einem primitiven Lorbeerkranz eingerahmt. Franz fügte den deutschen Text dazu. An einem besonders qualvollen Tage vollzog sich nun in unserer Zelle ein Glaubensbekenntnis, das mich noch heute tiefst bewegt. Als sich die ersten Zellentüren öffneten und das Schreien der Häftlinge wieder begann, ging Fred zu dem gemalten Bild, machte mit der Hand davor drei Kreuze und ergriff, fast sichtbar, das Bleistiftkreuz, ging zur Tür und heftete symbolisch das Kreuz an den Türstock. Dann wandte er sich uns beiden zu und segnete uns. Langsam kam er auf mich zu, legte seine Rechte auf meine Schulter und sagte mit feierlicher Stimme: „Franzl, ich kann das nicht mehr

mit ansehen, wie man dich schlägt. Sei aber ruhig, dir wird keiner mehr etwas tun, der Herrgott ist jetzt mit uns in der Zelle." Ich wurde ruhiger und sah dem Kommenden mit weniger Angst entgegen. Wir hörten die Schreie aus der Nachbarzelle, das Schließen jener Tür und das Knarren der eisernen Riegel an unserer Zellentür. Meine Gedanken waren bei meiner verstorbenen Mutter. Fred stand unmittelbar an der Tür, Franz vor der Holzpritsche und ich gegenüber der Tür unter dem vergitterten Fenster. Der Wachkommandoführer Petrak, dem ich mein blutunterlaufenes Gesicht und ein gebrochenes Nasenbein zu verdanken hatte, trat mit mehreren Schergen in unsere Zelle. Ein Fremder unter ihnen verhörte kurz Fred, dann Franz und frug nun mich im ruhigen Tone, ob ich geschlagen worden wäre, da mein Gesicht blutig sei. Ich sagte, ich sei ausgerutscht und auf das Gesicht gefallen. Erstmals durfte ich den Grund meines Hierseins schildern. Der Fragende machte sich Notizen in einem Heft und versprach mir, nach Bestätigung meiner Angaben, die Freiheit. Von diesem Tag an wurde ich nicht mehr geschlagen.

Es mag nun jeder darüber denken wie er will, man mag das als Phantasie oder überreizten Nervenzustand betrachten, für mich sprach durch meinen Leidensgefährten Fred, Gott selbst. Der im Glauben an Gott, in der Angst primitiv gekritzelte Spruch offenbarte uns die göttliche Gerechtigkeit. Vor dem Bild kniend, dankten wir im gemeinsamen Gebet dem Allmächtigen.

Franz Habenicht

Zum Weihnachtsfest im Lager Leipa 1945

Ich fasste heute den Beschluss
Zu senden Euch nen Weihnachtsgruss.
Liegt auch die Heimat greifbar da
Sie ist doch fern und uns nicht nah.
Man hat nach Leipa uns geführt,
Mit Stacheldrahte eingeschnürt,
Ums Essen muss man Schlange stehn
Mussten viel Not und Elend sehn.
Was haben wir denn nur verschuldet?
Was haben alles wir geduldet?
Wir hofften, dass nach kurzen Wochen
Das Urteil uns hätt' freigesprochen,
Dass bald sich öffnen Tor und Türen,
Die in die goldne Freiheit führen. —
Doch all die Zeit ging bald dahin,
all unser Hoffen hatt' nicht Sinn. —
Nun ist es selge Weihnachtszeit,

Die uns als Kinder so gefreut.
Doch auch die Eltern und die Alten
Haben das Fest stets hoch gehalten,
Und in der heil'gen Weihenacht
Den Kindern Freude gern gemacht.
Gibt es für uns auch schwere Stunden
Wir haben Freunde ~~da~~ hier gefunden.
Die Niemeser sind allezeit
Zur Freundschaftshilfe gern bereit. –
Habt alle Dank, die sich beim Kommen
So gütig meiner angenommen,
Die dies und das mir gerne gaben,
Durch Rat und Tat geholfen haben.
So wünsche ich zum Weihnachtsfeste
Euch Niemesern das Allerbeste.
Lasst Euch vorm Ziel nicht unterkriegen
Wir dürfen jetzt nicht unterliegen.
Wir wollen ja die Zukunft bau'n
Und alle doch die Freiheit schau'n.
Treibt uns das Schicksal von hier fort,
Nach diesem oder jenem Ort,
So lasst uns dieser Zeit gedenken,
Ihr manchesmal Erinnern schenken.
Ich biete nochmals Euch zum Schluss
Vom Herzen meinen Weihnachtsgruss!
Vergesset übrigens auch nicht ganz
Den stets dankbaren

Proske Hans

24. 12. 45.

Baracke 40

Gürth – Gürlich u.a.

Wiedersehen mit Niemes im September 1982

Hans Blobner fährt mit seiner Familie 1982 in seine Heimatstadt Niemes, schreitet langsam und bedächtig durch die Straßen und Gassen, verweilt auf den Plätzen, vor den Bauwerken und Denkmälern der Stadt und läßt die Heimat, läßt die Steine sprechen:

Als wir von Reichenberg aus über Ober-Hanichen das „Ausgespann“, den Sattel am Jeschken-Gebirge, erreicht hatten, lag im Südwesten das heimatliche Bergland im Sonnenglanz vor uns. In der Ferne grüßte das vertraute Profil des Roll-Berges.

Die schmale, gut ausgebaute Asphaltstraße führt über das wie ausgestorbene Oschitz und Bad Kunnersdorf nach Hammer am See. Dort wird die Straße breiter – sie wird auch von den schweren Lastkraftwagen des Uranbergwerkes befahren – und führt an Wartenberg vorbei. In Neuland fallen die gut ausgebauten landwirtschaftlichen Gebäude auf. Die Steigung der „Warte“, die früher den Radfahrer zum Absteigen zwang, ist leicht überwunden. Auf der Höhe der Gabler Straße taucht vor uns der Niemeser Kirchturm auf. Als wir vor sechs Jahren zum ersten Male diesen Anblick gewahrten, überkam es uns wie eine Fata Morgana in der Wüste. Anders heute. Wir hatten ja schon „erfahren“, daß der Turm wirklich noch da ist. Es ist wieder das vertraute Bild der Heimat, wie es uns in Empfang nahm, wenn wir von den Großfahrten oder zu den Fronturlauben heimkehrten.

Wir parken den Wagen im Schatten eines kleinen Häuschens auf der Mühlau. Wie selbstverständlich lenken wir unsere Schritte zum Heiligen Grab, vorbei an der kleinen Russen-Kanone, die an der Stelle des alten Kriegerdenkmals an der Außenseite der Umfassungsmauer des heiligen Bezirkes postiert ist. Aber schon am Eingang stutzen wir. Hier standen auf den beiden Eingangspfeilern zwei ausdrucksvolle Barock-Skulpturen, die eine enge Beziehung zu dieser heiligen Stätte haben: Joseph von Arimathäa, der ein geheimer Jünger war und dann mit Erlaubnis des Pilatus den Leichnam Jesu abnehmen durfte, und Nikodemus, der Pharisäer, der einmal ein nächtliches Gespräch mit Jesus geführt hatte und dann nach jüdischer Sitte den Leichnam Jesu bestatten durfte. Die rechte Figur ist nun vom Sockel gestürzt und liegt geborsten hinter der Mauer. Von einem der hohen Bäume hinter der Mauer ist ein großer Ast abgebrochen. Ob er bei einem Sturm die Steinfigur vom Sockel gerissen hat? – Die Skulptur auf dem linken Sockel steht noch. Aber um ihren Hals ist ein alter Fahrradreifen geworfen ... Über dreihundert Jahre, seit 1667, standen die beiden auf ihren Posten. Nun kümmert sich keiner mehr um sie. Der Friedhof innerhalb der Umfassungsmauer ist längst aufgelassen, die Tafeln sind entfernt, Gras und Unkraut wuchern im Schatten der alten Bäume. Vom eigentlichen Heiligen Grab und seinem Umgang steht nur noch das Mauerwerk mit den Gewölben und dem Dach. Die Dachrinnen sind zerstört und der Regen tut seine Wirkung. Die hohe Eingangstür ist verschlossen. Ihre kunstvolle Bekrönung umschließt in der Mitte das Wappen der Freiherren Putz von Adlersthurn und darunter den Zierbalken mit der lateinischen Inschrift:

EXCIDISTI TIBI SEPVLCRVM IN
PETRA TABERNACVLVM TIBI. ISAIAE 22

(Du hast dir ein Grabmal ausgehauen in den Felsen als dein Zelt. Isaias 22)

Seitlich ist die Jahreszahl der Erbauung „ANNO 1667“ eingemeißelt. Wer durch die Eisengitter der niedrigen Fenster schaut, sieht vor der Grabkammer im Lichthof nichts als hohes Unkraut und Gestrüpp und im hallenförmigen Umgang die steinernen Tische zerstörter Altäre.

Johann Putz von Adlerthurn war zweimal nach Jerusalem gepilgert, um nach genauen Aufmaßen diese Kapelle in Niemes nachzubilden. Nach Vollendung der Pfarrkirche hat der Baumeister Giulio Broggio das Heilige Grab erbaut. Kaiser Josef II. hatte das Bauwerk abschätzen lassen. Der Verkauf unterblieb jedoch aus unbekannten Gründen. Der große Stadtbrand von 1806 hat es wegen seiner günstigen Lage „Am Sande“ nicht erreicht. Seit der Vertreibung der deutschen Bewohner verfällt es nun.

Auf diesem Gelände stand vor der Reformation eine „Kreuzkirche“, deren aufgefundener kreuzförmiger Grundstein in die Mauer gegenüber dem Spitaleingange eingesetzt war. Die Mauer ist heute abgerissen, der alte Grundstein verschollen.

Aber das alte „Spittel“ steht noch, es ist instand gehal-

ten und dient heute als Stadtbücherei. Der Eingang ist nicht so aufwendig bekrönt wie der des Heiligen Grabes. Er wird aber auch von einem steinernen Wappen der Freiherren Putz von Adlerthurn und einer lateinischen Widmungsschrift geziert. Über dem Rundbogen ist heute noch zu lesen: DEO TRINOETVNI (Dem dreifaltigen Gott).

Johann Ignaz Dominikus Putz von Adlerthurn ließ es 1679 erbauen als Unterkunft für 20 „alte, kranke und mühselige Leute“. Auch dieses Gebäude mußte nach dem Erlaß Kaiser Josefs abgeschätzt werden. Es wurde aber zum Glück nicht verkauft, denn nach dem Brand von 1806 konnte dann in den beiden großen Stuben Schulunterricht erteilt werden. Die alte Schule war abgebrannt. Während des Kirchbaues wohnte die Geistlichkeit in den Kammern des Spitals. Dieses Spital und der kunstvoll gestaltete Eingang zum Heiligen Grab sind die noch erhaltenen steinernen Zeugen einer ersten Aufbau-Epoche nach den Zerstörungen des 30jährigen Krieges.

*

Am Rande der Barzdorfer Straße fanden wir vor dem letzten Haus eine Marienstatue, die gar nicht in die Reihe der bewegten Niemeser Barock-Figuren passen will. Auf einem hohen Sockel präsentiert sich eine bäuerlich wirkende Frau mit weit abstehendem langem Rock mit steifen Falten, auf ihrem linken Arm das Kind tragend. Das Kind hält die Weltkugel im Arm. Die rechte Hand der Madonna, die ein Lilien-Zepter gehalten haben mag, ist vor dem Rüschenärmel abgeschlagen. Die Köpfe sind mit reich herabwallendem Haar und mit Kronen geschmückt. Auf der mit der Statue verbundenen Standplatte sind noch einige Buchstaben zu entziffern: S. MARIA ... H JAHR ... KAMITZ. Auf der hohen Sockelstele, die erst später aufgestellt wurde, ist zu lesen:

Anno 1775 den
26. Juny ist diese
Stiftung durch einen
Donnerschlag zer-
stehret worden welch
Christoph Schrötter
fundiret an jetzo aber
von der Bartzdorffer
Gemeinde renovieret worden.

Auf der rechten Seite der Sockelstele ist eine Heiligenfigur mit Hirtenstab als Relief dargestellt, darunter die Schrift „St. Prokopius“; ihm war die Barzdorfer Kapelle geweiht. Die linke Seite, von Buschwerk verdeckt, zeigt das Relief eines hl. Antonius.

Im Wallfahrtsort Böhmisch-Kamnitz war 1739 eine Marienkapelle mit Ambitenhof erbaut worden. Das Kamnitzer Gnadenbild zeigt eine Madonna in reicher barocker Gewandung, mit Krone und Lilienzepter. Auf dem linken Arm trägt sie das Jesuskind, das seine Rechte segnend erhoben hat und mit dem linken Arm die Weltkugel mit einem goldenen Kreuz umfaßt. Die Niemeser „S. Maria von Kamnitz“ ist eine getreue Nachbildung des Kamnitzer Gnadenbildes, gefertigt im „Heiligen Jahr“ 1750.

*

Da die Badergasse für jeden Fahrzeugverkehr gesperrt ist, parken wir auf dem Ringplatz und wandern über die Bader-Brücke zum Fischerteich. Ein Blick in den Schloßpark zeigt, daß er für jedermann zugänglich ist. Einige Jungen klettern auf den Bäumen herum. Von weitem schon sehen wir den Rohbau des künftigen Eingangs- und Garderobengebäudes, das den alten Zuweg zum Teich wie ein Riegel versperrt. Also müssen wir den oberen Weg zur Töpferei einschlagen. Wir trauen unseren Augen nicht, als wir am Töpfereigebäude weit sichtbar auf weißem Grund die alte Aufschrift lesen: „Franz Bittner Ofen-Schamottwaren“. Bald erkennen wir, daß noch Spuren der neuen Schrift „Keramika“ vorhanden sind. Die meisten der neuen Buchstaben sind aber schon abgeblättert, während die alten Farben wieder neu zum Vorschein gekommen sind.

Um die Badeanlage ist ein hoher Drahtzaun gezogen. Die Insel ist verschwunden. Auch die alte Kabinen-Anlage und die schöne Liegewiese am Hang gibt es nicht mehr. Einige Kinder bevölkern noch das Badegelände, andere sausen mit ihren Fahrrädern über den Schlacken-

belag des nahen Sportplatzes und über die sandigen Wege. Zur Mittagszeit ist hier am Rande der Puschante eine himmlische Ruhe. Die Luft ist voller Gesumme.

Am Beginn der Rabendorfer Allee vermissen wir das Standbild des Märtyrer-Bischofs Donatus. Seit 1740 stand er wie ein Mahner mit zum Himmel weisender Gebärde am Beginn des Weges zum Roll. Er galt als Nothelfer bei Blitz und Unwetter. – Nach beharrlichem Suchen finden wir ihn im dichten Gestrüpp liegend, so wie ihn wohl einst die Schergen Kaiser Julians Anno 362 dahingestreckt hatten. Sockel und Figur müssen mit starker Gewalt umgestürzt worden sein; nur die unterste Platte des Postamentes sitzt noch auf der alten Stelle fest. Aber auch sie ist nur für den Ortskundigen im Unkraut und Strauchwerk auffindbar.

Wir gehen den Weg an der Schloßparkmauer entlang zum Wiedenberg. Schon von weitem empfindet man die neuen Hochhäuser dort als Fremdkörper im Stadtbild. Von der Nähe betrachtet, wirken sie fast grausam in ihrer Einförmigkeit und rohen Bauausführung. Die Tschechen bezeichnen diese überall im Lande errichteten Wohnsilos aus Beton-Fertigteilen als „paneláky“ (Paneele) und das Wort hat einen abschätzigen Klang. Wie wir das Viertel durchqueren, ertönt aus den öffentlichen Lautsprechern Musik, die von Durchsagen – wie über Stromabschaltungen – unterbrochen wird. Als wir dann wieder die alten Gassen erreichen, fühlen wir uns wieder wohler. Das Haus der Ledwinas sieht sauber und gepflegt aus, wie viele anderen Häuser der Umgebung auch.

Vergeblich suchen wir die hohen Bäume mit der Prokopi-Statue. In der Nähe stehen zwei Garagen. Dort liegen auch noch einige alte Quadersteine herum. Sind es die Reste des Prokopi-Sockels?

Prokop, der 1053 im Rufe der Heiligkeit gestorben war, hatte eine klösterliche Niederlassung nach der Regel des hl. Benedikt in der Waldeinsamkeit des Sazawa-Tales gegründet, um dort die altslawische Liturgie zu pflegen und damit seinem Volke den Weg zu Gott zu ebnen. Die Prokopslegende gehört zum Stoff der tschechisch-nationalen Literatur. Am Prager Wenzelsplatz ist Prokop mit den anderen Landesheiligen neben dem Reiterstandbild des Herzogs Wenzel verewigt. Der Niemeser Grundeigentümer J. Gürth hatte um 1740 zu Ehren des Landesheiligen eine Statue am Wege zum Roll errichtet. Seine engeren Landsleute haben sie nach mehr als 200 Jahren vernichet. Niemand weiß, wo sie geblieben ist.

*

Am Weg zum Jahnplatz kommen wir an einem Hoftor vorbei, dessen Mauerpfeiler mit steinernen Kugeln bekrönt sind. Auf diesen Pfeilern turnen zwei Jungen von etwa 8 Jahren herum, deren Kletterkünste wir im Vorübergehen mit Argwohn betrachten. Da rufen sie uns auf einmal „Guten Tag!“ von oben zu. Woran sie uns wohl erkannt haben mögen? – Der Jahnplatz sieht nach Baustelle aus. Bis in die Postgasse hinein sind Gräben aufgewühlt, werden Rohrleitungen verlegt, Häuser abgebrochen. Hier ist ein Loch in die Stadtlandschaft geschlagen worden. Von dem einstigen Jahn-Denkmal ist keine Spur mehr da. Auch das Haus Nr. 127/I ist abgerissen; eine große Anschlagtafel verdeckt die Baulücke. Aber auf der anderen Seite des Fußgängerweges, unter den großen Ahornbäumen, entdecken wir „die Statue St. Joh. Bapt.“, die Tille in seiner „Geschichte der Stadt Niemes“ erwähnt und von der er berichtet, daß sie 1730 aufgestellt, aber 1817 beim Straßenbau an die heutige Stelle umgesetzt werden mußte. Dargestellt ist die große Stunde Johannes des Täufers: die Taufe Jesu im Jordan. Etwa alle 50 Jahre wieder haben die Niemeser diese „Stimme eines Rufenden in der Wüste“ renoviert, wie am Sockel auch vermerkt ist. Wohl hatte auch schon Herodes Antipas auf Wunsch der Salome und ihrer ehebrecherischen Mutter Herodias dem Johannes den Kopf abschlagen lassen. Aber die neuen Bilderstürmer nahmen dazu auch noch das Haupt Jesu. So präsentiert sich heute die schöne barocke Gruppe arg verstümmelt. Sie wird wohl von den neuen Bewohnern dieses Viertels auch kaum noch beachtet. Aber auf der Rückseite der Sockelstele ist noch deutlich zu lesen:

renovirt und übersetzt
VON JOSEPH SCHÜKETANZ
BÜRG. TUCHDMACHERMEISTER
MDCCCXVII

Der durch den Abbruch der südlichen Bebauung der

Postgasse gewonnenen Verbreiterung mußte an der Postbrücke eine entsprechende Maßnahme folgen. So wurde an der Nordseite der Brücke der Bürgersteig jenseits der Geländemauer außen angebracht. Dadurch konnte die Fahrbahn verbreitert werden. Bei dieser Gelegenheit wurde auch das Kruzifix, das seit 1859 auf dem Brückensporn stand, entfernt. Der Brückenheilige auf der Südseite wurde schon 1782 mit einer schönen barocken Sokkelstele gefertigt und stand zuerst auf dem Kirchberg gegenüber der hl. Katharina. Als 1841 die neue steinerne Postbrücke fertig war, wurde dieser Nepomuk dorthin übertragen. Leider fehlen ihm nun auch Kopf und Hand.

Die „Marienstatue neben der Stadtwaage" steht jetzt zwischen den beiden ersten Häusern in der Scheibengasse. Es ist eine der schönen Madonnen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts in bewegtem Faltengewand und mit dem Kind am rechten Arm. Mit ihrem rechten Fuß zertritt sie den Kopf einer mächtigen Schlange. Unten flankieren zwei Engel-Putten die Statue, die auf einem schweren einfachen Sockel steht. Leider ist die Oberfläche schon stark verwittert. Ein Engelsköpfchen fehlt und wo Heiligenscheine und Leuchte befestigt waren, sieht man nur noch die metallenen Haken. Aber auf der Konsole am Sockel steht eine Vase mit frischen Blumen.

*

Beim Aufstieg zur Pfarrkirche gehen wir wieder durch das vertraute Spalier der Heiligen-Statuen, die von dichtem Buschwerk umgeben sind. Als erster begrüßt uns der hl. Diakon Laurentius. Er hatte im Auftrag des später enthaupteten Papstes Sixtus II. die Kirchenschätze an die Armen verteilt, um sie vor dem Zugriff des Kaisers zu retten. Dafür wurde er auf Befehl des Kaisers Valerian um 260 auf dem Feuerrost zu Tode gemartert. Er ist in der Amtstracht eines Diakons dargestellt mit Albe und Dalmatik. In der rechten Armbeuge trägt er sein Birett, mit der linken Hand faßt er heute ins Leere. Sie ruhte früher auf einem schräg stehenden Rost. Dieser aber ist, wie alle metallenen Attribute dieser Statuen, verschwunden.

Am Sockel überrascht uns der Bildhauer mit einer besonders schönen Zugabe. Hier wurde der Stall von Bethlehem aus dem Stein herausgemeißelt, mit sehr plastisch dargestellter heiliger Familie. Im Hintergrund sind auch noch Ochs und Esel zu erkennen. Vielleicht ist es die älteste der uns erhaltenen Niemeser Weihnachtskrippen, denn sie stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Auf der anderen Seite stehen die beiden hll. Georg und Agapith. Auch sie waren Diakone und Märtyrer in der Zeit der Christenverfolgungen des 3. Jahrhunderts. Auch in der künstlerischen Darstellung gleichen sie ihrem Gegenüber. Freiherr Putz von Adlerthurn hatte 1647 die aus den römischen Katakomben gehobenen Reliquien vom Papst als Geschenk erhalten. Bei der Kircheneinweihung wurden sie in die Niemeser Pfarrkirche übertragen. Der Niemeser Arzt Ignaz Gärtner hat ihr Standbild 1744 anfertigen lassen.

Am äußersten Rand der Wegbiegung steht die Dreifaltigkeitssäule. Es ist eine Rundsäule mit reichem korinthischen Kapitell, auf dem Gottvater, Christus und die Heilig-Geist-Taube als Dreifaltigkeit dargestellt sind. Die Inschrift auf dem Postament gibt den Anlaß zur Errichtung dieser Säule bekannt:

DEO VIVO TRINO VNIQVE OB NIEMENSES
A PESTGILENTIA CONSERVATOS

(Dem lebendigen dreieinigen Gott, weil er die Niemeser vor der Pest bewahrt hat) Groß herausgehobene lateinische Buchstaben ergeben die Jahreszahl 1681.

Einige Schritte weiter steht St. Florian. Der Sockel gleicht dem der Laurentius-Statue. Er gibt sich selbstbewußt in der Soldatentracht eines römischen Legionärs mit Helm; er hat seine Linke, den Mantel raffend, in seine Hüfte gestemmt und hält mit seiner Rechten einen Wassereimer bereit. Als Schutzpatron gegen Feuersbrunst war er einer der volkstümlichsten Heiligen des alten Österreichs. Er war in Österreich geboren und hat mit einem Mühlstein um den Hals in der Enns den Märtyrertod erlitten. Über seinem Grabe wurde das Stift St. Florian errichtet.

Auf der rechten Seite steht nun ein Bildstock, der ganz anders aufgebaut ist als die freistehenden Statuen. Aber die Nische, die eine Marienstatue barg, ist leer. Dieser Bildstock stand vor dem „oberen Schlosse", dem Meierhof. Im Jahre 1777 wurde er auf den Kirchberg übertragen.

Dann stehen wir vor der Statue der hl. Katharina. Es ist die künstlerisch hervorragendste Barockplastik des Kirchberges. Mit einer fast tänzerischen Bewegung und Drehung triumphiert diese gelehrte Königstochter aus Zypern, die die alexandrinischen Philosophen bekehrt hatte, über den am Boden liegenden Kaiser Maxentius und das geborstene Martergerät, das Rad. Katharina (griechisch: die Reine) wurde um 305 in Alexandria enthauptet. Sie zählt zu den 14 Nothelfern. Auch der Sockel mit seinen reichen Blattverzierungen unterscheidet sich von den anderen durch eine schwingende Lebendigkeit. Die ganze Skulptur ist ein Symbol für den Sieg des Glaubens, der die Welt überwindet.

Diese Statue wurde von dem Ertrage einer Sammlung unter den Niemeser Mädchen von 1741 errichtet.

Am Eingang zum Kirchplatz stehen im tiefen Schatten der hohen Bäume auf den Torpfeilern die Statuen der beiden Kirchenpatrone Petrus und Paulus. Sie stehen schon seit der Erbauung der Kirche da. Diese wurde im Sommer 1663 nach den Plänen des aus Mailand stammenden Baumeisters Giulio Broggio fertiggestellt. Nach dem großen Brande von 1806 wurde sie bis zu dem vorher freistehenden Kirchturm erweitert. Das Kirchengebäude hat innen und außen einen neuen Anstrich erhalten. Vom geöffneten Hauptportal aus können wir durch ein Gitter in den vertrauten Innenraum schauen bis zum Hochaltar mit dem ewigen Licht. Unwillkürlich kommt uns dabei das alte Stufengebet in den Sinn „Zum Altare Gottes will ich treten; zu Gott, der mich erfreut von Jugend auf ...“ Zwischen Kirchplatz und Pfarrgarten steht das alte Standbild des Johannes von Nepomuk, das ursprünglich im Jahre 1740 für den „Johannesplatz“, den späteren Schulplatz, geschaffen war. Nach Fertigstellung des Schulaufstiegs im Jahre 1900 wurde es „am Friedhofe bei der Kirche“ aufgestellt. Die Statue ähnelt dem Prager Nepomuk. Die rechte Hand aber ist abgeschlagen.

An den alten Friedhof bei der Kirche erinnert noch die „Totenkapelle“ am südlichen Rande des Kirchenberges. Der Umgang um die Kirche ist jedoch durch einen Bretterzaun abgesperrt. Zu beiden Seiten des Eingangs hatten die Figuren der hll. Sigismund und Franziskus, die einst bei der Pestsäule am Ringplatz standen, einen Platz gefunden. Jetzt steht dort nur eine Figur rechts vom Eingang. An der linken Seite sind nur noch Bruchstücke zu erkennen.

Die Ignatius-Statue am Friedhof suchen wir vergeblich. Auch „Groh's Kreuz“ wurde entfernt. Zwischen Bahnhofstraße und Pechgraben sind Neubauten errichtet worden, meist Reiheneigenheime.

*

Beim ehemaligen „Lindenhof“ angekommen, betrachten wir die Oststeite des Gebäudes. Hier hat einst das 1714 erbaute „Josephskirchl“ gestanden. Wir entdecken noch die Strukturen des alten Mauerwerks: das ehemalige Portal ist zu einem dreiflügeligen Fenster umgewandelt worden, das obere Fenster ist verbreitert worden; darüber ist noch die kleine Nische mit der Josephsstatue erhalten. Von der alten Votivtafel ist nichts mehr zu sehen. Die flachen Mauerstreifen, die die Eingangsseite betonten, sind heute noch zu erkennen. Kaiser Josef II. hat das Gebäude abschätzen lassen. Es wurde verkauft und in ein Gasthaus umgewandelt.

Wir kommen zum „Ölberg“. Er wurde 1689 vom Stadtrichter und Schmied Christoph Thum angelegt. Umgeben von dichtem Strauchwerk, zeigt er heute noch den in Todesahnung an die Brust des Engels gesunkenen Jesus und die im Grase schlafenden Jünger. Die schlichten Figuren sind schon stark verwittert. Trotzdem ahnt man an diesem Ort noch etwas von der Stille eines „Heiligen Hains“ über der alten Stadt.

Noch einmal gehen wir durch die alten, nun so grauen und leeren Gassen bis zur Sandbrücke. Da stehen wir wieder vor dem Brückenheiligen. Wir wissen nun, daß es die mächtigste und bedeutendste Barockplastik in Niemes ist. Es ist nicht der still betrachtende Nepomuk der Karlsbrücke, sondern ein dem Sturm der Zeit ausgesetzter Bekenner, der sein Kruzifix wie ein rettendes Zeichen hochhält, während die Kleidung des Domherrn im Winde wie schwerelos zerflattert. Seine Linke, in der er eine Siegespalme gehalten haben mag, ist ihm zwar schon abgeschlagen, und den Sternenkranz hat er verloren. Aber im Schutze seines Schulterumhangs hat sich ein kleiner Engel eingenistet, der einen Finger an die Lippen hält: eine Symbolfigur für das Schweigen des

Märtyrers. Die schon sehr verwitterten Reliefdarstellungen an dem hohen Sockel erinnern daran, daß der in Nepomuk geborene Johannes Welfling 1393 auf Befehl König Wenzels IV. von der Karlsbrücke in die Moldau gestürzt wurde. Er wurde 1729 heiliggesprochen. Bereits 1749 hat der Niemeser Bürgermeister Franz Kirschner diese Statue aufstellen lassen. Da sie bei einem Hochwasser an ihrem ersten Standort unterspült wurde, ist sie 1776 an der jetzigen Stelle wiederaufgestellt worden.

Wir kehren zum Ringplatz zurück. Auf der einen Seite schauen wir in die leeren Fensterhöhlen des Schlosses, Schloß und Gerichtsgebäude wurden 1985 abgebrochen, auf der anderen Seite sehen wir, daß am ehemaligen Gerichtsgebäude der alte Laubengang für die Fußgänger wiederhergestellt wurde. In der Mitte des Platzes steht, wie in den meisten Städten Alt-Österreichs, die Votivbildsäule mit einer Maria im Strahlenglanz der Himmelfahrt. Amtshauptmann Matthias Liebstein hat sie zur Zeit der Pest im Jahre 1677 aufstellen lassen.

Unsere Gedanken wandern hier freilich weit zurück. Auf diesem Platz standen einst Staupsäule und Marktbuden, Feldlager und Fronleichnamsaltäre. Im Jahre 1938 wurden hier die deutschen Truppen jubelnd empfangen. Im Jahre 1945 erlitten hier Niemeser Männer einen Tag lang währende schwere Mißhandlungen und tödliche Qualen.

Hier mußten viele für immer von der Heimat Abschied nehmen und alles zurücklassen, was ihnen ans Herz gewachsen war. Zurück blieben auch jene steinernen Zeugen, die aufzusuchen uns eine Wallfahrt wert war.

Hans Blobner

40 Jahre nach der Vertreibung

Niemes ist anders geworden.

Das Gasthaus „Krone" und die angrenzenden Häuser wurden abgerissen. Der Blick von der Postbrücke zum „Olympiakino" ist frei. Auf der südlichen Seite der Postgasse wurden alle Häuser bis auf das Haus von Ing.

Das zerstörte Hartig'sche Schloß

Abgebrochene Häuser in der Postgasse

Schneider abgetragen. An Stelle der Jahnturnhalle und der Häuser Tischer, Patzelt und Gregor steht heute das „Haus der Freundschaft". Die „Empe-Werke" und die Wondrak-Fabrik dienen als Futtermischanlagen für die Schweinemästerei in Heidedörfel. Daneben baute eine Baufirma aus der DDR ein Getreidesilo.

Auf dem Wiedenberge entstand eine Wohnsiedlung mit fünf Hochhäusern (400 Wohnungen und zwei Schulen).

Das Hartigsche Schloß wurde 1985 gesprengt und abgetragen, der Schloßpark ist jetzt eine ungepflegte öffentliche Anlage, die Polzen wurde reguliert und hat jetzt eine Tiefe von 4 m.

Auf dem Marktplatze fielen die Häuser vom Henke-Fleischer, Pirzkall-Bauer und Leder-Spitank der Spitzhacke zum Opfer, der Blick zur abgebrannten Lorinser-Turnhalle ist frei. Das Hotel „Roß", die Zippe-Wirtschaft, wurde abgetragen und auf diesem Platze eine Straßenkreuzung angelegt.

Der Friedhof beim „Heiligen Grab" ist eingeebnet und an Stelle des Kriegerdenkmals ein Russendenkmal errichtet worden. An der Straße nach Neuland entstand

ein neuer Stadtteil mit Hochhäusern und zwei Schulen. Der Obere Friedhof bei der Kirche wurde eingeebnet, dahinter entstand eine neue Siedlung mit 35 Blockhäusern, eine weitere beim Siechenhaus an der Straße nach Hühnerwasser.

Niemes sollte bewußt anders werden, nichts sollte mehr an die deutsche Stadt erinnern.

Heimatstadt Niemes

Kehr nicht mehr heim,
Odysseus!
Ithaka gibt es nicht mehr.
Aus leeren Fensterhöhlen
blicken aus dem Schloß
die toten Ahnen
auf das öde Quadrat des Markts,
wo ungerufenes Gras und Pfützen
wohlfeile Erinnerungen verhökern.
Die Kirche St. Peter und Paul
hütet auf dem Hügel
die Lämmer deiner Sehnsucht,
und die alte Schule
lehrt dich väterlich:
sie zu vergessen.
Der spitze Lavakegel des Rollbergs,
erstarrtes Feuer,
gefesselte Kraft,
zeigt dir,
worauf es ankommt:
die reine Form,
das vertraute Profil.

Margarete Kubelka

's Sternlgucken

Herr Fachlehrer, giehn mr denn ne wieder ejmol Sternlguckn? 's is doch hejte su ej schienr klorer Himmel, do kennt mr doch giehn!" „Mejnt ihr, doß mr kenntn?" Freilich, freilich! Giehn mr ock!"

Was bleibt mir übrig? Man muß das Eisen schmieden, wenn es heiß ist. „Na, do giehn mr halt! Also um fünf bei der Sandbrücke. Ihr bewaffnet euch mit eueren Taschenlampen, und ich bringe die Mangsche Sternkarte mit." Fünf Minuten vor der Zeit ist des Soldaten Pünktlichkeit. Das wissen meine Jungen, und die mitgehen – es dürften ihrer etwa fünfzehn gewesen sein –, empfangen mich lachend. Sie warten schon eine ganze Weile und haben sich die Zeit damit vertrieben, daß sie vom gestrigen Nikoloabend erzählen. Das soll ich natürlich auch hören. Und wie wir dann gemütlich „bann Henkeflejscher" die breite Straße nach Neuland und Deutsch-Gabel hinaufschlendern, wetteifern sie im Erzählen und Lachen: „Do hot sich doch dr Suske Hons, wie ar's olle Juhre macht, wieder ols Nikolaus vrmaschkuriert (als Maske angezogen)!" „Jo, en dickn Pelz und ejne Pudlmütze!" „En langn Bort und ejne gruße Rutte!" „Wos hommr doch do gelacht! Ar wollte uns durchwichsn, abr ar hot uns ne drwischt. Und dann vrlur ar ei dr Rasche sugor san Bort!" „Jitz hommrn glei olle drkannt!" „Do blieb dan gudn Suske Hons nischt andersch übrig, ols mit uns zu lachn!"

Ja, der Suske Hans, eine Seele von einem Menschen! Wie er sich doch um die Niemeser Kinder bemüht hat! Sogar die Großen erfreute er mit seinem lustigen Puppenspiel, mit seinem Kasperltheater!

Nun sind wir bei unserer fröhlichen Plauderei so weit gewandert, daß uns der Lichtkegel der Großstadt Niemes nicht mehr beim Betrachten des Sternenhimmels hinderlich sein kann. Und jetzt geht's los!

Den Großen Himmelswagen kennen alle, und nach ihm – er steht im Norden – stellen wir unsere Sternkarte ein. Einige wissen schon, wie der Polarstern zu finden ist. Der Polarstern, um den sich der ganze Himmel dreht, ist der Deichselstern des Kleinen Himmelswagens. „Etwa fünfmal den Abstand der beiden letzten Kastensterne im Großen Wagen nach oben in derselben Richtung aufgetragen! Habt ihr ihn alle?" „Nej, ich sah n ne!" „Karle, hoste wull die Hihnerkplinze! Guck ock gescheit!" „Ha, jitz sah ich n." „Na also, jetzt paßt auf! Wenn wir die Sterne zwischen den beiden Himmelwagen verbinden, dann haben wir den langen Schwanz des Drachen und links ist der Kopf, der auf einen schönen leuchtenden Stern zeigt. Wie heißt er?" Die Jungen funzeln eifrig mit

mehreren Taschenlampen auf die Sternkarte, und dann ruft einer: „Dos is die Wega!“ „Und wie heißt das Sternbild?“ „Leier!“ „Richtig! Und nun stellt euch vor: In 13000 Jahren wird die Wega Polarstern sein, weil die Himmelsachse schlottert.“ Da staunen alle, aber einer sagt gleich: „Hoffentlich drlabn mr's!“ Nun suchen wir noch schnell all die anderen Sternbilder, die leicht zu erkennen sind und die ich zum schönen Himmelsmärchen brauche. Über den Kleinen Himmelswagen hinaus das Große W, die Kassiopeia, und zwischen beiden der etwas unscheinbare Kepheus. Von der Kassiopeia aus kommen wir zu den strahlenden Sternen der Andromeda, und rechts von ihr ist der Pegasus und links der Perseus. Und da ist doch gleich daneben noch ein so schöner Stern.“ Ich kann von den Jungen, die bereits vor Kälte klappern, nicht verlangen, daß sie nach der Karte die Capella im Sternbild des Fuhrmanns bestimmen. „Jetzt aber zu Muttern! Im Laufschritt mir nach!“ Und so sausen wir in die Stadt hinunter und über die Sandbrücke auf den Kudlichplatz. „Halt! Im Halbkreis um mich! Wie war's?“ „Brrrr! Prima! Prima!“ „Also morgen in der Schule Fortsetzung! Dann wiederholen wir alles an Hand einer Skizze, und ich erzähle euch das schöne Himmelsmärchen vom König Kepheus und der Königin Kasseopeia, die um ihre schöne Tochter Andromeda bangen, weil sie der böse Wassermann – er hat sich noch nicht sehen lassen – zur Frau zwingen will. Aber da ist der Prinz Perseus und ..... na, Fortsetzung folgt morgen. Doch jetzt ‚Gute Nacht‘!“ „Gute Nacht“, und die Jungen zerstieben nach allen Richtungen. Zwei begleiten mich auf der Straße nach Voitsdorf am „Roß“ vorbei bis zur „Vaterunserschenke“, und dann geht's im Hohlweg „n Kollerbarg nuf“. Wie's doch da immer in den Fichteln so herrlich duftet! „Dos sein die Zwergeln“, erklären mir die Jungen, „die backn schun für Weihnachtn!“ Und oben bei den Ölbergfiguren verabschieden sie sich und eilen in die Bahnhofstraße.

Ich aber stehe da und denke an die braven Zwerge. Ja, ja, bei uns daheim waren überall gute Geister: die Zwerglein, die Buschweibeln, die Rollmutter und der Rollgeist, sogar der wilde Jäger und der Teufel im Höllenschlund „worn gutt, sie totn ock su, ols wenn se biese sein kenntn“. Und der gestirnte Himmel über mir! Ich denke an den großen deutschen Philosophen Imanuel Kant.

Im Süden lächelt das erste Viertel des Mondes und im Osten hinter dem Roll steigt das herrliche Gestirn des Orion empor: Heimat, liebe, liebe Heimat!

Die guten Geister hat man nicht vertreiben können. Sie bleiben uns im lieben Rollgebiete treu, wie wir sie treu in unseren Herzen bewahren. Der herrliche Sternenhimmel aber ist allen, wohin sie auch das Schicksal verschlagen hat, traute liebe Heimat.

Rudolf Sagaster

Das war unser Fachlehrer Rudolf Sagaster an der Bürgerschule in Niemes, von 1939 Regierungsschuldirektor für den Regierungsschulbezirk Aussig, nach 1945 organisierte er die landwirtschaftliche Berufsschulbildung in Cottbus und verbringt seinen wohlverdienten Lebensabend mit seiner Gattin in Königswinter am Rhein.

Von ihm berichtet sein Schüler, Oberstleutnant d. R. Rudolf Weber: „Unseren ‚Biehmschlehrer‘, Rudolf Sagaster, mußte man, trotz seiner strengen Art, gern haben.

Wenn er zur ‚Biehmschstunde‘ in die Klasse kam, sagte er: ‚Ich verstieh und rede ock biehmsch.‘ Dann gab er jedem eine Nummer, ou off biehmsch. Er stellte die erste Frage, die aufgerufene Nummer mußte antworten und eine weitere Frage an eine andere Nummer stellen. Natürlich immer in einwandfreiem Tschechisch. Wenn Sagaster unsere Absprachen merkte, wurde er ‚biehse‘. ‚Nasenpaul‘, unser Mitschüler, tat sich dabei besonders schwer. Er war Nr. 15. Ein Schüler fragte: ‚Co to máš vranci! Patnact!‘ (Was hast du im Ranzen, 15?) Er antwortete: ‚Ja mám vranci indickeo Slona!‘ (Ich hab im Ranzen einen indischen Elefanten.) Alles brüllte und lachte und Sagaster lachte mit.“

Stadt und Kirchsprengel Wartenberg

Stadt Wartenberg

Die „Geschichte der Stadt Wartenberg" (1926) von Dr. Wilhelm Feistner berichtet, daß Wartenberg urkundlich 1283 genannt wird. Ahnherr des Geschlechtes der Wartenberge soll ein gewisser Markwart gewesen sein. Benesch von Wartenberg wird 1283 urkundlich erwähnt. Seit dieser Zeit wird das Geschlecht der Wartenberge in den Urkunden bis in die heutige Zeit mit deutschem Namen genannt. In der tschechischen Reimchronik Dalimils" wird der Name vertschechisiert.

Wartenberg lag im Markwalde versteckt, aus dem die

Stadt Wartenberg

Wartenberger Wappen

Gerichtssiegel 1590

gelb-schwarzes Schild

Rosenberg'sche rote Rose auf silbernem Grund

Bergspitzen, der Jeschken, der Roll, die Bösige u.a., emporragten. Ein Teil dieses Mark- und Grenzwaldes ist heute noch bei Weißwasser und Hühnerwasser erhalten und reichte einst bis weit in die Oberlausitz hinein.

Durch diesen Wald führte bereits 1004 n.Chr. ein beschwerlicher Handelsweg von Zittau – Gabel – Wartenberg – Jungbunzlau nach dem Inneren Böhmens. Dieser Weg durch den Grenzwald war ein Saumweg, auf dem die Lasten von den Menschen oder Tragrossen (Tragtieren) getragen wurden.

Erst später wurde er zu einem Fahrweg umgewandelt.

Die zum Schutze dieses Handelsweges vorgeschobenen „Warten" oder Bollwerke entwickelten sich zu Burgen („Warte am Berg"-Wartenberg). Die Gründung des Städtchens und auch die Dorfanlage der in einer Urkunde des Jahres 1504 als „Vorstadt" bezeichneten Siedlung Unter-Wartenberg wiesen auf eine „Lokation" hin. Wartenberg besaß schon am Ende des 15. Jahrhunderts Stadtrechte.

1371 hatte Johann von Wartenberg vom Kaiser Karl IV. den „markte Niemandes" (Niemes) mit dem Zoll an sich gebracht. Die Handhabung des Zollrechtes brachte ihn mit dem Zittauer-Görlitzer Städtebund (Sechsstädtebund) in Streit.

In den Hussitenkriegen (1419–1436) standen die Wartenberge zunächst auf der Seite des Städtebundes, wurden aber selbst auch „Landesbeschädiger".

Hussitische Horden unter Johann Czapko von Zaan, der eine Zeitlang Herr auf Wartenberg, Roll und Aicha war, durchzogen das Land, raubten und plünderten und brachten viel Not und Elend in die Städte und Dörfer. Trotzdem gingen die Bürger mit Tatkraft und Ausdauer ihrem Gewerbe nach und verteidigten furchtlos ihr Gemeinwesen.

Die Herrschaften der Stadt, Burg und Schloß Wartenberg

1470 n.Chr. kam die Herrschaft an die Familie Guttenstein; sie zählte zum mächtigsten und reichsten Adelsgeschlechte Böhmens. 1504 wurde Bartholomäus Hirschperger genannt, 1620 Balthasar und Erasmus Hirschperger.

Erasmus gehörte, wie die Mehrheit der Bevölkerung Böhmens, dem evangelischen Glauben an und unterstützte die Wahl und den Kampf des Winterkönigs. Nach der Schlacht am „Weißen Berge" (1620) wurden seine Güter konfisziert.

Albrecht von Waldstein kaufte 1623 vom Fiskus die Herrschaft Wartenberg. Die Gegenreformation veranlaßte viele Bauern und Bürger zur Auswanderung.

Nach der Ermordung Wallensteins (1634) hatte die Bevölkerung durch die Einquartierungen der schwedischen und kaiserlichen Truppen viel zu erdulden.

Das Schloß, ein wohlgebautes Haus und Fluchtburg, wurde am 24. September 1645 von den schwedischen Landsknechten niedergebrannt. Dadurch gingen auch die Gerichtsladen samt Büchern und Stadtrechten zu Asche.

Am 24. Juli 1650 wurde von der Kanzel herab verkündet, daß die „schreckliche Zeit" ihr Ende erreicht habe.

In dieser Zeit waren die Grafen von Lichtenstein die Besitzer der Herrschaft Wartenberg. Wegen der drükkenden Schulden verkauften sie die Herrschaft am 17. April 1714 an Freiherrn Ludwig Josef von Hartig, bestehend aus der Stadt Wartenberg, den Dörfern Unter-Wartenberg, Neuland, Grünau und Nahlau. Die Grafen von Hartig blieben Besitzer bis 1945, mußten aber auf Grund der Bodenreform nach dem 1. Weltkriege Schloß und Meierhof Wartenberg, ferner die Meierhöfe Neuland, Klein-Roll, Mednay, Spörning, Neuhof, Groß-Roll und Zedlitsch an den Staat abgeben.

Zu den Vorrechten der Gutsherren gehörte schon in alter Zeit die Halsgerichtsbarkeit. So wurden schon 1482 nach dem Urteile des Gerichtes in Wartenberg ein „Brandleger" – „uff einen rost gelegit und verbrant" und im folgenden Jahre vier Straßenräuber hingerichtet. Das Gerichtssiegel zeigt als Wappenschild eine Rosenbergsche rote Rose auf silbernem Grund.

Die Bauernaufstände von 1680 und 1775

Die drückenden Robotleistungen und die hartherzige Behandlung der Bauern führte dazu, daß die Bauern zur Selbsthilfe schritten. Der Aufstand (1680) wurde mit

Wartenberg, das wiederaufgebaute Schloß

Waffengewalt unter der Führung des Grafen Piccolomini unterdrückt.

Für das Eintreten im Interesse der Herrschaft schenkte Gräfin Bredau dem Schullehrer Sebastian Finke ein Grundstück zum Bauen eines Hauses. Dort siedelten sich dann auch andere Personen an. Die Siedlung erhielt den Namen „Finkendorf".

Die Bauernbewegung wurde niedergeschlagen, der Bauer blieb, was er gewesen, der recht- und schutzlose Leibeigene.

Den Anstoß zum Bauernaufstand 1775 gaben die Bauern aus der Gegend von Nachod. Die Untertanen zogen im März 1775 von Schloß zu Schloß, verlangten die Herausgabe des kaiserlichen Patents, nahmen ihren Weg über Böhm. Aicha und Oschitz nach Wartenberg vor das Schloß, drangen ein und schlugen alles kurz und klein.

Eine Kompanie des Koch'schen Infanterie-Regiments von Leipa nahm sie im Schloß gefangen. Sie wurden nach Jungbunzlau in Marsch gesetzt und dort in Kellern eingesperrt.

Zwei Wartenberger sollten am Stricke sterben, wurden aber begnadigt.

Im Juli rotteten sich erneut Bauern der Herrschaft Wartenberg zusammen. Sie lagerten im „langen Busche"

(an der Straße nach Zedlisch), zogen zum Schloß und verlangten „Nachlaß von zwei Drittel der Robot".

Auch dieser Bauernaufstand endete schmählich.

60 Jahre Kampf um ein damals „unaufgefundenes" Urbarium

Den Wartenberger untertänigen Bauern ging es in diesem Bauernaufstand um ein „aufgedrungenes Urbarium", das die Robot festlegte.

Das von Maria Theresia neue Robotpatent brachte keine Erleichterung, die Bauern wollten bei der alten Robot verbleiben. Im Namen der Stadt überbrachte der Bürger Anton Scholze ein Gesuch an Kaiser Josef II. nach Wien.

Darauf erteilte die höchste Hofstelle dem böhmischen Landesgubernium den Auftrag, den Wartenbergern ihr Urbarium, wo immer es ist, auszuhändigen". Die Bemühungen verliefen erfolglos, das Urbarium war nirgends zu finden.

Und es war doch vorhanden! Dr. Wilhelm Feistner schrieb in den „Beiträgen zur Geschichte der Stadt Wartenberg", er habe es selbst in der Hand gehabt, es befand sich damals im Schloßarchiv zu Niemes.

Die Eisenhammer unter dem Dewin

Im Knie des Jeschkenbaches liegt der basaltische Silberstein (508 m), bei Audishorn der Spitzberg (497m).

Die Sandsteinschollen werden hier von zahlreichen Basalt- und Eisengängen gestützt. Der Hirschberggang, der im Großen und Kleinen Hirschberg (544 m, 489 m) gipfelt, durchbricht einen anderen Gang, der vom Großroll kommt und im Ziegenrücken (484 m) endet. Südlich des Hammerteiches erreicht ein weiterer Gang im Hammer-Spitzberg 445 m und im Dewin 435 m Höhe.

Bereits im 16. Jahrhundert und gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden hier Eisenerze abgebaut und Eisen gewonnen. Die Bergwerke, Schmelzöfen, Eisenhammerwerke und Schmieden beschäftigten viele Bewohner. Im 19. Jahrhundert lohnte sich der Abbau nicht mehr, die Betriebe wurden stillgelegt.

Neben den Eisenerzen sind hier auch Uranerze vorhanden.

Nach dem 2. Weltkriege baute hier die UdSSR die Uranerze ab und errichtete in Wartenberg große Anlagen.

Kirche und Kirchengemeinde

Die erste Kirche dürfte eine Holzkirche gewesen sein. 1605 bis 1609 wurde der Kirchturm gebaut. Die große Glocke stammt aus dieser Zeit. Wartenberg war zur Zeit Karl IV. schon eine Kirchengemeinde. Der Zehent

Blick zur Kirche

betrug im Jahre 1369 neun Groschen. Die Kirche war dem hl. Nikolaus geweiht. Im Jahre 1413 ließ sie Sigismund von Wartenberg renovieren und dem hl. Sigismund weihen.

1772 mußte eine gründliche Renovierung des Turmes vorgenommen werden. Dabei wurde auch ein Anbau durchgeführt. Der Grundriß der Kirche erhielt dadurch die Form eines Kreuzes. Die Kirche besitzt 3 wertvolle Bilder von dem bekannten Maler Josef Führich. Der Friedhof befand sich rings um die Kirche. Nach dem Umbau wurde er hinter die Kirche verlegt.

Vor dem 1. Weltkriege hingen auf dem Turm 6 Glokken. Vier davon mußten an die Heeresverwaltung abgeliefert werden.

Nach dem 1. Weltkriege wurden für diese Glocken drei neue angeschafft. Im 2. Weltkriege mußte auch die „Große Glocke“ abgeliefert werden.

Nach vielen Irrwegen fand sie wieder den Weg nach Wartenberg.

Das Johannes-Kirchlein auf dem Horkaberge mit der Statue des Johann von Nepomuk über dem Eingangstor ließ Graf Ludwig von Hartig erbauen. Es besaß zwei Glocken. Die Jahrhunderte alten Linden, die das Kirchlein umgaben, in einer Allee bis zur Schloßbrücke reichten und von da die Schloßgasse bis in die Nähe des Marktplatzes einsäumten, waren eine Zierde des Horkaberges und der ganzen Stadt.

Nach der Gegenreformation war 1624 Johann Nysius der erste katholische Pfarrer. Ihm folgten 1630 Valentin Sebastian Kalonius, 1643 Maximilian Fogger, 1650 Johann Jander.

Die letzten Pfarrer vor der Vertreibung waren: 1889 Pfarrer Josef Schröter, seit 1915 Pfarrer Josef Steffan, er wurde 1926 zum Dechant ernannt und starb 1947 in Pössneck in Thüringen.

Das Kirchenfest (Johannesfest) wurde am 16. Mai abgehalten, am Pest-Gelöbnistag (21. Nov.) fand eine Lichter-Prozession statt.

Schule und Lehrer in Wartenberg

Eine Schule wird bereits 1544 nachgewiesen. Der älteste bekannte Schullehrer hieß Bartholomäus Schroth. 1613 wird Johann Stecher genannt, vor 1632 Kantor Christof Schiff.

Dr. Feistner schreibt in seiner „Geschichte der Stadt Wartenberg“: „Ein guter Lehrer ist ein Segen für den Ort.“

Die letzten Schulleiter waren: Oberlehrer Nikolaus Handschke, Bernhard Wiede, Friedrich Char, Rudolf Rutscher und Friedrich Czernich. Oberlehrer Czernich wurde 1943 zur Wehrmacht eingezogen und gilt als vermißt. Nach ihm versah Frau Emilie Prade, geb. Werner, die Stelle des Schulleiters bis 1945.

Das alte Schulgebäude befand sich neben der Pfarrkirche. 1912 errichtete die Stadt auf dem Grund des 1854 abgebrannten Rathauses ein neues Schulhaus. Die Schule war zunächst vierklassig, nach dem 1. Weltkriege dreiklassig.

1924 wurde die Schule in Hammer geschlossen. Die Kinder von Hammer und Audishorn gingen einige Jahre nach Wartenberg zur Schule, bis eine Expositurklasse von Wartenberg in Audishorn errichtet wurde. Lehrerin Franke unterrichtete an dieser Klasse. 1938 bekam Hammer wieder eine selbständige Schule.

Handwerk und Zunft

In einem Verzeichnis aus dem Jahre 1544 werden folgende Handwerker aufgeführt: Schmied, Schneider, Wagner, Tischler, Bäcker, Weber, Schüsselmacher. Sie schlossen sich im 16. Jahrhundert in Zünften zusammen. Die zweitälteste Zunft war die Ziechner- und Leineweberzunft. Wartenberg war eine ausgesprochene Leineweberstadt.

1596 zählte die Wartenberger „Bruderschaft der Leineweber“ etwa 100 Leinweber, Reichenberg 21, Bautzen 70.

Röhrbütte

Bis zum Jahre 1786 war in Wartenberg eine Röhrbütte vorhanden. Sie diente zum Vollzug von Strafen, wenn Bäcker und Fleischer die Brot- und Fleischtaxen außer acht gelassen hatten. Für jedes fehlende Lot wurden sie in einem Korb ein Zoll tief ins Wasser gesenkt.

Einwohnerzahlen

1554 zählte Wartenberg 70 Bürgerhäuser, das mögen ungefähr 500 Personen gewesen sein. 1677 waren es 560 Einwohner. 1827 hatte Wartenberg mit Unter-Wartenberg 1633, am 31. 12. 1944 1149 Einwohner.

Gesundheitswesen

Schon im 16. Jahrhundert bestand in der Niedermühle eine „Badestube". Der Bader hat auch die Haare geschnitten und war bis zum 19. Jahrhundert „Wundarzt".

Als erster graduierter Arzt wirkte 1860 Dr. Johann Schäfer, nach 1869 M. U. Dr. Franz Künstner. Die letzten Ärzte waren: Dr. Theodor Kreibich und Dr. Franz Leupelt (gestorben 1957 in Pössneck, Thüringen). Als Tierarzt war seit 1936 Dr. Kubath aus Niemes tätig.

Verkehrswege

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gab es keine ausgebaute Straßen.

Ein alter Handelsweg von Zittau nach Prag führte eine halbe Stunde von Wartenberg entfernt vorüber. Ein „Fahrweg", der in Postrum von der Handelsstraße abzweigte, führte über Wartenberg nach Schwabitz zur „Zollschänke" und von dort nach Hühnerwasser zur Handelsstraße. Die Straßen nach Hammer–Oschitz (1854), Neuland (1908), Hennersdorf (1867) waren Bezirksstraßen.

Der Postverkehr wurde 1836 aufgenommen, die Errichtung eines Postamtes erfolgte 1862. Der Postwagen fuhr seit 1862 durch die Stadt. Am 30. Juni 1901 blies der Postillion zum letzten Male auf seinem Horn. 1929 wurde der Omnibusbetrieb von Karl Neubarth aufgenommen. 1939 übernahm der Staat die privaten Postfahrten. Nach der Errichtung des Strandbades fuhren Busse nach Kriesdorf, Deutsch Gabel und zweimal wöchentlich nach Zittau. Letzter Oberpostmeister war Konrad Schmidtmayer, nach ihm übernahm der im Ruhestand lebende Oberpostsekretär Johann Bienert das Postamt.

Der große Stadtbrand am 15. August 1854

Das folgenschwerste Unglück der Stadt war wohl der Stadtbrand am Feste Maria Himmelfahrt 1854.

Ein Teil der Bevölkerung war zum Schwabitzer Kirchenfeste gepilgert, da brach um 3 Uhr nachmittags im Hause des Bäckers Franz Schäfer Nr. 105 ein Brand aus. In kaum einer halben Stunde stand der Marktplatz in Flammen. Jede menschliche Hilfe war vergebens. Als die Sonne unterging, lagen 103 Häuser, darunter das Rathaus mit vielen Urkunden, 60 Stallungen und 40 Scheunen in Schutt und Asche. 150 Familien wurden obdachlos. Sie hatten alles verloren und mußten den Winter in großer Not verbringen. Für die Notleidenden kam Hilfe von überall her, bis von Prag und Zittau. Der Herrschaftsbesitzer Graf von Hartig spendete 2000 fl. und Baumaterialien sowie einen Kredit von 6000 fl. Nach der Bauordnung mußten die Häuser in Stein und einstöckig gebaut werden. Viele Abbrändler konnten an einen Wiederaufbau gar nicht denken. Der Ort verarmte, ein großer Teil der Bevölkerung wanderte aus, die Zahl der Einwohner verminderte sich von 1854 von 1800 auf 1083 Einwohner im Jahre 1926.

Weitere größere Brände waren:
1645 Brand des Schlosses
1759 Brand des alten Bräuhauses
1857 Brand im Meierhofe.

Rathaus

Ein eigenes Rathaus besaß die Stadt von alters her. Es war auch Einkehrhaus, später Gasthof „Zum Herrenhause".

An Stelle des herrschaftlichen „Schenkhauses" wurde ein kleineres Haus gebaut, das bis zum großen Brande 1854 als Rathaus benutzt wurde. Beim großen Brande wurden Schankhaus und Rathaus ein Raub der Flammen.

Das Haus Nr. 146 am Eck des Marktplatzes und der Kirchgasse war bis 1945 das letzte Rathaus der Stadt. In diesem Hause ist der Sohn des Fleischhauermeisters Christian Mayer, der nachmalige Prager Erzbischof Daniel Josef Mayer von Mayern am 17. 4. 1733 geboren.

Genannt sei hier auch der berühmte Violin-Virtuose Heinrich Ignaz Franz Biber von Bibern (1644–1704).

Mühlen in Wartenberg

Zwei Mühlen besaß Wartenberg, die „Obermühle", bekannt seit 1504, und die „Niedermühle", bekannt seit 1630. In diesem Jahr wird Hans Wagner als Besitzer der Obermühle und Mathes Spiller als Niedermüller genannt. Sie hatten die Mühlen in Pacht. Als Obermüller bekannt sind: Anton Jaksch, Karl Jaksch, Josef Wobisch, Karl Greger, Emil Greger und Heinrich Greger. Er verkaufte die Mühle 1934 an Emil Lehmann. Dem Niedermüller Mathes Spiller (1630) folgten Georg Elger, Michel Kühne, seit 1670 die Familie Ille. Berthold und Willi Ille waren die letzten Besitzer der Niedermühle.

Das „Reite-Dörfel"

1757 wurden von der kaiserlichen Armee hinter dem Horkaberge acht militärische Backofen gebaut. Der Betrieb wurde im gleichen Jahr wieder eingestellt und auf diesem Grundstück eine Reitschule errichtet. Neben der Reitschule stand ein „Brechhaus". Hier wurde der hier angebaute Flachs gebrochen. Nach Abbruch des „Brechhauses" ließ Fabrikant Josef Worm den „Wartenberger Hof" erbauen.

Wartenberg von 1800 bis 1926

Der Krieg gegen Napoleon berührte die Stadt und die Bevölkerung vor allem durch die zwangsweisen Assentierungen und Einquartierungen. Nach 1830 sah Wartenberg Militär erst wieder, als 1866 die Preußen einrückten.

Auf Grund der neuen Gemeindeordnung aus dem Jahre 1850 wurde die Gemeindevertretung durch die Bürgerschaft gewählt.

Der erste Bürgermeister, der aus freien Wahlen hervorging, war der Kaufmann Joachim Anton Walter, ihm folgten Anton Neumann (1853), Josef Baumann (1876), Franz Schütz (bis 1891), Josef Baumann (bis 1919), Wenzel Henke (bis 1927), Wilhelm Feistner (bis 1938), ihm folgten Baumeister Franz Scharfen und nach seiner Einberufung zur Kriegsdienstleistung 1942 Heinrich Prokop, Bauer in Unter-Wartenberg.

Wartenberg von 1926 bis 1945

Nach dem 1. Weltkriege wurden die Grundlagen für eine günstige wirtschaftliche Entwicklung Wartenbergs geschaffen, in der Ille-Mühle eine Stromerzeugung eingerichtet, eine Kanalisation durchgeführt, an der Talsperre ein modernes Strandbad errichtet, das Strandhotel renoviert und beim Schützenhaus eine neue Anlage erstellt. Dies führte dazu, daß aus dem stillen Landstädtchen in der nordböhmischen Teichlandschaft zwischen dem Jeschken, Roll und Bösig sich eine beliebte Sommerfrische entwickelte.

Die Vereine der Stadt

Eine hervorragende Bedeutung im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben der Stadt hatte der Deutsche Turnverein. In den Aufzeichnungen von Josef Michel über die Wartenberger Weberzunft steht folgender Satz: „Als die Handweberei immer mehr zurückging, hörte auch das Zunftleben nach und nach auf. Viele der jüngeren Weberburschen traten dem 1882 gegründeten Deutschen Turnverein bei, der im gesellschaftlichen Leben die Führung in der Stadt übernahm."

Das Jahresprogramm war ausgefüllt mit Werbeturnen, Theater-Aufführungen, Turnerbällen und Turnerkneipen, Faschingsumzügen, Wanderungen, Teilnahmen an Feiern und Festen und Wettkämpfen. In der Zeit von 1930 bis zum 2. Weltkriege wurde der Skilauf und auf der weiten Fläche der Talsperre das Eislaufen gepflegt. Als das Eisschießen aufkam, nahmen auch Turner daran teil.

1927 wurde am Wege zum Schützenhaus ein Jahndenkmal aufgestellt. Der über 35 Zentner schwere Findling wurde in Gemeinschaftsarbeit vom „Hohen Kamm" geholt. Die Plakette, ein Bronzerelief mit Inschrift, war eine sehr schöne Arbeit von Prof. R. Sitte aus Gablonz a.d.N.

Einen entscheidenden Beitrag, die Turnschule nach

Wartenberg zu verlegen, hatte der Wartenberger Turnverein dadurch geleistet, daß er sein Vereinsvermögen (eine Rücklage für eine Vereinsfahne) über 3500 tsch. Kronen dem Deutschen Turnverbande zur Verfügung stellte. Mit diesem Beitrage und den Mitteln aus dem Turnverbande, dem Bunde der Deutschen in Böhmen, sowie durch Sammlungen im Ort und der gesamten Turnerschaft konnte eine Fläche von 26000 qm am Waldwege nach Hammer südlich der Talsperre erworben und am 14. März 1935 der Bau des Turnplatzes durch den „Freiwilligen Sudetendeutschen Arbeitsdienst“ begonnen werden.

Die treibende Kraft für das Projekt der „Turnschule“ war Heinz Rutha, Bad Kunnersdorf.

Unter der Leitung von Theo Hauck, Prag, gewann der FSAD durch sein Auftreten die Sympathien der Wartenberger.

Im Herbst 1938 war der Turnplatz praktisch fertiggestellt. Nach dem Anschluß des Sudetenlandes an das Deutsche Reich wurde das Turngelände durch den „Reichsbund für Leibesübungen“ übernommen.

Neben dem Turnverein führten auch die Freiwillige Feuerwehr, der Männer-Gesangverein. der gemischte Chor „Frohsinn“, der Bund der Deutschen, der Deutsche

Wartenberg, Blick vom Horkaberge über den Marktplatz zur Kirche

Kulturverband, der Verschönerungsverein, der Gebirgsverein u.a. ein reges Vereinsleben. Sie alle verloren nach 1938 ihre Eigenständigkeit, alte Ideale wurden damit zu Grabe getragen.

Heute zeigt Wartenberg dem Besucher ein anderes, ein fremdes Gesicht.

Die Stadt ist von russischem Militär reich bevölkert, schwere Militärfahrzeuge befahren die Straßen, Uranaufbereitungsanlagen sind am Stadtrande entstanden, die Sommerfrische Wartenberg ist nicht mehr, doch die Lieder der Turner und des „Freiwilligen Sudetendeutschen Arbeitsdienstes" klingen manchem noch im Ohr:

„Kreist die Möwe übern Teiche,
rauscht am Roll die deutsche Eiche,
sind zur Arbeit wir gestellt,
Wartenberg, dem Jugendreiche,
weisen wir ein neues Feld."

Geliebte Stadt, geliebtes Land,
getränkt vom Schweiß der Ahnen,
du lebst in unserem Denken für und für,
und alle uns're weit und wirren Bahnen
sie lenken uns're Herzen hin zu dir!

(Kern)

Ein verkannter Faschingsjux

In der guten alten Zeit, im schönen Wartenberg am Roll, gab es schon vor 67 Jahren einen deutschen Männergesangverein. Das Vereinslokal war im „Gasthause und Fleischerei Müller". Obmann war damals Herr Anton Müller, Chormeister Herr Oberlehrer Wieden. Daß es damals in so einer Gesangstunde manchesmal nachher sehr lustig zuging, sah ich immer am nächsten Morgen meinem Lehrmeister Karl Künstner, Tischler, an. Auch meine Meisterin war da nicht immer guter Laune und ließ es an „schönen Worten" nicht fehlen. Nun kam wieder die schöne Faschingszeit. Der Sängerball war immer in Wartenberg ein vornehmer Ball. Ich hatte von meiner Meisterin den strengen Auftrag erhalten, beide Paar Schuhe blitzblank zu putzen. Die Nacht über mußte ich im Bett der Frau Meisterin schlafen, um es warm zu halten, bis sie gegen morgen in feucht-fröhlicher Stimmung nach Hause kamen. Als Dank bekam ich jedesmal einen Krapfen und mußte schleunigst in meine kalte Kammer verschwinden.

Wie es üblich war, hatten die Sänger aus einem Katalog zur Ausschmückung des Saales im „Herrenhaus" Girlanden und verschiedene Scherz- und Juxartikel bestellt. Auf einem Gegenstand, der aussah wie eine große Zwirnspule und aus Kautschuk gefertigt war, war auf der einen Seite ein Loch. Mit diesem Gegenstand wußten aber die lustigen Brüder nichts Rechtes anzufangen, sie füllten das Ding mit Wasser und bespritzten einander. Schon 3 Wochen lag nun der Apparat auf dem Fensterbrett, bis ich eines Sonntags hinter das Geheimnis kam. Ich steckte es in meine Hosentasche und ging mit meinem Nachbar Schicketanz Rudolf in die Kirche. (Nun will ich die weitere Schilderung im Wartenberger Dialekt bringen). Ei dr Korche hotten mir zwe e schun unsern Plotz, glei vorne bon Eigange, dou worn zwe Sitze, vorne mit en Türl. Mir soß'n gonz andächtig drinne, ich spielte mit dan Dinge ei dr Hosentosche rim und of eimol, o Schreck, ging's „bums". Hinter uns stond Hiersche vun ebern Morte, dar de Vugl und Viecher ausstoppte. „Klatsch", krigte Schicketanz Rudolf ej softsches Kopstickl. Ich mußte lachen, denn ar wor ja unscholdich. Glei druf bejde raus aus der Korche und dos Ding richtsch untersucht – und wie dos kloppte. Dos wor jo eine „Bumsmaschine". Gebumst hon mr offn Grobn ahinder bis zun Ziegeldecker Scholze. Nai ei de Stube, s wor gutt, daß ar nie drhejme wor. Seff und Antun worn dou. Nu jetz ging die „Bumserei" lus. De Scholzn schimpfte wie ej „Ruhrsparlich". Seff sote: „Gieht ock zur Grußmuter a mol eis Stübl.„ De ale Klingern wure aber biese und johte uns mit dar „Bumserei" glei wieder naus. S nächste Haus wor bei Messlertuschn ei dr Schwabsergosse. Dr ahle tote wabern hindern Stuhle und wenn dr Schötzn wieder eimol röm wor, kom jedesmol ej „Bums". Nu ging obr 's Thiater lus. „Ihr Sojkröten, saht ock doss 'r nauskommt, sonst hau ich euch mitn Basn offn O...!" Naus worn mr und nu gings zu „Ressln" eis Stübl, dou wohnten zwee ahle Junpfern, die „Kluttig Madl". Ejne hieß Lene, die andre Karline, die ging hie und dou versohn wenn jemand ej Muttermol, ejne

Flachte oder ej por Worzen an Gesichte hotte, dos machte se'n Leut'n weg.

Nun will ich dazwischen eine Erwähnung machen. Wenn mir zhwee Spezi an Winter gegen Obend noß hejm ging'n, dou hon m'r sich orscht noch bei dan zwee Jungfern gewarmt, hon ej poor Äste zersagt und dou kriegt'n m'r immer a Stickl Zuckr und Zimmtbuchte. Ich hotte de Hemdarmel nuff gewelkert und dou hotte de Karline bei mir off'n Elbogen eine gruße Worze gesahn. „Gib ok dan Orm har, ich war dir die Worze versohn!" Dou macht'se a poor Kreuz'l drüber, brummte wos Unverständliches an Bort nei und sohte: „Ei 4 Wochen hoste kejne Worze mi und ei dann Lab'n kriegste ou kejne mi!" Ich ho ou worklich 's ganzhe Labn kejne krigt.

Nu ging aber 's bumsen lus. De Lene schimpfte, de Karline schimpfte. „Wenn ihr vo... wollt, dou saht ok doss dr naus kommt." Jetzt ging's zu Schicketanzn, ötz hotte Rudolf dos Ding ei dr Tosche. Dr Ahle hotte su schlechte Laune. Ban orsten Bumse guckt ar schief über de Brille, abr weils nie ufhorte dou wor a wilde und wollte uns nausschmeißen. Nu hotte aber Rudolf dos Ding n Voter gezeigt. Ar mußte jo salbr lachn und sohte: „Gieht ock zun Mejster nimm." Ich hotte dos Ding jetz ei dr Tosche und fing ei dr Stube glei o zu bumsen. De Mejstern machte ej Spektakel und schimpfte. Dou ho ich dos Ding aus dr Tosche genumm und hos r gezeigt, wie mrsch macht, und dr Mejstr hots glei probiert. Ei oll dan kohm dr ahle Schicketanz nei und lachte. „Korl, mir aln Esel hon dos ne verstand'n, und die zwee Lausekröten hons glei gewußt, zu wos dos Ding ist."

Nochn Mitsche hot sich dr Mejstr ogezuhn und is eis Wortshaus. Zu orscht zu san Schwiegervater zun Farschter Peter (Prihodas Gasthaus), dann zun Müllerflejscher, zu Schneiderbeckn an Starn, zuletzt an weiß'n Schwon zun Mottlschneider (Schäfer). Ei dr Nacht kom a benabelt hejm. N andern Morgen log dos Ding zerquetscht off dr Hubelbank. Dos wor dos Ende für dr B...maschine aus'n Sängerbahle.

Franz Jaura

Ostern in Wartenberg am Roll

Schon mit Palmsonntag begann der Osterzauber. Mit kleinen Sträußchen und großen Besen von Zweigen der Salweide, an denen die ersten Frühlingsboten, die Palmkätzchen saßen, zogen die Jungen und Mädel an diesem Tage zur Kirche, zur Palmweihe. Auf dem Chore sangen die Kirchensänger, manchmal mehr laut als schön, aber immer voller Inbrunst, und Frömmigkeit, unter der Leitung des alten Oberlehrer Wiede die Passion.

Aber richtig fing Ostern erst am Gründonnerstag an.

„Heut' ist griener Donnerstag,
gabt mir wos an Battlsack,
lost mich nie zu lange stiehn,
ich muß ej Häusl wetter giehn."

So deklamierte die Jugend an diesem Tage und zog mit Klappern und Schnarren und Pfeifeln erwartungsvoll schon frühmorgens von Haus zu Haus. Körbe und Taschen füllten sich mit „Pumranzn, Ejern, Tschoklade" – und vielen anderen guten Dingen. Bei der „Pote" gab es außerdem einen großen, gebackenen Reiter, mit buntem Zuckerwerk verziert oder auch ein praktisches Geschenk. Da gab es ein tagelanges Schmausen und Naschen und Glücklichsein. – Schade, daß nicht das ganze Leben Gründonnerstag ist. Die größeren Kinder durften zwischen Gründonnerstag und Auferstehung bei dem in der Kirche errichteten Heiligen Grabe stundenweise wachen und beten. Die ganzen kirchlichen Zeremonien und weltlichen Vorbereitungen in der Osterzeit waren irgendwie voller Geheimnisse: Die Grablegung ernst und zur Einkehr mahnend, die Auferstehung Christi wiederum, ebenso wie die Auferstehung der Natur aus Winter und Dunkelheit voller Freude und Hoffnung.

In den Wohnungen wurde an den Vortagen gereinigt und gelüftet, geklopft und gewaschen, Mohn gerieben und Streusel gemacht, gebacken, gekocht und gebraten, daß der Duft durch das ganze Haus zog.

Auf dem Turme schwiegen von Gründonnerstag an die Glocken, sie waren, wie man sagte, nach Rom geflogen. Dafür erschollen mehrmals am Tage die großen Schnarren vom Kirchturm. Zu dieser Tätigkeit drängten sich die Jungen scharenweise vor Glöckners Tür, aber nur wenige

wurden dazu für würdig befunden. Der Charfreitag war strenger Fast- und Bettag.

Ostersamstag früh um 9 Uhr läuteten die Glocken wieder – und da liefen die Kinder schnell in den Garten, die Obstbäume zu schütteln und den Himmel um reiche Ernte zu bitten. Auf diesen hübschen Brauch freuten wir uns jedes Jahr und hielten daran fest, als unsere Kinder schon so weit waren, denselben weiter zu pflegen. – Bald wurde es Samstagnachmittag. Die Werkstätten wurden geschlossen. Die Lehrlinge und Gesellen, die jungen Burschen und Studenten, die auf Osterferien heimgekommen waren, spazierten schon in Sonntagskleidern durch die Gassen, und die Mädel konnten kaum den Augenblick erwarten, wo sie sich die neuen Frühjahrskostüme anziehen durften. Endlich läuteten die Glocken, die Auferstehung ein. Aus den umliegenden Dörfern strömten die Bauersleute in „Stadtl" herein, die einheimischen Frauen zogen ihr „Seidenes" an, und die Männer bürsteten sich den Schnurrbart. Alles eilte zur Kirche.

Die „Feuermörschl" hatten ihren Standplatz in der Lindenallee auf dem Schloßberge bezogen und warteten auf den Augenblick, da sie der alte Schmied mit glühendem Eisenstab zur Entladung bringen würde. In früheren Jahren gab es zur Auferstehung ein mehr buntes als heiliges Feuerwerk, als kleine Nachahmung der weitbekannten Niemeser Auferstehungsfeier. Dieses Geknalle und Gefunkel lenkte aber zu sehr von der Andacht ab, weshalb um die Zeit der Jahrhundertwende diese Feuerwerkerei eingestellt wurde.

Nachdem also der Jubelgesang des Priesters: „Christus ist erstanden" in der Kirche verklungen war, setzte der übliche „Traden" (Tusch) der Musikanten ein und jetzt strömte die frohgestimmte Menge zum Kirchentor hinaus. Der Auferstehungsumzug begann. Die kleine Trommel schlug einige Takte vor, die Pauke donnerte nach, und bald setzte das Blech ein. Da durften Klarinetten und Flöten nicht schweigen. Ein flotter Marsch entquoll den Instrumenten, und unter dem feierlichen Geläute der drei Kirchenglocken bewegte sich die Prozession durch die Kirchgasse und um den Marktplatz herum. Die anliegenden Häuser hatten in allen Fenstern Festbeleuchtung; vielhundert Kerzen auf Leuchtern und Rahmen ließen die kleine Stadt in einem Meer von Lichtern erscheinen. Die Feier klang dann in der Kirche mit dem feierlichen Choral „Großer Gott wir loben dich" aus.

Ostersonntag zeitig früh weckte ein Bläserchor die Ortsbewohner aus dem Schlaf und gleichzeitig rollten die Böllerschüsse über das heimatliche Tal. Eine kleine Schar älterer und jüngerer Männer fand sich alljährlich bei diesem Osterwecken auf dem Schloßberg ein, um dieses herrliche Auferstehen der Natur in diesem schönen Erdenflecke so recht aus tiefstem Herzen zu erleben. Aus den Wiesen stiegen die Nebel auf, die ersten Sonnenstrahlen verfingen sich in den Ästen der alten Linden, die Vögel flogen von Ast zu Ast, da und dort auf dem Marktplatz wurde ein Fenster aufgemacht und ein verschlafenes Gesicht hielt Ausschau nach dem Wetter. Es war noch kein Sommer, bei zeitigem Ostern manchmal noch kaum ein richtiger Frühling, es war aber Auferstehung aus Winter und Nacht und Kälte, – es war ein hoffnungsfreudiger Anfang. Es war eine unbeschreibliche Vorfreude auf etwas sehr Schönes, man sagte sich los von Sorge und Not und sah nur den Himmel und die heimatlichen Berge, den Kirchturm und das noch im Halbschlaf liegende Städtchen, das erste Grün im Gras und auf den Sträuchern. Es war eben Ostersonntagmorgen. Und wir alle, die dabei sein konnten, waren sehr, sehr glücklich. Wer es erlebte, vergißt es nie, und würde er so alt wie Methusalem. Und im Schloßgarten blühten die ersten Veilchen. Sie wurden behutsam gepflückt und daheim als Frühlingsgruß in einer kleinen Vase auf den Osterfrühstückstisch gestellt. Nach dem österlichen Frühstück ging es dann ans Eiersuchen in den Hausgarten. Rote, grüne und gelbe Ostereier hatte der Osterhase ins Gras und unter Sträuchern versteckt, für die Kleinsten, die noch an das Wunder glaubten. Und die Alten standen am Fenster und freuten sich über den Jubel der Kinder, der immer wieder aufklang, wenn sie so ein buntes Ding in seinem Versteck aufgestöbert hatten. Die Eier wurden dann in der Kirche geweiht und nach dem Mittagessen in soviel Teile geschnitten, wie Personen um den Tisch herumsaßen. „Damit wir uns im Leben nicht verlieren", sprach die Mutter dazu. Es war ein sehr sinniger Brauch, der leider vielfach in Vergessenheit geraten ist und vielleicht dadurch seine Wirksamkeit verloren hat. Schade, sehr schade.

Ostersonntag. Nach dem Mittagessen rüsteten die Ostergäste schon langsam zum Aufbruch, da sammelten sich die Oster- oder Saatreiter nach dem Mittagessen vor dem Kirchentor. Der Geistliche übergab den Reitern ein Kreuz, das, mit dem Segen des Priesters versehen, durch die Felder getragen wurde. Im lustigen Trab ritt die Reiterschar durch das noch in Feiertagsstimmung liegende Unterwartenberg zur Johannesstatue bei der Langewasserbrücke, wo die erste kurze Andacht gehalten wurde. Dann führte der Weg an den beiden Limbergkapellen (Schütz Nr. 6 und Nr. 1) vorbei, über die Brinserstraße, zum Meierhofe und über die Meierhofbrücke zum Gehegeholze. Wohl versuchten einige besonders zähe Jungen, die ganze Strecke mitzulaufen, mußten das Rennen aber bald aufgeben und resigniert ins Stadtl zurückkehren. Die letzte Station war dann der hl. Johannes an der Hammerstraße, bei Feistners Felde, wo noch einmal ein kurzes Bittgebet um Schutz für Fluren und Felder gegen Mißwuchs und Hagelschlag verrichtet wurde. Am Ortseingang bei Grüsels hatten sich unterdessen die Musiker eingefunden, nebst einer großen Zahl älterer und jüngerer Ortsbewohner und Ostergäste. Hell klapperten die Hufe der Pferde auf dem Pflaster, noch heller erklangen die Trompeten und Hörner, am hellsten aber die Klarinetten. Müde hing mancher Reiter im ungewohnten Sattel, aber die drei Runden um den Marktplatz mußte noch Haltung bewahrt werden. Dann wurde das Kreuz zur Kirche zurückgebracht und vom Geistlichen in Verwahrung genommen. Ostern war wieder einmal vorbei.

Noch nicht ganz. Abends gab es dann im Lammel oder im Herrnhaus oder bei Seidel ein fröhliches Tänzchen der Jugend.

Ostern daheim – wie schön war es doch.

Karl Kraus

Neuland am Roll

Das Dorf Neuland liegt 3 km südwestlich von Wartenberg und 3,5 km nordöstlich von Niemes im Polzentale zwischen dem Limberg und Rollberg.

Das gesamte Grundausmaß beträgt 1049 ha, davon ist die Hälfte Wald und ein Drittel Acker.

In südlicher Richtung erhebt sich der Rollberg (694 m), nordöstlich der Limberg (472 m), westlich der Fasanberg (309 m). Alle Kuppen bestehen aus Basalt, der den Sandstein durchbrochen hat. Den Ort durchfließt die Polzen, in der Ortsmitte der Mühlgraben (hier befindet sich die Quelle des Ringelborn, auch Reineltborn benannt, weil ein gewisser Reinelt die Quelle gefaßt haben soll). Neuland hatte 1931 102 Häuser mit 502 Einwohnern. Zur selbständigen Gemeinde gehörten auch der Bahnhof Groß-Grünau und der herrschaftliche Meierhof.

Neuland war ein altes Bauern- und Weberdorf, besaß eine herrschaftliche Meierei, eine gräflich Hartig'sche Mahl- und Sägemühle und seit 1804 eine mechanische Buntweberei.

Durch die Teilungen der Wirtschaften waren die Huben so klein geworden, daß sie zur Ernährung einer Familie nicht mehr ausreichten und die Bewohner im Handwerk, in den Fabriken in Niemes und im Sommer in der Bauwirtschaft Beschäftigung fanden. Im Gemeindegebiet von Neuland wurde Torf gestochen, der im Niemeser Stadtbad zu Moorbädern verwendet wurde.

Wo die Polzen den Ort betritt, hat sie im „Höllenschlund" einen mächtigen Sandsteinfelsen in einem 100 m langen Tunnel durchbrochen. Es ist nicht eindeutig geklärt, ob die Polzen den unterirdischen Wasserweg gegraben hat oder ob es die Menschenhand war. Nach einer Sage ließ ein Graf diesen Felsenschlucken erbauen, weil der oberhalb desselben befindliche Teich den noch jetzt vorhandenen Teichdamm wiederholt durchbrochen hatte.

Der Sandsteinfelsen wirkt als natürliche Talsperre.

Das Dorf durchzieht die Bezirksstraße Wartenberg–Groß-Grünau, diese kreuzt beim westlichen Ortsende die Reichsstraße Zittau–Prag. Die Post wurde von Barzdorf besorgt, nächste Bahnstation ist Groß-Grünau.

Neuland ist nach Wartenberg eingepfarrt, hat aber eine 1786 erbaute Filialkirche, das Dreifaltigkeitskirchlein, in welchem hl. Messen gelesen und jährlich das Dreifaltigkeitsfest begangen wurde.

Bis zum Jahre 1750 war Neuland nach Wartenberg eingeschult. 1814 wurde das Schulhaus gebaut, zu dessen Baue der Neuländer Anton Tischer, der sich in Galizien ein Vermögen erworben hatte, viel beigetragen hat.

Neuland am Roll

Die Schule wurde 1878 zu einer zweiklassigen Volksschule erweitert.

Aus der Ortsgeschichte von Neuland

Nach dem Namen und der Anlage ist Neuland eine deutsche Gründung. Sie muß mindestens im 15. Jahrhundert erfolgt sein, da das Dorf als Zubehör der Herrschaft Wartenberg, bei dessen Besitzern es auch in der Folge blieb, genannt wird.

Im Jahre 1757 und 1758 lagen kaiserliche Truppen in Neuland. Am 7. Mai 1758 ritt Kaiser Josef II. mit den Generalen Laudon und Lascy durch Neuland gegen Brims. Am 1. Juni 1809 zogen die Totenkopf-Husaren von Wartenberg durch Neuland nach Groß-Grünau. Am 27. September 1813 waren 1400 Russen über Nacht in Neuland einquartiert.

Nach dem 2. Weltkriege wurde die deutsche Bevölkerung ihrer Habe beraubt und aus ihrem Heimatdorf vertrieben.

Hammer mit Audishorn

Sommerfrische Hammer am See

Hammer liegt 2,5 km östlich von Wartenberg am malerisch gelegenen Hammersee (55 ha), Audishorn 1 km nördlich von Hammer am rechten Ufer des Polzenbaches.

Das Grundausmaß von Hammer beträgt 1091,35 ha, das von Audishorn 110,7 ha, ¾ davon ist Wald.

Im engeren Gemeindegebiet erheben sich mehrere Sandsteinhügel: der Kalvarienberg, Vogelkoppe, Dürre Berg, Ziegenrücken (416 m), Heideberg, Hohe Kamm (350 m), im Hintergrunde des Hammersees der Spitzberg und der Breitenstein (445 und 424 m). Am Spitzberg wurde in früheren Zeiten Brauneisenstein abgebaut, deshalb hieß er auch „Eisenberg".

Der Polzenbach speist den Papiermühlteich und nimmt den Schmelzbach aus dem Hammerteich auf. Der Hammerteich ist der größte Teich im Leipaer Kreis. Die Abfischung des Teiches gestaltete sich jährlich zu einem Volksfeste.

Der „Hammersee" war das Kleinod unter den nordböhmischen Teichen. Ein Kranz buchengekrönter Berge,

deren Hänge mit dem dunklen Grün der Nadelbäume bekleidet sind, umsäumte die weite, mit Seerosen geschmückte Wasserfläche.

Seit 1908 nahm der See eine erfreuliche Entwicklung.

Domänenrat Eiselt, unterstützt vom Grafen Hartig, hat hier einen vielbesuchten Badeort geschaffen, wo im Sommer ein reges Leben herrschte. Das Hotel „Seehof" und der ehemalige „Schüttboden" waren gepflegte und moderne Kurhäuser.

Nach dem 1. Weltkriege entstanden weitere Villen und Kurhäuser: das Herrenhaus, die Villa Sollers u. a.

Von dieser Sommerfrische, von der Schönheit des Badeteiches, ist heute nichts mehr übriggeblieben. Das Wasser des Teiches ist abgelassen worden, das Land wird durchwühlt, die Häuser verfallen. Uranerz wird aus der Tiefe gegraben.

Hammer hatte 52 Häuser mit 117 Einwohnern, Audishorn 33 Häuser mit 131 Einwohnern. Ihr Haupterwerb war die Landwirtschaft und die Viehzucht, daneben der Kleinhandel, im Sommer die Einnahmen aus dem Kurbetrieb und dem Fremdenverkehr.

Die Post wurde von Wartenberg besorgt, der nächste Bahnhof war in Kriesdorf. Die Orte waren nach Wartenberg eingepfarrt, seit 1876 war für Hammer und Audishorn eine einklassige Volksschule vorhanden. Hammer dürfte um das Jahr 1516 von deutschen Kolonisten angelegt worden sein und verdankt seine Gründung einem Eisenhammer. Neben den Eisenhammern wird auch eine Papiermühle erwähnt. Audishorn dürfte als Gut (Meierhof) zur Zeit der Gründung der Burg Dewin besiedelt worden sein. Es war der Stammsitz der Blekta von Audishorn.

Um 1500 war das Gut im Besitze des Johann von Wartenberg, ihm folgte 1516 Agnes von Biberstein, 1578 Balthasar Hirschperger von Königshain, nach der Schlacht am weißen Berge hatte es Christian Weigel von Weigelsfeld als Lehen vom Grafen Waldstein, 1658 erwarb es Johann Putz von Adlersthurn, der es der Herrschaft Niemes einverleibte.

Die Burg Dewin dürfte um 1220 von einem Marquart aus dem Geschlechte der Wartenberge erbaut worden sein. 1445 belagerte der Sechsstädtebund die Burg, dabei soll es zu einem ritterlichen Zweikampf gekommen sein. Im Jahre 1651 wurde die Burg nicht mehr erwähnt, sondern nur das Gut Dewin.

Die Burgruine war ein beliebter Ausflugsort.

Zur Kirchengemeinde gehörte auch der Ort Neu-Luh und der Meierhof Zedlisch.

Kahnanlegeplatz am See

Der Kirchsprengel Schwabitz

Solange wir die Heimat im Herzen tragen,
solange ist sie uns nicht ganz entrissen!

Schütz K. 20
Laubner 21
Suske Karl 78
Eichler Jos. 69
46
Brosch
Poschauko M. 45
Peukert 143
22
Keßler D.
35 Breuer
44
98 Eichler Emil
Gärtner H.
146 Edelmann
Scharbert 90
92 Milde Ad.
43 Woite
83
Milde H. 24
Kalbas 23
117 Pitloun
118 Wabisch O.
42 Suske M.
40 Trüchtel Karl
Milde Ad. 136
25 Klaus
Eichler
Wollmann Ad.
115 41
Zur Ortsgemeinde gehörig: Hegerhaus Pinskay Hs.Nr. 139 oder 140
ca. 2 km
Roll Jul. 110
68 A. Kößler
Pfarrgarten
Wartenberger Weg
Bodeteich
Pfarrhof 39
26 Porsch Karl
Oschitz
38 Eichler E.
Hammer a. See
Bergmann J. 27
Trüchtel Fr.
Hübner
Wiesen
Ackerland
Wald
B
28
Pela E.
37 Gärtner K.
Heideberg
36 Heilek L.
96 Nitsche
65
29 Eichler E.
Hegerhs. 108
133
Buresch
Halbehaupt
Gumpert 30
31 Gründler Fr.
Reichelt 35
76 Schütz E.
Gde.-Hs. 114
Gründler Jos. 113
Fiebich
Kalvarienberg
‹ Tschinkeberg ›
404 m
52 Sedlatschek
34 Gründler W.
Sperning
Poschauko M. 100
33 Gärtner Fr.
Wasserlotze
nach B. Neuland

Schwabitz mit den Gemeinden Halbehaupt, Böhm. Neuland – Schwarzwald und Hultschken

Das Dorf Schwabitz liegt in einer Seehöhe von 329 m und ist von der Stadt Niemes in östlicher Richtung 6 km entfernt.

Die Größe des Dorfes ist 1779 ha 32 a 33 qm. Hiervon sind ⅓ Ackerland und ⅔ Wald.

Der Schwabitzer Bach bildet ein langgestrecktes Tal, an dessen beiden Ufern sich je zwei Häuserreihen dahinziehen. Die höchsten Berge des Gemeindegebietes sind gegen Südosten der Kalvarienberg (Tschinkeberg, 404 m), der Schwabitzer Spitzberg (425 m), gegen Norden der Große und der Kleine Hirschberg (544 m, 489 m), deren beide Kuppen aus Basalt bestehen. Gegen Osten erheben sich die Sperniger- und Pietschberge (424 m) und gegen Westen der Schanzeberg (347 m).

Zu beiden Seiten der Bezirksstraße gegen Nordosten in Richtung Hammer am See erheben sich Sandsteinfelsen, links der Struhanken (Einsiedlerstein, 396 m) und rechts der Lange Stein. Die nordöstlichen und südlichen Felder sind wegen des vorkommenden mergligen Plänerkalkes sehr fruchtbar. Die südwestlichen und nordwestlichen Felder sind sehr sandig. Sie sind reich an Eisensteinen.

Nach einem Bericht vom Jahre 1768 wurde damals von der Herrschaft in der Nähe des Struhanken ein Bergwerk betrieben. Zur Verarbeitung diente der Hochofen in Hammer.

Auf der Westseite des Boteberges entspringen mehrere Quellen, dessen Wasser den Schwabitzer Teich (71 a) speisen. Unterhalb der Kirche am Teichgrunde sprudeln ebenfalls mehrere Quellen hervor. Auf der Nordseite der Fischhalterlehne (Polterberg) kommen ebenfalls mehrere Quellen vor, die größte heißt Stockbrunnen, von der das Wasserhebewerk der Ortswasserleitung in Betrieb gesetzt wird und das Wasser auf den sogenannten Heideberg befindlichen Hochbehälter pumpt. Die Wasserleitung wurde im Jahre 1913 gebaut.

Der Ort Schwabitz besteht aus dem Ober-, Mittel- und Niederdorf, weiters den Einschichten Sperning – 1,5 km nordöstlich), dem Jägerhaus Pinskai (2,5 km südlich) und einem Hegerhaus, auch Wiesenhaus benannt (3 km südöstlich von Woken).

Im Jahre 1580 hatte Schwabitz einen Bestand von 33 Landwirten und 16 Häuslern (Mieter genannt).

1692 bestand es aus 50 Häusern mit 150 Einwohnern, 1850 aus 135 Häusern und 661 Einwohnern, 1900 aus 140 Häusern und 644 Einwohnern. 1930 bei der Volkszählung hatte Schwabitz 144 Häuser und 640 Einwohner, 1939 bei der Volkszählung am 17. Mai wurden 151 Häuser und 589 Einwohner gezählt.

Schwabitz soll vor dem Schwedenkrieg ein Marktflekken gewesen und durch den Krieg zerstört worden sein.

Bei der Gemeindewahl am 27. Oktober 1931 wurden aus drei Parteien in die Gemeindevertretung gewählt: Gemeindevorsteher Josef Suske (Nr. 17); Bund der Landwirte: Josef Suske (Nr. 17), Franz Schöbel (Nr. 64), Heinrich Gründler (Nr. 87), Heinrich Horn (Nr. 100), Wilhelm Keßler (Nr. 48), F. Suske (Nr. 60); Deutsche Christl.-Soziale Volkspartei: Adolf Wollmann (Nr. 115), Franz Kapusta, Pfarrer (Nr. 39), Anton Eichler (Nr. 49), Franz Eichler (Nr. 3); Deutsche Sozialdem. Arbeiterpartei: Josef Hille (Nr. 103), Josef Kunert (Nr. 129), Josef Wanka (Nr. 54), Josef Cankarsch (Nr. 122) und Adolf Rutha (Nr. 13).

Von den Einwohnern der Gemeinde Schwabitz lebten 46 Familien von der Landwirtschaft. 22 Einwohner waren Industriearbeiter, 15 Bauarbeiter, 32 Tagarbeiter, 23 Selbständige, 13 Angestellte und 2 Freiberufliche.

Seit dem Jahre 1902 bestand in Schwabitz eine Postablage, die im Jahre 1932 erweitert wurde. Es wurde zweimal am Tage Post ausgetragen.

Mit elektrischem Licht wurde der Ort im Jahre 1922 versorgt. Seit dem Jahre 1928 bestand eine private Autobusverbindung nach Niemes, im Sommer auch nach Hammer am See.

Am 9. Dez. 1931 wurde Schwabitz an das Telefonnetz Niemes angeschlossen.

Der Dorfteich wurde im Jahre 1927 in einen Bade- und Gondelteich umgebaut. Die Eröffnung erfolgte im Juni 1927 durch den Verschönerungsverein.

Im Orte waren folgende Vereine tätig: Gewerbeverein für den Kirchsprengel Schwabitz (gegr. 1870), Krankenunterstützungsverein (1875), Freiw. Feuerwehr (1885),

Musik- und Gesangverein (1894), Ortsgruppe Bund der Deutschen (1899), Konsumverein Schwabitz u. Böhm. Neuland (1899), Spar- und Darlehensverein (1902), Arbeiter-Turnverein (1907), Kameradschaftsverein (1912), Deutscher Kulturverband (1931).

Durch die Vereine hatten die 6 Gaststätten immer genügend Kunden.

Schwabitz hatte bereits im Jahre 1580 eine einklassige Volksschule. Die dreiklassige Volksschule wurde 1887 gebaut. Gleichzeitig wurde in das Schulgebäude die Wohnung für den Schulleiter miteingebaut. Im Jahre 1912 waren in den drei Klassen 162 schulpflichtige Kinder aus Schwabitz und Böhm. Neuland. Oberlehrer war Robert Schwarz, Klassenlehrer Wilhelm Langhans und Rudolf Weber.

Im Jahre 1932 waren nur noch 104 schulpflichtige Kinder in den drei Klassen. Oberlehrer war Franz Hanke, Klassenlehrer Wilhelmine Knebel und Max Capsky.

Zum Kirchensprengel Schwabitz gehörten im Jahre 1692 folgende Gemeinden: Schwabitz (50 Häuser), Hultschken (10 Häuser), Böhm. Neuland (14 Häuser), Neuhöflitz (15 Häuser), Hammer (18 Häuser), Audishorn (14 Häuser), Halbehaupt (24 Häuser) und Schwarzwald (15 Häuser) sowie die Meierhöfe Mednay und Sperning.

Im Jahre 1848 wurde der Kirchsprengel verkleinert. Folgende Gemeinden waren dann eingegliedert: Schwabitz, Halbehaupt, Hultschken, Böhm. Neuland und Schwarzwald mit Mednay. Die Volkszählungen in den Jahren 1900 und 1939 ergaben folgende Einwohnerzahlen: Schwabitz (644, 589), Halbehaupt (275, 218), Hultschken (167, 120), Böhm. Neuland – Schwarzwald mit Mednay (262, 197).

Am 15. Aug. 1681 fand mit erzbischöflicher Genehmigung die feierliche Einweihung der neu erbauten Kirche mit der Statue der schwarzen Muttergottes statt. Die Kirche besaß damals schon drei Glocken. Der erste Seelsorger war in dieser Zeit Christov Jaksch aus Niemes, gestorben am 5. 12. 1699.

Am 15. Aug. wurde jedes Jahr das bekannte Schwabitzer Kirchenfest abgehalten. Von weit und breit kamen die Gläubigen und holten sich Trost bei der schwarzen Muttergottes.

Da die Schwabitzer Bevölkerung wirtschaftlich mit den Niemesern eng verbunden war, kamen zum Schwabitzer Fest (auch Gurkenfest genannt) viele Geschäftsleute aus Niemes und Umgebung und boten in Verkaufsständen ihre Waren an.

Karussell und Schaukel der Familie Hermann haben niemals gefehlt.

Im 1. Weltkrieg 1914 waren 80 Männer zum Kriegsdienst eingezogen, von denen 19 gefallen und drei vermißt sind. Ein Kriegerdenkmal wurde im Jahre 1925 in der Ortsmitte errichtet. Die Kosten in der Höhe von 3800 Kronen wurden durch Spenden der Schwabitzer Bevölkerung aufgebracht. Im 2. Weltkrieg (1939–1945) waren 115 Männer aus Schwabitz eingezogen, davon sind 40 gefallen.

Aus der Geschichte des Dorfes Schwabitz.

Über die Gründung des Dorfes sind keine Aufzeichnungen vorhanden. Seine Anlage ist deutscher Art. Zum ersten Male wird das Dorf in der Geschichte im Jahre 1325 genannt und als Gut bezeichnet, das damals die Besitzer von Dewin, die Brüder Wenzel Johann II. und Benedikt (Söhne Johanns I., gestorben 1316) von Wartenberg, um 150 Schock von Sobiehrd von Strahor gekauft hatten. Bei der Erbteilung 1346 erhielt Wenzel Schwabitz nebst Wartenberg, Roll, Dewin, Oschitz, Reichstadt, Brenn, Schönlinde. 1359 und 1363 zeichnet Wenzel als Kirchenpatron von Schwabitz, das damals schon ein größerer Ort gewesen sein muß, da auch mehrere umliegende Ortschaften eingepfarrt waren. Kirchenpatron Wenzel starb im Jahre 1367. Ihm folgte im Besitze von Schwabitz sein Sohn Wenzel (gestorben i. J. 1379), dann dessen Bruder Johann (gest. 1383) und hierauf dessen Sohn Peter. Dieser besaß außerdem noch Dewin und Oschitz, er präsentierte 1389 und 1403 Pfarrer für Schwabitz und starb 1426. Seine Söhne waren Johann, Markwart und Benedikt. Letzterer erbte Schwabitz, Plauschnitz, Sperning, Barzdorf und Groß-Grünau; dieser verkaufte 1432 Schwabitz, Sperning und Plauschnitz nebst der von ihm erbauten Burg Struhanken an den Gemahl seiner Tochter Katharine Zbinek von Waldstein. Im Jahre 1433 ist Sigmund von Wartenberg auf Tetschen Besitzer von Schwabitz, nach ihm sein Sohn Johann, welcher dieses Gut mit Dewin vereinigte, bis

Karl von Biberstein auf Dewin im Jahre 1582 Schwabitz mit dem Walde Pinskay (Zbinko) an Bohuslaus Mazanetz von Frimburg, den Besitzer der Herrschaft Niemes, verkaufte, mit der nun Schwabitz dauernd vereinigt blieb.

Schwabitz war vor dem Schwedenkriege ein Marktflecken, wurde aber von den Schweden oder Sachsen, welche in den Jahren 1630 bis 1646 öfters in Nordböhmen eindrangen, zerstört.

Ein Hügel mit Kreuz auf der Wirtschaft Nr. 60 (zuletzt Besitzer Suske) hat den Namen „Schwedenberg", später auch „Preußenberg" genannt. Auch der Ringwall auf dem Schanzeberge hat die Bezeichnung „Schwedenschanze" erhalten.

Bei dem Wirtschaftsgebäude Nr. 29 war ein „Schwedenfriedhof". Beim Bau des Kellers neben dem Hause wurden Gebeine aufgefunden. Auf der Wirtschaft Nr. 53 führt eine Telle heute noch den Namen „Schindergraben" aus jener Zeit. Angeblich wurden dort Gefangene mißhandelt.

Im 7jährigen Kriege schlug die Hälfte eines kaiserlichen Armeekorps (8000 Mann) auf den Schwabitzer Äckern am 9. Juli 1757 ein Lager auf, um den nächsten Tag gegen Deutsch-Gabel weiter zu marschieren. Dort nahmen sie die preußische Besatzung gefangen.

Auch im Kartoffelkriege 1778 lagerten preußische Armeeteile (etwa 4000 Mann) durch den ganzen August bis 9. Sept. 1778 in Schwabitz. Die obersten Kommandanten wohnten in der Pfarrei und in der Schule.

Vor Ausbruch des Krieges, und zwar am 6. Mai 1778, kam Kaiser Josef II. von Böhm. Aicha über Schwabitz nach Niemes. Seine Begleiter waren Erzherzog Maximilian, Feldmarschall Lasky und Laudon sowie die Feldmarschall-Leutnants Pellegrin und Braun.

Im November des Jahres 1813, nach der Schlacht bei Leipzig, lagerten 8000 Mann Kavallerie zwischen Schwabitz und Hennersdorf.

Im Jahre 1848 hatte sich in Schwabitz eine Nationalgarde gebildet. Daran erinnerte noch die Gemeindetrommel sowie im Hause Nr. 126, wo der Hauptmann der Garde wohnte, ein Degen und ein Säbel.

Im Jahre 1850 und 1851 hatte Schwabitz Einquartierungen von den kaiserlichen Regimentern Wohlgemut und Haynau, die ihre Schießübungen auf dem alten Fuhrwege gegen den verschwundenen Ort Niederwald abhielten.

Im Jahre 1866 hatte Schwabitz durch den Krieg mit Preußen viel zu leiden. Es wurden Vieh und Getreide weggenommen, wodurch der Bevölkerung ein Schaden von 642 Gulden entstanden ist.

Eine Bezirksstraße verbindet Niemes mit Schwabitz und führt weiter nach Schwarzwald, Hultschken und Oschitz. Das Stück von Niemes bis zur Schwabitzer Zollschenke wurde in den Jahren 1839 bis 1841 gebaut.

Da die Barzdorfer Bauern die Robotfuhren hierzu leisten sollten, widersetzten sie sich nebst den Niemeser Untertanen gegen die Herrschaft Graf Edmund Hartig, so daß diese zweimal Militär in Anspruch nehmen mußte.

Bei den Straßenarbeiten mußten auch die sechs Wegkapellen (aufgestellt 1681) wegen der Straßenverbreiterung versetzt werden. Die Entfernung einer Kapelle von der anderen wurde derart bemessen, daß immer ein Vaterunser und 10 Ave Maria andächtig gebetet werden können. Diese Kapellen und auch das Kirchlein beim Meierhof Neuhof wurden im Jahre 1946 von den Tschechen zertrümmert.

In den Jahren 1874 bis 1877 wurde die Straße von der Zollschenke durch den Ort Schwabitz bis zur Kreuzung Schwarzwald–Böhm. Neuland und Sperninger Meierhof gebaut. Beim Bau der Straße in der Nähe von Nieder-Schwarzwald fand durch das Abgraben ein Felsrutsch statt, der gerade in der Mittagszeit, als kein Arbeiter in der Nähe war, erfolgte.

Durch den Erdrutsch entstand eine Felsnische. In diese wurde vom gräflichen Waldbereiter Karl Brandmeier die Christusfigur (Ecce homo) hineingestellt und vergittert. Im obersten steilsten Teil heißt die Straße „Arlts-Graben". Unterhalb Arlts-Graben links von der Straße lag das Dorf „Niederwald", das aus 12 Häusern bestand. Im Jahre 1646 wurde das Dorf von schwedischen Landsknechten zerstört und niedergebrannt. Man sah noch in unserer Zeit die Überreste des Dorfes und zwar die in den Felsen eingehauenen Keller. Ein Fuhrweg führte vom Oberdorf Schwabitz zwischen den Bergen gegen das verschwundene Dorf Niederwald und weiter links von Schwarzwald nach Kühtal und Oschitz.

Erwähnenswert ist auch die alte Zollstraße. Sie führte früher von Zittau über Gabel, Niemes, Jungbunzlau nach Prag und Wien. Nach dem 30jährigen Kriege wurde der Weg gekürzt, und zwar von Gabel über Wartenberg, Schwabitz, Plauschnitz, Glashütte, Hühnerwasser und Weißwasser. Die Obrigkeit richtete deshalb in Schwabitz eine Zollstätte ein. Das ehemalige Zollhaus, die Zollschenke, dann „Deutscher Hof“, zuletzt „Gasthaus zur Zollschenke“ genannt, stand am Anfang des Ortes.

Neben dem Klausehübel, später Schenkhügel, stand die Klause (Arrest), in welcher Zollstrafen abgebüßt werden mußten. Oft erschienen an einem Tage bis zu 50 Fuhrwerke am Zollschranken, so daß die Stallungen im Dorfe und im Zollhause nicht ausreichten.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatte die Zollstation jeden besonderen Wert verloren.

Bekannte Flurnamen in Schwabitz waren: Eichberg, Pietschberg, Wüstegut, Eichtilke, Kalkofen, Kuhloch, Niemeser Tilke, Tschihadl, Tiefer Graben, Pechofen, Kammlehne, Ziegelschlag, Höllegraben, Wasserlotze, Lange Stein, Schindergraben, Ascheberg, Fiebich, Pfaffengraben u. a. m. Seit dem Jahre 1964 stehen dort auf einigen der genannten Fluren Bohrtürme, welche Uranschlamm aus der Erde holen, der zur Weiterverarbeitung abgefahren wird.

Von der Schwabitzer Pfarrkirche berichtet Dr. F. Hantschel in der Heimatkunde des Kreises B. Leipa:

„Die Schwabitzer Pfarrkirche stammt in ihrer heutigen Gestalt aus dem Jahre 1864. Damals wurde die 1680/81 vom Herrschaftsbesitzer Freiherrn Putz von Adlersthurn an Stelle eines vorhussitischen Kirchleins umgebaute Kirche zum größten Teile abgetragen. Außen an der Kir-

Schwabitz, Blick zum Roll

Kirche mit Blick zum Hirschberg

che ist das Putz'sche Wappen. Die Kirche feiert ihr Fest an Maria Himmelfahrt und ist eine Lorettokirche. Die aus Holz geschnitzte Statue der hl. Maria auf dem Hochaltare wurde 1681 neu beschafft.

Die große Glocke mit den Bildnissen der Heiligen Wenzel und Sigismund stammte aus dem Jahre 1601; die zwei anderen wurden 1676 und 1684 gegossen. Beachtenswert in der Kirche sind die zwei Leuchterarme rechts und links vom Hochaltare in der Wand, mit einer alten, schon schwer erkenntlichen Malerei, darstellend die böhmischen Könige Wenzel den Heiligen und Ottokar. Eine Pfarrkirche bestand in Schwabitz schon im 14. Jahrhundert. Der erste geschichtlich bekannte Pfarrer Laurentius starb 1358."

Zwischen dem Pfarrer Tylenius aus Schwabitz und dem Verwalter des Meierhofes Sperning, Johann Miller, ist wegen des zur Pfarrkirche gehörenden Waldes ein Streit ausgebrochen, der auf Grund einer Urkunde vom 19. Febr. 1582 im Jahre 1684 geschlichtet werden konnte. Dieses Waldstück wurde deshalb von der Bevölkerung „Pfaffengraben" genannt.

Von der am 2. März 1678 gemachten Stiftung des Freiherrn Putz von Adlersthurn waren jährlich 615 fl. vom Ertrage seines Meierhofes Drausendorf zur Erhaltung der Kirche in Schwabitz bestimmt. Unter Karl von Biberstein wird schon am 25. Januar 1576 erwähnt, daß zur Kirche Schwabitz 20 Strich Feld und 1 Stück Wiese beim Pechofen gehören. Später kam noch das Schulfeld in die Verwaltung der Kirchengemeinde.

Dem geistlichen Stande hatten sich aus dem Kirchsprengel Schwabitz im Jahre 1756 gewidmet: Ig. Suske, Sohn des Richters in Halbehaupt, sein Mitschüler Pirzkall war Franziskaner in Polen. Des weiteren traten in den geistlichen Stand Franz Lohwasser, Sohn des herrschaftlichen Oberförsters. Die Geburtenmatrik vom Jahre 1731 hatte Thomas Graß von Langenfeld, geboren in Prag, in Schwabitz eingeführt. Sie befindet sich jetzt im bischöflichen Ordinariat in Leitmeritz.

Bürgermeister waren im Jahre 1944 in Schwabitz: Josef Suske (Nr. 17), gestorben im Nov. 1945 in einem Lager; in Halbehaupt: Wilhelm Pirzkall; in Neuland-Schwarzwald: Franz Reichelt, gestorben im Kreis Herzberg, DDR; in Hultschken: H. Kirschner.

Der letzte Pfarrer in Schwabitz war H. Prinke.

Die Vertreibung der Deutschen begann im Juli 1945. Danach gab es noch 3 Transporte. Der letzte fand Ende August 1946 statt. Nach einem tschechischen Militärerlaß mußte Schwabitz bis 1. Oktober 1947 von allen Personen geräumt sein, die Häuser wurden abgerissen, gesprengt und dem Erdboden gleichgemacht. Die Pfarrkirche wurde im März 1948 an drei Stellen angebohrt und gesprengt. Die schwarze Muttergottes, die heilige Figur der Schwabitzer Kirche, wurde gerettet und in die Pfarrkirche nach Niemes gebracht. Dort hat sie in der Kirche rechts neben dem Eingang ihren Platz gefunden.

Emil Eichler

Struhanken

Nordöstlich von Schwabitz auf einem spärlich bewaldeten Sandsteinfelsen (39 m) standen die Reste einer Felsenfeste, Struhanken genannt. Sie wurde 1431 von Benedikt von Wartenberg erbaut, aber schon wahrscheinlich 1441 bei der Belagerung der Burg Dewin zerstört.

Über 71 Stufen gelangte man bei einer Wachpostenhöhle vorbei auf eine Plattform, auf der sich 1760 ein Eremit ein Häuschen mit einem Turm errichtete.

Von dieser Einsiedelei wird folgendes berichtet:

In der Zeit von 1760 bis 1773 lebte daselbst ein Einsiedler unter dem Namen Hyronimus. Eigentlich hieß er Josef Steinfelder, war aus dem Dorfe Hultschken und hatte längere Zeit bei seinem Verwandten Wollmann, dem Richter in Schwabitz im Hause Nr. 60, als Knecht gedient.

Er wallfahrtete nach Rom und kehrte nach 3 Jahren unter dem Namen Frater Hyronimus zurück. Die von der Wallfahrt mitgebrachten Sachen verkaufte er und ersuchte den Grafen Franz von Hartig in Niemes, auf dem Struhanken auf eigene Kosten eine Klause errichten zu dürfen.

Der Graf erteilte die Bewilligung und gab ihm dazu noch eine jährliche Unterstützung. Er erhielt Frischbier, Salz, Butter, Holz, 8 Strich Korn, Weizen, Gerste und den Lohn eines Dienstknechtes, wofür er den Dienst eines Ministranten in der Schwabitzer Kirche leisten

mußte. Die von Holz erbaute Eremitage bestand aus 4 Zimmern und hatte einen mit einem Glöckchen versehenen Turm. Zwei der Zimmer waren gegen Süden zu eingebaut, die nach Norden gelegenen Zimmer waren offen und dienten als Kapelle. In den heute noch sichtbaren Nischen des Aufstieges brachte der Einsiedler 14 Kreuzwegstationen an. Die ehemalige Wachpostenhöhle hatte er als heiliges Grab eingerichtet.

Zu seiner Bedienung hielt sich der Einsiedler Knaben, die aber, da zu wenig Arbeit vorhanden war, nicht lange aushielten. Er wollte sich deshalb einen Bruder zu sich nehmen und sammelte dafür fleißig Geld. Im Jahre 1766 lebte hier mit ihm ein Einsiedlerkandidat namens Wenzel Reichelt, der gelernter Buchbinder war. Lehrer Lehmann aus Neuland erlernte bei ihm das Buchbinden.

Vom 3. Aug. bis 7. Sept. 1772 befand sich ein Mädchen namens Anna Elisabeth Kaiser bei ihm. Sie hatte sich in Männerkleidung unter dem Namen Alois in die Klause eingeschlichen, mußte aber die Klause wieder verlassen, als ihr Geschlecht entdeckt wurde. Frater Hyronimus mußte wegen unmoralischen Lebenswandels die Einsiedelei verlassen. Weil er mit Schwabitzer Weibspersonen Verkehr pflegte, degradierte ihn am 3. Dez. 1772 der Vikar Zinke in der Pfarrei Schwabitz. Ihm wurde der Bart abgenommen, der Habit abgerissen und das Käppel in den Ofen geworfen. Die errichtete Klause ließ der gräfliche Inspektor H. Pollinger vom Felsen herunterstürzen. Ein Schwabitzer namens Keßler kaufte die noch brauchbaren Teile und verwendete sie zum Bau seines Hauses Nr. 44. Hyronimus ließ sich am 23. Januar 1774 mit einer Schwabitzer namens Suske kopulieren (Heirat). Er starb bereits am 9. März 1775 in Hultschken. Die Witwe übersiedelte nach Schwabitz, trieb einen Handel mit Arznei und geweihten Kräutern und starb hier.

Halbehaupt, ein Bauerndorf der Oberdörfer

Franz Kirschner aus Halbehaupt Nr. 8 hat orts- und heimatkundliche Aufzeichnungen seiner Heimatgemeinde gesammelt und aufgeschrieben, aus denen einige Auszüge in einer Kurzfassung wiedergegeben werden:

Halbehaupt liegt 3 km südlich von Schwabitz. Die Bezirksstraße von Hühnerwasser nach Oschitz führt zwischen Wolschen und Böhm. Neuland ½ km westlich am Ort vorbei. Das Grundausmaß des Bauerndorfes beträgt 497,55 ha, davon ist die Hälfte Ackerland und über ein Drittel Wald.

In den Jahren 1887 zählte Halbehaupt noch 399 Einwohner. Diese Zahl ging durch die Landflucht bis 1907 auf 275 Einwohner zurück. Bei der Volkszählung am 31. 12. 1910 wurden 61 Häuser genannt, davon waren 59 bewohnt. Im Dorf wohnten 284 röm.-kath. Einwohner mit deutscher Umgangssprache. Nach dem Stande der Volkszählung vom 17. 5. 1939 zählte Halbehaupt 218 Einwohner in 59 Haushalten. Der landwirtschaftliche Besitz gliederte sich in 16 Betriebe mit bis zu 5 Hektar, 24 Betriebe bis zu 20 ha und 7 Betriebe über 20 ha Nutzfläche. In der Gemeinde wohnten 35 Bauern- und Feldgärtner-, 12 Handwerks-, 6 Arbeiterfamilien und 6 andere Familien. Zur politischen Gemeinde Halbehaupt gehörten noch die Ortsteile Sabelze mit 6 und Körbe mit 2 Häusern. Im Ort befanden sich 2 Gasthäuser und 2 Kaufläden.

Ortsgeschichte

Der Ortsanlage nach dürfte eine bereits vorhandene Siedlung durch deutsche Siedler (Waldhufenhöfe) erweitert worden sein. Für diese Reihenfolge der Besiedlung spricht auch die Siedlungsform des Dorfes, die eine Mischung des Runddorfes und des Längendorfes erkennen läßt. So gruppieren sich einige Häuser um einen runden Dorfplatz, an die sich später nach der Siedlungsform der Waldhufendörfer eine Reihensiedlung anschloß (es sind die Bauernhöfe Nr. 5, 6, 8, 9, 10, 11, 43 und 50).

Die Grundherren (Landesfürsten, Adel, Geistlichkeit und Klöster) haben deutsche Siedler ins Land gerufen. Um ihre Einnahmen aufzubessern, übereigneten sie ihnen unbebautes Land zur Rodung und Gründung neuer Bauernhöfe. Die neuen Siedler gaben der ansässigen Bevölkerung ein Beispiel zur besseren Bodennutzung.

Der Ortsname Halbehaupt leitet sich ab von Huoba = Hube (Gewann, das zum Hof gehört). Halbe Hube, dar-

aus Halbehaupt, tschechisch: „Polo Hlaw", daraus der tschechische Ortsname „Polohlavý".

Urkundlich wird der Ort mit dem Datum vom 24. August 1419 das erste Mal genannt. Die Söhne des Wocho von Halbehaupt beurkunden, daß sie der Johanniterkommende in Böhm. Aicha 2 Schock Jahreszins schulden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich auch in Halbehaupt, wie im Dorf Kridai, eine „Veste" oder ein Edelsitz befand. In anderen Verkaufsurkunden wird Halbehaupt 1516 und 1650 als zur Burg Dewin gehörig aufgezählt und kam mit dieser 1651 zur Herrschaft Niemes. 1732 wird im Ort ein Richter namens Suske genannt, dessen Sohn, Ignaz Suske, als Pfarrer in Röchlitz bei Reichenberg wirkte, sein Mitschüler, P. Pirzkall aus Niemes, war Franziskaner-Pater in Polen.

Seit 1864 hat Halbehaupt eine eigene Gemeindevertretung, bis dahin war der Ort mit den Gemeinden Schwarzwald und Böhm. Neuland vereinigt.

Zum ersten Richter (Gemeindevorsteher) wurde 1850 Anton Pirzkall, Nr. 14, gewählt. Das Anwesen Nr. 14 trug darnach den Namen „beim alten Richter". Nach der Wahl mußte der Richter in der Schwabitzer Kirche einen feierlichen Eid ablegen.

Der Eid hatte folgenden Wortlaut:

„Ich schwöre einen feierlichen Eid zu Gott dem Allwissenden und gelobe bei meiner Ehre und Treue, Seiner Maj., unserem allergnädigsten Landesfürsten Franz Josef dem Ersten, von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich und nach ihm dem allerhöchsten Stamme und Geblüte nachfolgenden Erben jederzeit getreu und gehorsam zu sein, an der von Seiner Maj. allergnädigst verliehenen Reichs- und Landesverfassung treu und unverbrüchlich festzuhalten. Ich schwöre, das durch die Wahl auf mich gefallene Amt des Vorstehers, Richters, der Gemeinde Halbehaupt, Neuland und Schwarzwald treu und redlich nach meinem besten Wissen und Gewissen vom 17. März 1849 und durch spätere Gesetze auferlegten Pflichten, diese mögen nun den natürlichen oder übertragenen Wirkungskreis betreffen, genau und gewissenhaft nach ihrem vollen Umfange zu erfüllen und mit allen Kräften zu wirken, daß das Beste der Gemeinde befördert und dem Gesetze Achtung und Gehorsam geleistet werden. So wahr mir Gott helfe! Anton Pirzkall, Gemeindevorsteher.

Daß vorstehender Eid heute am 22. August 1850 von dem Gemeindevorsteher Anton Pirzkall in der Maria-Loretto-Pfarrkirche öffentlich und feierlich abgelegt worden sei, bestätigt Schwabitz, am 22. August 1850 – Rotter, Pfarrer, Ludwig Springholz, k. k. Bezirks-Kommissär.

Halbehaupt gehörte zur Kirchengemeinde Schwabitz, hatte aber auch eine eigene Ortskapelle, in der zu besonderen Anlässen Gottesdienste abgehalten wurden. Sie war dem hl. Prokop geweiht. Das Kirchenfest wurde am 2. Sonntag im Juli gehalten und war für den Ort ein besonderes Ereignis.

Seit 1830 bestand im Ort eine einklassige Volksschule. Das erste Schulgebäude wurde 1873, es war später das Gasthaus „zur Morgensonne“, das letzte Schulhaus 1903 gebaut.

Als Lehrer und Schulleiter wirkten an der Schule:

1878 bis 1897: Wenzel Krombholz
1897 bis 1907: Franz Wabra
1907 bis 1912: Josef Nositschka, war nachher Oberlehrer in Lindenau
1912 bis 1918: Rudolf Kunert, rückte 1914 ein, sein Vertreter war Lehrer Gürtler aus Hühnerwasser
1918 bis 1923: Franz Pirzkall
1923 bis 1931: Alois Werner, dann Oberlehrer in Klemensdorf
1931 bis 1943: Gustav Klimt, ihm folgten weibliche Vertreterinnen. Letzte Lehrerin war Frl. Preiß, sie war die Tochter des ehem. Direktors des Landwirtschaftsamtes in Leitmeritz, Dr. Preiß.

Eine besondere Beachtung in Halbehaupt fand ein Sühnekreuz an der Bezirksstraße. Es hatte nur einen Querbalken und wurde im Volksmunde „Schnittekopf“ oder „Pferdekopf“ genannt.

Der Sage nach sollen an dieser Stelle 12 Steinmale, zu einem Kreis geordnet, gestanden haben. (Es dürfte eine Richterstelle gewesen sein.)

Man erzählte auch, daß bei einer Enthauptung der Scharfrichter den Schwerthieb so ungeschickt ausführte, daß das „Halbe Haupt“ am Rumpfe des Hingerichteten blieb.

Beim „Schnittekopf“ errichtete 1842 der Bauer Franz Suske ein Kreuz.

Halbehaupt war wasserarm. Bis zum Bau einer Wasserleitung im Jahre 1914 befanden sich im Ort zwei öffentliche und 11 private Brunnen. Bereits im 14. Jh. wird der Meierhof „Mednay“ genannt. (Mintan = Lohnnehmen, Lohnhof.) Ein anderer Meierhof „Sperning“ lag näher bei Böhm. Neuland.

Die Flurnamen auf der Markung Halbehaupt sind teils slawischer, teils deutscher Herkunft: Quarksack, Kreuzlindl, Katzenhübel (deutsch). Tschihadl = cihadlo = Vogelherd, Sabelze vom Personennamen „Sabulo“ = Sabel, Palanke = po lanka = an der Wiese (slawisch).

Die Post wurde vom Postamt Wolschen zugestellt.

Vielseitig und regsam war das Genossenschafts- und Vereinsleben im Ort: Freiwillige Feuerwehr (gegr. 1873), Landwirtschaftl. Ortskasino (1896), Ortsgruppe des „Bundes der Deutschen in Böhmen“ (1900), Sparkasse Wolschen und Umgebung (1901), Landwirtschaftl. Bezirksvorschußkasse (1903), Notschlachtungsverein (1903), Molkereigenossenschaft Wolschen und Umgebung (1908), Bau der Wasserleitung (1914), Lagerhausgenossenschaft Niemes und Umgebung (1918), Ortsbildungsausschuß (1919), Ortsgruppe des

Osterreiten 1932

„Deutschen Kulturverbandes" (1919), Bund der Landwirte (Partei) und Bund der deutschen Landjugend (1919), Jeschken-Iser-Gau Elektr. Gen. – Nordböhm. EW – (1922), Viehverwertungsgenossenschaft (1924), Stierhaltungsgenossenchaft Wolschen und Umgebung (1927), Bäuerlicher Versuchsring (Niemes–Weißwasser u. Deutsch Gabel) (1934), Reichsnährstand (Petkusanlage, Dämpfkolonne) (1940).

Im Ersten Weltkrieg opferten 11 Männer ihr Leben. Zu ihrem Gedenken hat die Gemeinde ein ansehnliches Denkmal errichtet. Im Zweiten Weltkrieg verloren 4 Männer ihr Leben.

Bereits im Herbst 1944 wuchsen die Besorgnisse durch die Kriegsereignisse. Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten erhielten vorübergehend im Orte Unterkünfte. Die Front rückte im Frühjahr 1945 immer näher heran. Am 8. Mai 1945 wurde das Dorf von russischen Soldaten besetzt. Ein großes Leid begann. Es wurde geraubt, zerstört, geschlagen, geschändet. Die Bevölkerung war Freiwild und den nachrückenden Partisanenhorden machtlos ausgeliefert. Bereits im Juli 1945 begann die ungeordnete, völkerrechtswidrige Vertreibung, sie wurde 1946 etwas geordneter und menschlicher fortgesetzt.

In die leeren Höfe und Häuser zogen die Tschechen ein. Sie mußten aber schon 1947 die Häuser wieder räumen und wurden in andere ehemals deutsche Gebiete umgesiedelt. Das Gebiet der Oberdörfer wurde ein Trup-

Kriegerdenkmal

penübungsplatz, in Gablonz ein Lager für politisch verfolgte Tschechen. 1969, nach dem „Prager Frühling", haben russische Einheiten den Truppenübungsplatz übernommen. Die Höfe und Häuser in den Dörfern wurden niedergerissen, zerstört. Mitten in Europa ein russischer Stützpunkt! Auch den Tschechen ist der Zutritt in das Gebiet zwischen Hühnerwasser–Oschitz und Niemes verboten.

Die Heimat stirbt!

Katastralgemeinde Schwarzwald–Böhmisch-Neuland

Schwarzwald liegt 6 km südwestlich von Oschitz in einem südwestlich hinziehenden Tale, Böhm. Neuland östlich von Schwabitz auf einer Hochfläche (400 m Seehöhe), welche die Wasserscheide zwischen Polzen und Iser bildet.

Das Gesamtflächenausmaß beträgt 413,64 ha, davon entfallen auf Böhm. Neuland 120 ha.

Gegen Westen von Böhm. Neuland liegt der Horkaberg, gegen Osten der Tschihadl (412 m). Er senkt sich gegen Osten in eine Schlucht, das „Hölleloch" genannt, der Horkaberg gegen Westen in den „Pfaffengraben". Gegen Norden und Süden ist der Boden eben. Die Orte sind wasserarm. Schwarzwald hatte zwar einige Brunnen, mußte aber das Wasser in trockenen Jahren weit herbeiholen. Böhm. Neuland hatte eine eigene Wasserleitung.

Zu Schwarzwald gehörte der 2 km südöstlich gelegene Meierhof Mednay mit einem Forsthause, ferner weitere 4 Häuser bei Hultschken. In Böhm. Neuland unterschied man ein Ober-, Nieder- und Hinterdorf. Die Flurnamen Hopfengarten, Waldberg, Krüketilke, Horkaflur sind deutschen Ursprungs.

Schwarzwald hatte 21 Häuser mit 132 Einwohnern, Böhm. Neuland 30 Häuser mit 112 Einwohnern.

Haupterwerb war die Landwirtschaft.

Die Bezirksstraße Hühnerwasser–Oschitz durchschneidet Böhm. Neuland und berührt Schwarzwald am Südende des Ortes. Zwischen beiden Orten zweigt eine weitere Bezirksstraße nach Schwabitz ab. Ein Fahrweg führt durch den „Pfaffengrund" nach Schwabitz und in entgegengesetzter Richtung nach Mednay und Nahlau. Die Post für Schwarzwald wurde von Oschitz, die Post für Böhm. Neuland von Wolschen besorgt. Die nächsten Bahnhöfe waren in Niemes und Kriesdorf.

Schwarzwald und Böhm. Neuland bildeten eine Katastralgemeinde. Letzter Gemeindevorsteher war Franz Reichelt.

Beide Orte waren nach Schwabitz eingepfarrt und besaßen Kapellen. Eingeschult war Schwarzwald nach Hultschken, Böhm. Neuland nach Schwabitz.

Schwarzwald, Böhm. Neuland und Mednay gehörten zum Gute Dewin und kamen 1651 zur Herrschaft Niemes. In Kaufverträgen wurde Böhm. Neuland 1511 und Schwarzwald 1605 genannt.

Die ersten Deutschen wurden im Juli 1945 vertrieben, der 2. Transport erfolgte am 1. August 1946. Bis 1948 übernahmen Tschechen die Wirtschaften, dann wurde das Dorf gänzlich geräumt und ein Truppenübungsplatz eingerichtet. Die Häuser wurden dem Erdboden gleichgemacht, das Dorf hatte aufgehört zu bestehen.

Osterreiten in Böhm. Neuland

Das hilfreiche Wirken des Merzdorfer Oberlehrers Josef Klaus bei der Heimführung sudetendeutscher und österreichischer Kriegsgefangener aus Sibirien

Wer hätte wohl vor 150 Jahren und später in dem kleinen, 29 Häuser und 173 Einwohner zählenden Dörfchen Böhmisch-Neuland, zwei Fußstunden östlich von Niemes gelegen, ahnen wollen, daß aus dem verträumten und fast unbekannten Weiler ein so vortrefflicher Erzieher der Jugend, ja noch mehr, der Befreier und Lebensretter vieler Tausende ehemaliger österreichischer Gefangener in Lagern östlich vom Ural hervorgehen würde! Heroisches hat dieser Mann, der Lehrer Josef Klaus, im besten Mannesalter in aller Stille vollbracht und Menschen aus Verzweiflung, Not und Elend befreit.

Es dürften heute nur noch ganz wenige am Leben sein (sie müßten ja auf mindestens 90 Lebensjahre zurückblicken können), die, in russische Gefangenschaft im Ersten Weltkrieg gefallen, sich in Dankbarkeit des Volksschullehrers Klaus erinnern werden. Uns heutigen und kommenden Generationen aber soll seine edle Handlungsweise, seine Tatkraft, sein unerschrockener Mut, Bedrängten und ums nackte Überleben Ringenden beizustehen, Ansporn und Vorbild sein!

Als Sohn eines Kleinlandwirts am 10. 2. 1878 in Böhmisch-Neuland geboren, zeichnete er sich schon als Schüler durch einen enormen Fleiß und hohe Begabung aus. Ein Jahr besuchte er die Schule, das andere arbeitete er auf dem väterlichen Anwesen und übersprang dann mit Erfolg das versäumte Schuljahr, so daß er stets mit seinen anderen Schulkameraden gleichzog. Mit großem Eifer und beispielhafter Treue stand er zeit seines Lebens zur schweren Feldarbeit des Landwirts, die ihn in gleichem Maße beglückte wie seine Tätigkeit als Lehrer der Volksschule oder der landwirtschaftlichen Fortbildungsschule in Oschitz, wo er mit größter Hingabe für eine systematische Weiterbildung der heranreifenden Landjugend mit dem Ziele sich einsetzte, einmal durch Anwendung besserer Methoden zur Erleichterung der schweren Arbeit auf dem Lande, zum anderen zu effektiveren Erträgen in der Landwirtschaft zu gelangen. Auf dem Gebiete der Volksbildung war er ein geschätzter Initiator und Berater. Dabei war die sogenannte hohe Politik durchaus nicht seine Sache.

Während des Ersten Weltkrieges geriet er mit seinem Truppenteil in russische Kriegsgefangenschaft, wo er in sibirischen Lagern eine sehr harte Zeit durchgestanden hat. Als in Rußland die Revolution ausgebrochen war, gelang ihm mit etwa 120 Schicksalsgenossen die Flucht nach Nordböhmen. Die Heimat erlebte gerade den Zusammenbruch der alten Monarchie und die Ausrufung des tschechoslowakischen Staates am 28. 10. 1918. In diesen Tagen faßte Klaus den Entschluß, seinen in Sibirien zurückgebliebenen Kameraden optimale Hilfe zukommen zu lassen. Zusammen mit Dr. Held, dem Bürgermeister von Reichstadt, und Dr. W. Feistner, dem letzten Chefredakteur der in Reichenberg erscheinenden „Reichenberger Zeitung“ gründete Klaus die Vereinigung ehemaliger Kriegsgefangener, die sich als erstes zur Aufgabe machte, alle Kraft für eine baldmögliche Rückführung aller in Rußland gefangen gehaltenen Sudetendeutschen und Österreicher einzusetzen. Eine Audienz beim ersten tschechoslowakischen Staatspräsidenten Dr. Th. G. Masaryk brachte das Ergebnis, daß Klaus als Chef der Mission des Tschechoslowakischen Roten Kreuzes mit Vollmachten und einem Diplomatenpaß ausgestattet über Paris, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Japan nach Sibirien reiste, um dort den Rücktransport der Gefangenen in die Wege zu leiten. Für seine Aufgabe in den USA werbend sammelte er 12 Waggons Liebesgaben (besonders Lebensmittel, Kleidung und Medikamente) für seine Schützlinge. Von Wladiwostok aus begab er sich zu den verschiedenen Gefangenenlagern in Sibirien, kam dort mehrfach mit dem früheren russischen Polarforscher und späteren zaristischen Admiral A. W. Koltschak (geb. 1874) zusammen, der Klaus zunächst mißtraute, dann aber wohlwollend beistand. Koltschak hatte zwar in der ersten Hälfte des Jahres 1919 als Führer der Weißgardisten einige Erfolge erzielen können, doch mußte er Januar 1920 Omsk räumen, fiel auf der Flucht den Bolschewisten in die Hände, die ihn Anfang Februar 1920 in Irkutsk erschossen. In den Jahren 1919 bis 1921 ist es Klaus unter denkbar schwierigsten Bedingungen gelungen, mehr als 40000 Sudetendeutsche in die Heimat zurückzuführen. Die

einen gelangten durch den Suez-Kanal, die anderen über die USA nach Europa. Für diese Tat, die mehr als ein Jahr in Anspruch nahm, verlieh ihm die tschechoslowakische Regierung einen hohen Orden, die österreichische übermittelte ein Dankesschreiben für seine Mithilfe bei der Rückführung von 924 österreichischen Heimkehrern. Dem Vernehmen nach soll die Verleihung des tschechoslowakischen Ordens mit einem erheblichen Geldbetrag verbunden gewesen sein, für den Klaus die Bauernwirtschaft Nr. 12 in Merzdorf erworben habe. So kehrte Oberlehrer Klaus zu dem von Kindheit an von ihm so geliebten Nebenberuf als Bauer zurück! Als ich ihn zu Beginn der dreißiger Jahre so kennenlernte, kam mir oft der Vergleich mit dem großen russischen Romanschriftsteller Leo Tolstoj (1828 bis 1910) in den Sinn.

Weit über die Grenzen seiner Heimat und der Tschechoslowakei hinaus war Klaus ein hochgeschätzter und hochangesehener Philanthrop, ein beliebter Schulmann, der kraft seiner außergewöhnlichen Begabung zu höheren Würden fähig gewesen wäre, wenn ihn nicht sein Hobby, als Bauer auf freier Scholle zu walten, so stark, zu stark gefesselt hätte.

Im Sommer 1946 wurde er mit seiner aus Dresden stammenden Ehefrau und den beiden Söhnen über das Sammellager Böhmisch-Leipa nach Wittenburg in Mecklenburg evakuiert, wo er am 21. Juli 1956 an den Folgen eines Schlaganfalles starb.

Univ. Prof. Dr. Hubert Rösel

Hultschken

Hultschken liegt 3,5 km südwestlich von Oschitz in einem kleinen Tal. Das Ortsgebiet umfaßt 185,89 ha, davon ist mehr als 3/5 Wald. Die Kühtaler Berge und der Kalkberg bestehen aus Sandstein und sind mit Kieferwald bedeckt.

Im Ort entspringt ein Bächlein, das den Auteich speist, durch die Schlucht des „Hölleloches" fließt und sich bei Teschen mit dem Dolankenbach vereinigt. Die Flurnamen Kalkberg, Bäckberg, Steinbruch, Fuchsstein, Überschare, Krötentilke weisen auf deutsche Besiedlung hin.

Der Ort zählte 1931 35 Häuser mit 143 Einwohnern. Der Ackerbau war der vorherrschende Erwerb. Während der Sommermonate arbeiteten einige Bauhandwerker in den umliegenden Städten. Die Bezirksstraße Niemes–Oschitz durchzieht den Ort. Die Post wird von Oschitz besorgt. Hultschken war nach Schwabitz eingepfarrt und besaß eine einklassige Volksschule. Die Schule wurde 1870 gebaut.

Der letzte Gemeindevorsteher der selbständigen Gemeinde war H. Kirschner.

Aus der Ortsgeschichte

Am Fuße des Kalkberges befand sich eine in den Sandstein eingehauene Felsenschmiede. Die Besiedlung dürfte zur gleichen Zeit wie der Stadt Oschitz erfolgt sein. Nach mündlicher Überlieferung sollen Köhler den Wald im Tale ausgerodet und dort Hütten erbaut haben. So kann aus dem Namen „Holzung" – Hultschken entstanden sein. Um 1550 gehörte Hultschken mit Nahlau zum Gute Krassa, dessen Besitzer war Salamon Blekta von Audishorn. Mit dem Gute Krassa kam Hultschken 1714 an die Herrschaft Wartenberg. Das Haus Nr. 1 soll eine Schäferei gewesen sein. 1642 waren Schweden, 1673 das Regiment De la Port und am 26. Juni 1866 eine preußische Kompanie im Ort.

Nach der Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8. 5. 1945 wurde Eduard Beneschs seit 1938 betriebene und geforderte Vertreibung der Deutschen aus Böhmen, Mähren, Sudeten-Schlesien und der Slowakei Wahrheit.

Die Deutschen des Ortes Hultschken wurden aus ihrer Heimat vertrieben.

Oschitz und Umgebung

Kartenausschnitt Reichenberg Stadt und Land Maßstab 1 : 75000, gezeichnet von Kurt Gröschel

nach Reichenberg
nach Kriesdorf
Jeschken
1010 m
Drausendorf
Polzen
Buschhäuser
Merzdorf
nach
Hammer-
Niemes
Johannesthal
Oschitz
Krassa
Polzen-
quelle mit Jintschner Teich
Bad Kunnersdorf
Kühtal
Kessel
N
W
O
S
Quelle
Klein-Iser
Sabert
Hultschken
Wlachei
Nahlau
nach
Schwabitz-Niemes
Teschen
Dechtar
Böhmisch-Aicha
Zetten
Sprachgrenze
Kleine Iser

Der Oschitzer Kessel – Gesamtübersicht –

Diese Heimatlandschaft ist im Nordosten durch das Jeschkengebirge vom übrigen Landkreis Reichenberg abgeriegelt. Im Südosten wird der Kessel durch den Basaltgang der Teufelsmauer begrenzt, deren durchschnittliche Seehöhe 450 m beträgt. Die nordwestliche Begrenzung bildet der Drausendorfer Querrücken, der unterhalb der Jeschkenkoppe beginnt und beim Audishorner Spitzberg endet. Seine durchschnittliche Seehöhe beträgt 400 m.

Am Rande des Kessels ragen heraus: im Osten die Horka (468 m), im Südosten der Reilichberg (492 m), im Süden der Matteische Berg (467 m), im Südwesten der Kühtaler Berg (486 m) und im Westen der Krassaer Berg (453 m). Die Orte Sabert, Nahlau, Zetten, Dolanken, Dechtar im Süden und Drausendorf im Norden liegen außerhalb des Kessels.

Die Gewässer gehören dem Stromgebiet der Elbe an, doch trennt eine Wasserscheide, die von Oberjohannesthal bei Oschitz in Richtung Hühnerwasser verläuft, das Einzugsgebiet der Polzen von dem der Kleinen Iser.

Die Polzen entspringt im „Quellteich" unmittelbar neben dem Jintschner Teich (400 m). Dr. Bruno Müller nennt die Polzenquelle die „Königin unter den Heimatquellen"! Ihr Wasser entstammt einem gewaltigen Grundwasserbecken und steigt in einer Verwerfung unter Druck artesisch, sandaufwirbelnd empor. (Dr. B. Müller im Jahrbuch des deutschen Gebirgsvereins 1937.) Der Name des Baches lautete 1226 Pulsnice, 1357 Pluszsnice (Pluschnitze), 1532 Polsnitz, 1713 Pulsnitz. Die Polzen durchfließt in ihrem Oberlauf Oschitz, Bad Kunnersdorf, Krassa und Merzdorf.

Der Klein-Iserbach entspringt am Reilichberg, nördlich von Sabert, durchfließt Sabert, Wlachei, Dolanken und Unter-Teschen und mündet nach 23 km Bachlauf bei Kloster in die Iser.

Stadt Oschitz

Der mundartliche Name lautet Oschpitz. Der Name wird vom tschechischen Osek (Verhau) hergeleitet. Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts schreiben 1352 Ossieczna (Oschietschna), 1427 Ossyeczna, 1582 erscheint Oschitz, 1654 Oschwitz, 1698 Oschitz.

Das Städtchen liegt etwa 6 km südwestlich des Jeschken-Rückens in 379 m Seehöhe.

Oschitz als Stadt dürfte eine Gründung der Herren von Wartenberg sein, welche auf Burg Dewin lebten. Dabei handelt es sich wohl um eine Anlage neben dem schon bestehenden tschechischen Ort oder aber dessen Ausbau. Die Neugründung dürfte im 13. Jahrhundert erfolgt sein und bildete eine Zugehörigkeit zur Herrschaft Dewin.

Dem Nachfolger der Wartenberger, von Talkenberg, folgte 1561 die Familie von Biberstein, deren bedeutendster Vertreter Karl von Biberstein war. Im Jahre 1569 erwarb Hans von Oppersdorf auf Aicha das Städtchen Oschitz, das somit ein Bestandteil der Herrschaft Aicha wurde und es bis 1848 blieb. Die Herrschaft Aicha gelangte 1606 an die Familie Smirschitzky von Smirschitz.

Siegmund Smirschitzky war 1618 am „Prager Fenstersturz" beteiligt und wurde Mitglied der aufständischen Prager Regierung. Nach der Schlacht am Weißen Berge verlor die Familie Smirschitzky Aicha. Die konfiszierte Herrschaft erwarb 1621 Albrecht von Wallenstein. Nach dessen Ermordung 1634 in Eger wurde die Herrschaft Aicha abermals vom Fiskus eingezogen und durch Donationsbrief im Jahre 1636 dem Kroaten-General Isolani zugesprochen. Er blieb ohne männlichen Erben. Seine Tochter Regina, Äbtissin des Augustinerinnen-Klosters St. Jakob in Wien, schenkte 1655 diesem Kloster ihr Erbe. Die 1783 erfolgte Auflösung des Klosters durch Kaiser Josef II. brachte die Einverleibung des klösterlichen Besitzes in den Niederösterreichischen Religionsfond, aus dem 1838 Fürst Rohan (ehem. französischer Adel) die Herrschaft Aicha kaufte. Im Besitz dieser Familie verblieb sie dann bis 1848.

Das Revolutionsjahr 1848 brachte eine neue staatliche Verwaltung, die sich im allgemeinen an die alten Herrschaftsgrenzen hielt. Oschitz wurde 1850 dem Gerichtsbezirk Böhmisch Aicha, politischer Bezirk Turnau, zugeteilt. Anno 1869 wurde Oschitz wegen nationaler Unstimmigkeiten dem Gerichtsbezirk Niemes, pol.

Stadt Oschitz

1576

Polzen-Quelle u. Zintschner Teich
Zintschner Berg
Wasserpumpstation
Bassin
Turnplatz
Schillerhöhe
Bei den zwei Linden
Dreiheiligen
Stuka's Bergl
Quelle
Hollerbergl
im Kiebich
Marktplatz
Viehmarkt
Brandgasse
Matteischberg
alte Gärtnerei
Friedhof
Unterirdischer Gang Kirche-Burg Dewin
Badeanstalt
nach Kühtal
Bad Lunnersdorf

Zeichenerklärung:

a Dienergassl
b Kupetzgassl
c Tabaktrafik
d Röhrbütte
e Statue
f Kriegerdenkmal
g altes Spritzenhaus
h Lager für Grabsteine
▬ Scheuer oder Schupfen
═ Hauptstrassen
= befahrbare Wege
– Fußwege

Laubwald
Nadelwald
Polzen
Nebenarme des Polzen
Stadtgrenze

Entwurf — Reinhard Gröschel
Zusammengestellt und gezeichnet — Kurt Gröschel
Unterlagen sammelte — Paul Sprenger

Füssen am Lech, Ostallgäu, im März 1972

Ohne Maßstab – Die Angaben erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit – Ziffern sind nicht Hausnummern.

Blick nach Oschitz, Stadt Oschitz

Bezirk Böhmisch Leipa, zugeteilt. Am 9. August 1939 wurde die Stadt Oschitz mit den Dorfgemeinschaften Bad Kunnersdorf, Johannesthal, Kessel, Sabert, Nahlau und Zetten dem Landkreis Reichenberg zugeordnet. Das älteste Siegel von Oschitz zeigt einen Adlerkopf, das dem Oppersdorfer Familienwappen entnommen ist.

Im Staatsarchiv Prag befinden sich unter der Nummer C. 2976. Wappen Stadt Oschitz, a) das gezeichnete Wappen und b) die dazugehörende Beschreibung:

Oschitz 1) O. (Oschitz)

Stadt in Böhmen an der Polzen, in der Bezirkshauptmannschaft Böhm. Leipa, Bezirk Niemes, hat 133 Häuser, 11 Bewohner tschechisch und 828 deutssch. -1890- Pfarramt hl. Veit. 5. kl. Schule, Schandarmerie Station, Sparkasse sowie Vereins-Ersatz-Kasse, Mühlen und Erzeugung von Tuchschuhen und Schlappen, Webereien u. Jahrmärkten. Teil der Stadt (- s 11 d 77 -) Bewohner befinden sich in der Gemeinde Kunnersdorf. Wann und von wem Oschitz gegründet wurde, ist nicht bekannt. Im XIV. Jahrhundert war hier eine Pfarrkirche, welche im Jahre 1565 in der Zeit von Karl von Biberstein erbaut wurde. Im Jahre 1576 erhöhte Rudolf II. auf Fürsprache seines Herrn Jana, Freiherr p. von Oppersdorf, Oschitz zur Stadt, mit dem städt. Wappen (abgebildet C. 2976.)

Im Einvernehmen das Schild, auf dem Kopf eine goldene Krone.

Oschitz ist Geburtsort des Anton Müller.

Nachweis: Ottuv Slovnik Naucny. 18. Band, Seite 906: Oschitz, Prag 1902.

Das älteste Siegel von Oschitz stammt aus dem Jahre 1576 und hat die Umschrift: Sigilium oppidi ossensis 1576.

Als Amtspersonen in vorreformatorischer Zeit werden angeführt: Bürgermeister Hans Kröschel (1565), Altrichter Klemens Simon (1565), Jungrichter Jakob Kröschel (1593).

Seit 1870 hatte Oschitz einen Gendarmerieposten.

Die schriftlichen Arbeiten versah in früherer Zeit der Stadtschreiber (Notarius). Der letzte dieses Amtes war Robert Rutha aus Krassa, welcher im 2. Weltkrieg fiel.

Der letzte Bürgermeister war der Landwirt Franz Zimmer, welcher 1945 die Amtsgeschäfte an den ortsansässigen Tschechen, Landwirt Sluka, übergeben mußte.

Erwähnt sei hier auch das Schicksal des Stadtarchivs. Völlig ungeordnet und verstaubt lagen seine Bestände auf dem Dachboden des Rathauses. Rektor Oskar Nositschka veranlaßte die Unterbringung im Gebäude der „Volks- und Bürgerschule". Der Krieg verhinderte eine Ordnung und Aufnahme der Bestände, obwohl sich inzwischen Architekt K. Thum vom Denkmalsamt Reichenberg einschaltete. Wegen Platzmangels wurden die Schriften dann in einem Privathause untergebracht. Im Jahre 1945 rettete diese der ortsansässige tschech. Rasierer Slambora vor der Vernichtung und übergab sie dem Kreisarchiv in Reichenberg. Dafür Dank und Anerkennung aller Oschitzer!

Am 7. Mai 1945 marschierten in Oschitz Verbände der sowj. Armee und in ihrem Gefolge tschech. „Partisanen" ein.

Die deutschen Bewohner wurden im Verlaufe der folgenden Wochen unter Zurücklassung ihrer Habe, 30 kg Gepäck konnten mitgenommen werden, von Haus und Hof vertrieben und somit der Heimat beraubt. Familiennamen aus der Zeit vor 1620 beweisen, daß bereits vor diesem Jahre deutsche Bevölkerung hier ansässig war und nicht erst nach der Schlacht am Weißen Berge eine „Germanisierung" erfolgte. Es sind dies Namen wie: Anders, Kröschel, Neugebauer, Fröhlich, Arnold, Pfeiffer, Engell, Pohl, Müller, Tuche und Gabriel. Aus vorhussitischer Zeit sind die Namen Löffler, Wendt und Möller überliefert.

Die Steuerrolle von 1654 zählt 23 Bürger, 15 Chaluppner- und 21 Feldgärtnerstellen. Als Folge des damaligen Krieges lagen 5 Bauern-, 5 Chaluppner- und 21 Feldgärtnerstellen wüst.

Der Kataster von 1713 weist 43 Bürger-, 2 Feldgärtner- und 48 Häuslerstellen auf. 1 Häuslerstelle lag noch wüst.

Das Stadtbuch wurde 1548 angelegt und bis 1860 lückenlos geführt. Das erste Rathaus ist aus dem Jahre 1606 bekannt. Das letzte (4.) wurde nach dem Stadtbrande 1831 auf einer Brandstelle errichtet.

An die Gerichtsbarkeit, die Oschitz bis 1769 besaß, erinnert die Bezeichnung „Galgenberg", später „Schillerhöhe" benannt. Als die Städte verpflichtet wurden, für die Gerichtsbarkeit einen Syndikus zu bestellen, verzichtete die Stadt auf eine Gerichtsbarkeit, da die Besoldung des Syndikus die finanziellen Kräfte überstieg. Das Oschitzer „Halsgericht" konnte auch Todesurteile verhängen und auf dem Galgenberg durch Erhängen oder Enthaupten vollstrecken. Dem Richter standen der Stockdiener (Servus) und der Büttel zur Seite. Im Stockhause, es wurde beim Bau der Drausendorfer Straße abgerissen, wurden die Werkzeuge „zur peinlichen Befragung" (Tortur), wie Daumenstock u. a., verwahrt. Die Büttelei diente als Gefängnis. Die Namen Dienergassel und Büttengassel erinnern noch an jene Zeit. Eine besondere Bestrafung war das Instandsetzen der Wege. Der Übeltäter mußte die Arbeiten in „Eisen und Banden" verrichten.

Die Bevölkerungszahl war rückläufig. Sie sank von 950 im Jahre 1834 auf 601 im Jahre 1939. Als Ursache dieses Rückganges sind zu bezeichnen: Landflucht, Geburtenrückgang, Epidemien. Die tschechische Bewohnerschaft machte nur einen geringen Teil aus: 1910 betrug dieser 11 Personen = 1,62 %, der der Juden 9 Personen = 1,32 %.

Den Haupterwerbszweig bildete von jeher bis in unsere Tage die Landwirtschaft. Nach der Steuerrolle wurden 1654 770 Strich Ackerland festgehalten. An

Vieh war vorhanden: 37 Zugtiere (Kühe, Ochsen), 130 Milchkühe und 37 Stück Jungvieh.

Anno 1680 wurde Oschitz von aufrührerischen Bauern aus der Nachoder und Tschaslauer Gegend heimgesucht. Ihr Widerstand gegen Robot, Erbuntertänigkeit, Verarmung und unmenschliche Behandlung blieb erfolglos. Mit militärischer Macht (Graf Harant) wurden die Aufstände unterdrückt.

Nach der später aufgefundenen Steuerrolle waren das Handwerk und Gewerbe vertreten durch 1 Gastwirt, 3 Schlosser, 8 Weber, 3 Bäcker, 1 Seifensieder, 5 Schuster, 1 Fleischer, 1 Zimmermann, 1 Tischler, 2 Schmiede und 2 Müller.

Die Gemeinde erholte sich schnell von den Folgen des 30jährigen Krieges. Der Kataster von 1713 weist eine erhebliche Zunahme der Handwerker und Gewerbetreibenden auf: 1 Gastwirt, 5 Fleischhauer, 12 Schuhmacher, 1 Seifensieder, 5 Schmiede, 6 Bäcker, 6 Schneider, 6 Müller, 20 Leineweber, 1 Schlosser, 1 Binder, 1 Färber, 2 Wagner, 1 Strumpfstricker und 5 Taglöhner.

1598 wurde der Stadt die Braugerechtigkeit verliehen. Damit war auch ein Bierzwang verbunden. (Hans Übersich wurde bestraft, weil er auf „fremde Biere“ gegangen war.) Nachdem 1642 die Schweden das Brauhaus zerstört hatten, wurde das Privileg nicht mehr erneuert und das Brauhaus nicht wieder aufgebaut.

Hans von Oppersdorf verlieh dem Gasthof das besondere Privileg, als Gasthofschild 3 goldene Pilgermuscheln zu führen. Der Gastwirtschaftsbetrieb lag 1639 in den Händen von Kaspar Seidl. Er ist der älteste bekannte Inhaber des Gasthofes. Die Gastwirtschaft wurde aufgelassen und nur noch die Landwirtschaft weitergeführt. Der letzte Besitzer des Gasthofes war Karl Suske. Im Jahre 1968 fiel das Anwesen der Spitzhacke zum Opfer.

Besondere Bedeutung hatte in früherer Zeit die Leineweberei, da die Alltagskleidung aus Leinen gefertigt war. Zur Bearbeitung des Flachses hatte man 1749 am Fiebig ein Flachs-Dörr-Haus erbaut. Oschitz besaß eine Fleischerzunft, von der uns nur bekannt ist, daß sie einem Tylenius, Sohn eines Schwabitzer Pastors, einen „ehrenden Kundschaftsbrief“ ausstellte.

Genaueres wissen wir über die „Zunft des Handwerks der Peker“. Ihr Zunftbrief ist erhalten geblieben. Die Zunftartikel waren 1588 von Margarethe Oppersdorffin, Fraw auf Aicha, verliehen worden. Bei der Errichtung gehörten der Zunft an: die Bäcker Chrystoph Arnolt, Hans Kröschel, David Arnolt, Michel Kynsell, Fabian Pfeiffer, Georg Engell, Jakob Kröschel, Zacharias Pohl und die Müller: Valten Müller, Hans Tuche, Christoph Anders, Wolf Gabriel, Kaspar Anders. 1665 betrieb der einzige verbliebene Meister Christoph Kästner die Neuerrichtung der Zunft.

Anno 1865 bestätigte die Prager Statthalterei für 3 Oschitzer Gewerbegenossenschaften die Statuten. Der 1. Genossenschaft gehörten außer den Bäckern und Müllern an: Lebzelter-, Grießler-, Mehl-, Obst-, Viktualien-, Getreide-, Vieh-, Garn- und Flachshändler, Krämer, Bleicher, Fleischer und Gastwirte.

Ende März 1939 wurden durch den Stillhaltekommissar des 3. Reiches die Gewerbe-Genossenschaften aufgehoben und ihre Mitglieder auf Kreisebene in Innungen zusammengefaßt. Die Bäckerinnung galt zunächst für den Kreis Deutsch-Gabel, später jedoch für den Kreis Reichenberg.

Im Jahre 1934 errichtete der aus Kriesdorf stammende Wilhelm Prokop eine Molkerei in Oschitz, welche aus 29 Orten die Milch bezog. Bereits 1930 errichtet Emil Hain ein Sägewerk, das während des 2. Weltkrieges u. a. auch Rüstungsaufgaben (Munitionskisten) erfüllen mußte. Die etwas abseitige Lage von Oschitz hatte zur Folge, daß das Städtchen keine besondere Bedeutung erlangte. Auch der Ausbau der Straßen erfolgte erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Es entstanden die Straßen: Luh – Wartenberg – Oschitz – Kessel – Böhm. Aicha 1846 bzw. 1853/55, Oschitz – Drausendorf 1866/67, Oschitz – Hühnerwasser 1875, Oschitz – Sabert 1907.

Verschiedentlich waren Eisenbahnlinien in Richtung Liebenau und Münchengrätz geplant, doch kam es nie zu deren Ausführung. Erst die Eröffnung der Aussig-Teplitzer-Eisenbahn brachte im Jahre 1900 den Anschluß an das Eisenbahnnetz. Jedoch war der nächste Bahnhof Kriesdorf 7 km entfernt.

Eine Autobus-Linie, welche von einer GmbH gegründet wurde, verband Oschitz einerseits mit Hammer a. See – Wartenberg – Niemes und andererseits mit Kries-

Oschitz, Marktplatz

dorf. Die 4 Omnibusse stammten aus den Saurer-Werken/Österreich, hatten Holzspeichenräder und Vollgummibereifung. Sie fuhren mit einer „Höchstgeschwindigkeit" von 25 km. Die steile Straße zum Kriesdorfer Bahnhof erlaubte oft nur ein 6-km-Tempo. Bei Kriegsausbruch 1914 wurden alle Wagen bechlagnahmt. Keiner kam davon zurück. Im Jahre 1919 errichtete der Landwirt Adolf Weiser (Kieslich Adolf) aus Bad Kunnersdorf eine private Omnibuslinie Oschitz – Kriesdorf. Im Anschluß an das 3. Reich wurde diese von der deutschen Reichspost übernommen. Später wurde auch wieder Wartenberg und Niemes angefahren.

Das Oschitzer Postamt wurde 1862 errichtet, dem 1895 ein Telegraphenamt und 1922 ein Telefonamt angegliedert wurden. Der erste Postmeister war Karl Fiedler. Die Postzustellung oblag einem Stadtbriefträger und zwei Landboten, später wurde das Personal vergrößert. Die Landboten hatten bis zu 20 km weite Wege zurückzulegen, Hilfsmittel war das Fahrrad. Der letzte deutsche Postamtsvorsteher war Reinhard Gröschel, der 1945 die Amtsgeschäfte an den Tschechen Tomanek übergeben mußte.

Schon 1564 bat Karl von Biberstein den Kaiser Maximilian, sein Städtchen Oschitz mit 2 Jahrmärkten und 1 Wochenmarkt zu begnaden. Kaiser Josef II. erneuerte und erweiterte das Marktrecht (Originalurkunde im Stadtarchiv). 1850 bewilligte die Bezirkshauptmannschaft Turnau einen weiteren Jahrmarkt, so daß zuletzt 5

Jahrmärkte abgehalten wurden, die mit Roß- und Viehmärkten verbunden waren. Den Wochenmarkt trat Oschitz 1792 an Aicha ab. Auf den Wochenmärkten wurden feilgeboten: Getreide, Salat, Gurken, Obst, Fleisch, Flachs, Pflüge, Schlitten, Schubkarren, Schaufeln, Heurechen, Tuche, Holz, Pfefferkuchen. Auf dem Jahrmarkt wurden 1830 insgesamt 147 Verkaufsstände aufgeführt, an denen man Schnitt-, Tuch-, Galanterie-, Eisen-, Glas-, Leder- und Töpferwaren aus Deutsch Gabel und Kriesdorf, Kopfbedeckungen aus Reichenberg Männer- und Frauenbekleidung und auch Schnittwaren erstehen konnte. Es fehlte auch nicht an Ständen mit Süßwaren, Türkischem Honig und heißen Pferdewürsten vom Fleischer Wolf aus Reichenberg. An den Markttagen herrschte lebhaftes Treiben, da aus der näheren und weiteren Umgebung Kauflustige herbeiströmten. So war Oschitz schlechthin die Einkaufsmetropole.

Erwähnt sei auch noch die Spar- und Vorschußkasse Oschitz, die 1869 auf Betreiben des Postmeisters Fiedler gegründet wurde und bis zur Vertreibung für uns tätig blieb.

Dem Oschitzer Kirchsprengel gehörten außer Oschitz die Gemeinden Bad Kunnersdorf, Kühtei, Drausendorf, Johannesthal, Merzdorf, Krassa, Kessel und Sabert mit Wlachei an.

Die älteste Nachricht über die Oschitzer Kirche ist dem Register des päpstlichen Zehnten zu entnehmen. Er betrug in den Jahren: 1352, 1369, 1384 und 1405 3 Groschen. Im Vergleich zu benachbarten Kirchen war der Decem niedrig. (Wartenberg 9 Groschen, Schwabitz 6, Brins 9 Groschen.) Daraus läßt sich schließen, daß die Oschitzer Pfarre sehr arm war. Pfarrer der vorhussitischen Zeit waren: Bernhard (1363), Martin (1392) und Nikolaus (1395). Oschitz gehörte zum Dekanat Gabel, Archidiakonat Jungbunzlau. Patronatsherren waren die Herren von Wartenberg. Der letzte vorhussitische Pfarrer dürfte im Jahre 1424 Albert gewesen sein. Oschitz wurde 1444 von den Hussiten zerstört. Erst um 1460 war die katholische Religion wieder in ungestörter Übung.

Der nächste große Einschnitt im religiösen Leben erfolgte durch die Reformation. Als erster evangelischer Geistlicher wird Michael Tylenius genannt. Ganz besondere Förderung erfuhr der Protestantismus durch Karl von Biberstein. Ihm verdankt Oschitz sein stattliches Gotteshaus, zu dem in Gegenwart des Pastors Tylenius, des Bürgermeisters Hans Kröschel, des Schulmeisters Franz Grunwald, dem Kirchvater Hans Neumann und Michel Anders am 8. 4. 1565 der Grundstein gelegt wurde. Der Bau war 1568 vollendet. In der Kirchengruft fanden Angehörige der Familien Biberstein, Nostiz und Schleinitz ihre letzte Ruhestätte. Der Bürgermeister Jakob Kröschel stiftete 1612 das Taufbecken. Dem Hans Kügler wurde das „Seigerstellen“ übertragen.

Unter dem Herzog Albrecht von Wallenstein, dem die Herrschaft Aicha gehörte, begann die Gegenreformation. Der letzte ev. Pfarrer, Christoph Ziegler, wurde 1624 ausgewiesen.

Oschitz wurde zunächst Filiale zu Aicha. Als Seelsorger war 1627 Adam Sebastian Balthasar eingestellt worden. Ihm unterstanden auch die Pfarreien Liebenau und Reichenau. Die Oschitzer Pfarrkinder sträubten sich gegen die Rekatholisierung und weigerten sich mit Gewalt dem Aichaer Pfarrer den Decem zu entrichten. Die Rädelsführer dieses Aufruhrs Christoph Thum (Jintschner Müller), Johannes Hahn, Nikolaus Polt und Michael Raim wurden mit Gefängnis bestraft. Ein zweiter Aufstand wurde einige Jahre später von Michael Gröschel, Friedrich Polt und Christoph Kanner angestiftet. 1653 war die Ankunft zweier Jesuitenpater zur endgültigen Durchführung der Rekatholisierung angekündigt. Es ist erstaunlich, wie zäh und lange noch Teile der Bevölkerung am Luthertum festhielten. Unter dem Pfarrer Kaspar Josef Becker wurde Oschitz 1686 wieder selbständige Pfarre. Damals zählte das Kirchspiel 3037 kath. Bewohner (Oschitz 768, Kunnersdorf mit Kühtal 644, Drausendorf 430, Johannesthal 347, Kessel 383, Krassa 141, Sabert 244 und Wlachei 80). Patronatsherren waren die jeweiligen Besitzer der Herrschaft Aicha. Mit der Erwerbung der Herrschaft durch den niederösterreichischen Religionsfond ging das Patronatsrecht an den Staat über und wurde zuletzt von der staatl. Güterverwaltung Reichstadt wahrgenommen. Die älteste Pfarrmatrik wurde 1663 angelegt.

Schon vor 1617 hatte Oschitz zwei Friedhöfe. Der

Oschitz, Blick zur Kirche

obere lag an der Kirche, der untere zwischen Oschitz und Niederoschitz, später umbenannt in Kunnersdorf bzw. Bad Kunnersdorf. Da auf Anordnung Kaiser Josefs II. alle Friedhöfe innerhalb von Ortschaften geschlossen werden mußten, betraf dies auch den oberen Friedhof. Im Jahre 1903 wurde für die Gemeinden Oschitz, Bad Kunnersdorf, Krassa, Kessel, Sabert und Wlachei an der Straße nach Hultschken ein neuer Friedhof angelegt. Die Dörfer Drausendorf, Merzdorf und Johannesthal errichteten eigene Friedhöfe.

Anno 1789 wurden die Zinnsärge der Kirchengruft zugunsten der Oschitzer Kirche für 213 Gulden 84½ Kreuzer verkauft. In der Kirche befindet sich das Grabmal des Karl von Biberstein. Im Jahre 1810 mußte das Kirchensilber an das k.u.k. Münzamt abgeliefert werden. Auf einem Hügel rechts der Straße nach Kessel steht eine Statuengruppe, im Volksmund „Dreiheiligen" genannt. Die Figuren sind mannshoch. Dieses Denkmal wurde 1714 vom Kloster St. Jakob zum Dank für die Errettung aus der Türkengefahr errichtet. Die Mariensäule aus dem Jahre 1720 ziert den Marktplatz.

Die Reformation brachte eine Förderung des Schulwesens. Franz Grunwald wird 1565 als erster evangelischer Schulmeister genannt. Sein letzter Nachfolger, Schmiediger, mußte 1624 den bitteren Weg in das Exil antreten.

Das erste nachweisbare Schulhaus hinter der Kirche wurde 1611 verkauft. Das zweite befand sich an der Straße nach Kessel. Der 30jährige Krieg hatte einen Niedergang des Schulwesens zur Folge. Erst 1663 begegnen wir wieder einem Kantor. Er hieß Kaspar Guben. Dem Schulsprengel gehörten an: Ober- und Niederoschitz, Drausendorf, Johannesthal, Kessel, Sabert, Nahlau,

Krassa und Merzdorf. Im Memorialienbuch von 1698 ist zu lesen, „was der Kantor zu genießen hat, wegen des Lernens der Schüler“: 1 Acker am Galgenberg, 1 Acker an der Drausendorfer Straße (bis heute Schulgarten genannt), 83 Garben Korn, 90 Garben Hafer, 104 Strich Korn, ½ Strich Hafer, 6 Klaftern Holz und 1 Kiefer (für Fackeln).

An Schulgeld hatte er zu fordern: Gibt ein Abc-Schüler wöchentlich 1 Kreuzer, wenn er aber im Katechismus lernt und mit Kreide schreibt, 1 Kreuzer und 3 Denare. Kommt er in andere Bücher und schreibt mit Tinte, 2 Kreuzer, will er aber die freien Künste lernen als Aritmethik und Musik, 3 Kreuzer. Da der Kantor gleichzeitig das Organistenamt und das Küsteramt versah, standen ihm zu: für Leichenbegängnisse 30 Kreuzer bis 1 Gulden (je nach Alter des Verstorbenen), für ein Requium 14 Kreuzer, für ein Jahresgedächtnis 7 Kreuzer. Bei Sterbefällen war das Läuten ohne Entgelt. Es mußten am ersten und letzten Tage und beim Begräbnis 3 „Pulsten“ geläutet werden. Wurde mehr Geläute gewünscht, so waren 14 Kreuzer zu entrichten. Die Stadtschreiberei erbrachte jährlich 2 Schock Groschen.

Um 1870 erricheten Drausendorf, Johannesthal, Sabert, Nahlau und Merzdorf eigene Schulen. Trotz der Verringerung der Schülerzahl entspricht das (dritte) Schulgebäude neben der Kirche weder räumlich noch hygienisch den Anforderungen. Die Schulbehörde drängte die Schulgemeinde (Oschitz, Bad-Kunnersdorf, Kessel) zu einem Neubau. Nach dem Ersten Weltkrieg erhielt der Gedanke eines Schulneubaues starken Auftrieb durch die Einsicht, daß für Oschitz und Umgebung die Errichtung einer Bürgerschule mit Standort Oschitz sehr notwendig sei. Bislang war die Bürgerschule in Böhmisch-Aicha die nächstgelegene Anstalt, die eine höhere Ausbildung ermöglichte. Durch die Minderheits-Schulgesetze der tschech. Regierung aus den Jahren 1919 und 1920 war der Bestand der Aichaer Bürgerschule gefährdet. Diese Befürchtung bewahrheitete sich und bestärkte den Oschitzer Ortsschulrat in seinem Vorhaben. Die Gemeinden Nahlau und Johannesthal erhielten auf Grund der tschech. Gesetze dann auch tschech. Bürgerschulen. Oschitz hatte keine Möglichkeit, eine Minderheitsschule zu erhalten. Es bestand die Gefahr, daß es durch wirtschaftlichen Druck und Vergünstigungen gelingen konnte, deutsche Schüler für die tschech. Schulen zu gewinnen. Manche wären dadurch dem Deutschtum verlorengegangen. Schulbau und Errichtung einer deutschen Bürgerschule wurden daher immer dringlicher.

Der Ortsschulrat der Schulgemeinde unter dem Vorsitz von Bürgermeister Woitha, Oschitz, faßte 1928 entsprechende Beschlüsse, denen die 3 Gemeinde-Vertretungen zustimmten. Die Durchführung dieser Beschlüsse übernahm der neugewählte Ortsschulrat. Ihm gehörten an: Daniel Jäschke (Oschitz), Franz Gröschel und Josef Neuhäuser (Bad-Kunnersdorf) und Josef Prager (Kessel). Die Lehrerschaft war vertreten durch Oberlehrer Adolf Möller und Lehrer Franz Zimmer.

Der schwierigen und umfangreichen Arbeit widmeten sich besonders Franz Gröschel, Bürgermeister von Bad-Kunnersdorf und Franz Zimmer. Ein Audienz-Gesuch an den tschech. Staatspräsidenten T. G. Masaryk hatte Erfolg, Franz Gröschel wurde empfangen. Die mitgereisten Bürger Franz Zimmer und Josef Gröschel (Bund der Deutschen) wurden bei dieser Besprechung nicht zugelassen. Als Chauffeur diente W. Pirzkall, welcher ein Mietauto-Unernehmen hatte.

Der tschech. Staat sah sich nicht in der Lage, für den Schulhaus-Neubau Geldmittel bereitzustellen.

Das alte Schulhaus wurde 1931 an den Oschitzer Arzt Dr. Alfred Pilz verkauft, welcher von Oberhanichen stammte.

Das neue (vierte) Schulhaus wurde 1932 an der Straße nach Hultschken errichtet. Der Plan stammte von Ing. Bothe, Niemes. Die Bauausführung lag in den Händen des Baumeisters W. Leppin aus Hammer am See. Der Bau wurde in 100 Tagen fertiggestellt; Schwierigkeiten ergaben sich nur hinsichtlich der Finanzierung. Die unermüdlichen Vorsprachen von Lehrer Franz Zimmer zeitigten jedoch erfreuliche Erfolge. Es waren 700000 bis 800000 tschech. Kronen aufzubringen. Wegen der Bedeutung der deutschen Bürgerschule unmittelbar an der Sprachgrenze bewog es den Deutschen Kulturverband, etwa die Hälfte der Kosten beizusteuern. Für den Rest gewährte die Reichenberger Sparkasse ein Darlehen. Durch großzügige Zuwendungen ermöglichte der

Kreis Reichenberg nach 1939 die vorzeitige Tilgung der Schuldenlast.

Franz Zimmer wurde 1939 zum Oberlehrer befördert und leitete das Schulwesen nach dem Ausscheiden von August Theodor Klein bis zum Vertreibungsjahr 1945.

In Oschitz gab es auch eine einklassige tschechische Minderheitsschule. Sie war im Gemeindehaus neben dem Rathaus untergebracht. Im Oktober 1938 wurde der Unterricht eingestellt und die Schule aufgelöst.

In früherer Zeit lag die Heilkunde in der Hand des Baders. Georg Menzel hatte 1584 dieses Amt inne. Von 1664 bis 1828 vererbte sich die Baderei in der Familie Kammel.

Schon 1596 hatte Oschitz eine hölzerne Wasserleitung, die ihr Wasser einer Quelle am Wege zur Jintschner Mühle entnahm. Die Leitung lag z.T. im Mühlgraben. Auf dem Marktplatz endete die Leitung in einer steinernen Röhrhütte. In den Jahren 1923/24 wurde für Oschitz und Bad-Kunnersdorf eine neuzeitliche Wasserleitung gebaut. Auch für diese wurde das Wasser aus der gleichen Quelle entnommen. Es wurde von dort in einen Hochbehälter auf dem Galgenberg gepumpt.

Die ärztl. Versorgung war in der Neuzeit durch 2 Ärzte sichergestellt. Es waren Dr. med A. Pilz, Oschitz und Distriktarzt Dr. Vlha. Der Sanitäts-Distrikt umfaßte 16 Ortschaften. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde der Pfarrsprengel von ansteckenden Krankheiten heimgesucht. Es starben 1843 an Ruhr und Fraisen 93 Menschen, 1850 an Ruhr und Typhus 80 Bürger, 1873 an Blattern 72, 1879 an Lungentuberkulose 16 und 1890 an Diphterie, Fraisen und Scharlach 39 Menschen.

Ein besonders schwerer Schicksalsschlag traf Oschitz am 11. 6. 1825. Einem verheerenden Brande vielen an diesem Tag 25 Häuser, das Rathaus, die Pfarrei und der Kirchturm zum Opfer. Die „Brandgasse“ erinnert bis zum heutigen Tage an das Unheil. Alle 5 Kirchenglocken schmolzen. Bei einem zweiten großen Brande wurden 1857 die Stadtmühle und 7 Häuser vernichtet.

Der erste vereinsmäßige Zusammenschluß war die Freiwillige Feuerwehr, 1862 gegründet. Der 1864 gegründete Militär-Veteranenverein wurde 1919 in Kameradschaftsverein umgenannt. Der Turnverein, 1867 in das Leben gerufen, wurde erst 1897 neu belebt. Als völkische Schutzvereine besaß Oschitz eine Ortsgruppe des Deutschen Schulvereins (1864), nach 1918 umbenannt in „Deutschen Kulturverband“ und des Bundes der Deutschen in Böhmen. Die Frauen-Ortsgruppe bestand seit 1914.

Die Elektrifizierung erfolgte durch Anschluß an die Überlandleitung 1920/21.

Bei uns daheim in Oschitz –
Aus Mutters Küche

Vu dr asserei dou hild ich vill
weil dr Mench jo labm will
ej jedr lubt halt seine Muttr
denn nirgns gibts ej bessr Futtr.

O Mahlschpeisn an grußn, ganzn
gobs Omlette und Liwanzn
ou Epplreis – ne aus dr Dose
de Buchtln mit Fanillesose.

Und wardn richtschn Kotr kennt
dan mr ei Deutschland Puffer nennt
geriebm aus Arreppln ruh
dar macht de Gusche uf – net zu!

Doch vo en tots mich schittln
dr Arepplmauke mit braun Zwippln
vrwinscht ich bis zun jingstn Tage
dos wor fer mich gor keine Frage.

Wos mr o garne assn tottn
en Schweinebrutn durchgesottn
de Rabhihnl, Hosn und Fasan
die hots ei Oschpitz ou gegahn.

De Schnitzl worn kej klejnes Dreckl
sundrn su grus wie Opportdeckl
ob Wienr- odr Jegrort
sehr solftich und an Flejsche zort.

Zu Ustrn schproch dr Votr: Klennr
gieh zu Seidln hul en Renner!
Ne doßtr mejnt dos is ej Witz
nej s hieß of huchdeutsch: Ziegenkitz.

De Muttr hots schtets dann panniert
su wurds vu uns vrschnabuliert
ej huchgenuß dos Flejsch dos zorte
an Gegnsotz zr Schweineschworte.

Assn muß mr sis kej prassn
su hon mr Kockl ou schun gassn
und olles ohne Wienr-Wald
mr zhohltn ou vill wingr Gald.

De Fische ach de schtilln, leisn
bekom mr jo zu Schleudrpreisn
an Hommrsee dou gobts gor vill
wenn mrsche garne assn will.

Etz hon mr uns of diesr Walt
bann assn leichte imgeschtallt
vrschiedn is wu jedr wuhnt
dochs hot sich immer noch geluhnt
kocht eftrsch wie drhejme
ehr sat gewies-mej Ehrdnwurt
drmitte ne allejne!

Kurt Gröschel

Bei uns daheim in Oschitz – Jugendstreich

Draußn dort ban Jintschnr Teiche
worn mr gor oft zum findn
und fieltn sich ei unsn Reiche
wohl – untr Fichtn und ou Lindn.

Grode o en sehr schinn Tage
worn mr widr dort
ou hottmr gegn Hungrplage
en wunderhibschn Ort.

S wor ej Fald, zwor klejne
doch mit Kulrebln ibrseet
Mach Gust frute woßsch su mejne
ob su ej Kriepl schmeckn tet.

Mr klautn jedr o drei Schtick
an Pusch nei, ok geschwind
und frejtn uns ibr dos Glick
doß kennr kukt und kimmt.
Om nechstn Tage abr
rief mich dr Votr rei
a sote frisch weg vu dr Labr:
Etz hot mr euch gesahn euch zwei.

A hub de Hand zun Schlage
man Perschl zug ich ei
Gott gibs doß ichs drtrage
dou worsch ou schunt vurbei.

Ols Zeugin vu man Mißgeschick
stond dou Frou Kolomaszenik
und sote:
No, nitzt mer nigs, wenns haun of Schädl
Zwej Mark kostet der Gohlräbl
warn se Gald mer jetzt ne gahn
wird Schandarmärie wettr sahn
bin ich ald schun und ou krank
Za plat Pan Buch – Gott sei Dank.

Do, Votr machts Brieftschl uf
und lehte noch en fuftschr druf
woruf se sote dann ou abm:
Dekuju und langes Labm.

Ban Guste gings su ehnlich vur
wu mr sich wundrn totte
dou seine Muttr ville Juhr
en Gemiselodn hotte.

Kurt Gröschel

Bad-Kunnersdorf

Bad Kunnersdorf

Der Kurort bildete ursprünglich mit Oschitz eine Einheit und trug den Namen Nieder-Oschitz. In einem Kopialbuche im Stadtarchiv Oschitz lesen wir: Anno 1661, den 12. April, ist Nieder-Oschitz von dem Stadtteil Oschitz abgeteilt und genannt worden Kunnersdorf. Warum man diesen Namen wählte, ist nicht ersichtlich. Bad Kunnersdorf schließt unmittelbar an Oschitz an. Es wird in seiner ganzen Länge von der Polzen durchflossen. Der Ort liegt zu beiden Seiten an der Bezirksstraße Oschitz – Wartenberg. Im Unterdorf erhebt sich der Garnberg mit seiner „Garnberg-Baude". An den Abhängen dieses Berges wurde einst Garn zum Trocknen ausgelegt. Besitzer der Baude ist der Gemeindesekretär Josef Bienert. Die Seehöhe des Ortes Bad Kunnersdorf beträgt 472 m. In der Hauptsache sind die Bewohner in der Landwirtschaft tätig. Die Polzen treibt 3 Mühlen: die Kluttigmühle (Besitzer Rutha), sie wurde 1943 stillgelegt, die Ruthamühle (Besitzer Heinz Rutha), auch diese Mühle wurde aufgelassen und es entstand ein Sägewerk mit Möbeltischlerei und die Backmühle (Besitzerin Weiser). Hervorzuheben ist die Hausschuherzeugung. Größere Betriebe waren die von Rudolf Fillisch und Otto Elstner. Kleinere Unternehmen besaßen die Familien Passig und Hlouschek. Außerdem wurden sowohl in Bad Kunnersdorf als auch in Oschitz sogenannte „Potschen" (Schlappen) in Heimarbeit erzeugt, an der oft die ganze Familie mitwirkte.

Von ganz besonderer Bedeutung war die Einrichtung des Moorbades. Die Moorlager im sogenannten „Brüchtrich" wurden früher als Heilstoff genutzt. Um 1810

befand sich hier jedoch schon ein Badehäuschen mit 2 Wannen für Moorbäder. Der Besitzer des Brüchtrichs, der Landwirt Josef Schwan, errichtete später ein größeres Badehaus mit 10 Kabinen. Die Gemeinde Kunnersdorf kaufte das 1900 errichtete Moorbad im Jahre 1908. Da der Ausbau des Bades die finanziellen Kräfte der Gemeinde überforderte, sah sich diese genötigt, das gesamte Kurviertel 1917 an die „Moorbad-Sommerfrische GmbH“ zu veräußern. Späterer Besitzer wurde die Vereinigung der deutschen Krankenkassen mit dem Sitze in Prag. Nach 1938 wurde der Sitz dieser Vereinigung nach Teplitz-Schönau verlegt. Im Jahre 1945 übernahm der tschech. Staat die gesamten Anlagen und führt sie als „Volkseigenen Betrieb“.

Dem Moorbad verdankt Kunnersdorf die Bezeichnung „Bad“, die am 9. 10. 1901 verliehen wurde.

Die „Buschhäuser“ sind ein Ortsteil von Bad Kunnersdorf mit 6 Feldgärtnerstellen. Ihre Besitzer leben ausschließlich von der Landwirtschaft.

Der Ortsteil Kühtal bildete einst mit dem Ort Kessel eine Gemeinde. Frühere Bezeichnungen lauteten: 1516 Wocasow, 1612 Küzagel, 1614 Kühzal. Kühtal war unter der Familie von Wartenberg eine Besitzung der Herrschaft Dewin. Anno 1516 gelangte der Ort an die Familie von Biberstein und 1569 an die Besitzer der Herrschaft Aicha, derer von Oppersdorf. Bis zur Aufhebung der Erbuntertänigkeit im Jahre 1848 blieb dieser Ort ein Bestandteil vorgenannter Herrschaft. 1653 und 1663 wird berichtet, daß Kühtal ein „wüstes Dorf“ war. Um 1700 wurde es wieder aufgebaut. Die Zuwanderer kamen aus Sachsen und der Oberlausitz. Sie trugen die Namen: Neuhäuser, Dubois, Schlegel, Weiser, Knote und Fillisch. In einer Urkunde von 1612 wird ein Urban Georg Wopisch genannt. Bad Kunnersdorf war zwar eine selbständige Gemeinde, gehörte aber zur Schulgemeinde und auch zum Pfarrsprengel Oschitz.

Während des 2. Weltkrieges beherbergte das Moorbad ein Reserve-Lazarett der deutschen Wehrmacht. Die Leitung lag in den Händen von Oberstabsarzt Dr. Zucker, wogegen Dr. Alfred Pilz, Oschitz, als Badearzt wirkte.

Als Bürgermeister waren tätig: Peter Prokop, Bäcker, Franz Gröschel, Landwirt, Josef Gattermann, Landwirt; letzterer bis 1945.

Kessel

Dieses Dorf bildete früher mit Sobaken und Kühtal eine Gemeinde. Um 1848 wurde Kühtal abgetrennt und Bad Kunnersdorf angeschlossen, 1924 wurde Sobaken selbständig.

Die Johanniter-Kommende Aicha hatte in Kessel Gutsbesitz; ob dies ein Edelsitz war, ist nicht gesichert. Anno 1408 war Heinrich von Audishorn Besitzer von Kessel, genannt werden Nilas und Johann von Kessel. Um 1409 besaß ein Markus in Kessel ein Gut und zahlte an die Johanniter in Aicha Zins. 1420 kam Kessel an die Herrschaft von Wartenberg und blieb in deren Besitz bis 1516. Bis 1569 war Kessel im Besitz der Familie von Biberstein, welche es dann an Hans von Oppersdorf verkaufte. So wurde Kessel zusammen mit dem Gut Drausendorf ein Bestandteil der Herrschaft Aicha. In diesem Verband blieb es bis zur Aufhebung der Erbuntertänigkeit.

Nach den Drangsalen des 30jährigen Krieges zählte 1651 Kessel 3 Bauern mit 20 Personen. An der Spitze des Gemeindewesens stand der Geschworene Christof Ressel. Der letzte deutsche Bürgermeister war Wenzel Ringel. Es ist nicht bekannt, an wen er 1945 die Amtsgeschäfte übergab. Die Gemeinde liegt hart an der Sprachgrenze, die Nachbarorte Sobaken und Smrschitz haben bereits tschech. Charakter. Im Jahre 1910 zählte Kessel 252 deutsche und 1 tschech. Bewohner, Sobaken dagegen 1 Deutschen und 126 Tschechen.

Die Bevölkerung ernährte sich fast ausschließlich von der Landwirtschaft. Ein Gasthaus, unter dem Namen „Kessler-Schenke“ bekannt, war zuletzt im Besitz von Adolf Schubert. Etwa 1976 wurde diese weitbekannte Gastwirtschaft abgerissen. Das Dorf gehörte zum Pfarrsprengel und zur Schulgemeinde Oschitz. Außer der Freiwilligen Feuerwehr gab es keine Vereine.

Ein Naturdenkmal besonderer Art ist die Teufelsmauer, an die sich manche Sage knüpft. Diese Mauer ist ein Basaltgang im Sandstein, der sich etwa in 25 Kilometer Länge und etwa 2 Meter Breite vom Fuße des Jeschken bis zu den Bösig-Bergen zieht. Bedauerlicherweise wurden die 4- bis 6kantigen, horizontal liegenden Basaltsäulen zur Gewinnung von Straßenschotter u. a. zum Teil

ausgebrochen, so daß heute an vielen Stellen ein Graben statt einer Mauer zu sehen ist. Das Naturdenkmal wurde 1938 in das Eigentum der Stadt Böhmisch-Aicha übertragen und als „schutzwürdig“ erklärt. Damit dürfte wohl für die Zukunft einer weiteren Zerstörung Einhalt geboten werden.

Weit bekannt ist auch noch die 1000jährige Linde, in deren Nähe früher ein Kloster gestanden haben soll. Der Oschitzer Stadtsekretär Waldau führte 1903/04 verschiedene Ausgrabungen durch. Diese förderten, wie auch die Grabungen des Ing. Gebauer aus Gablonz a. d. Neiße, in späteren Jahren Sporen, Pfeil- und Lanzenspitzen sowie Mauerreste und Reste einer Wendeltreppe zutage. Anno 1912 fand man an der Teufelsmauer ein Gefäß mit Brakteaten.

Hauskobold Grünkäppel

Eine Sage aus Kessel, gesammelt von Josef A. Taubmann.

Auf einem stattlichen Bauerngehöft in Kessel lebte vor so und so viel Jahren ein schlichter aber rechter Landmann, den das Glück auf Weg und Steg begleitete. Herrlich standen seine Saaten, golden wogend, und seine lachend grünen, grasreichen Wiesen blickten gleich einem golddurchwirkten Teppiche zum azurblauen Himmel empor. Sein sauberes, schöngezeichnetes Vieh gab die wohlschmeckendste Milch und die würzigste Butter. Auf seinem ganzen Hause ruhte ein rechter Segen. Darüber wunderten sich freilich alle seine Nachbarn, denen es da und dort an diesem und jenem gebrach, und sie wurden ihm allesamt neidisch und spinnegram. Je mehr Neider er aber hatte, desto besser erging es ihm. – Das war aber leicht erklärlich, weil in des Bauern Scheune das Grünkäppel oder auch das Büchsmännel residierte. Der Bauer tat ganz und gar nicht unrecht, daß er dem Hausgeiste Obdach gewährte, und es verlohnte sich recht gut. Und nirgends fand sich's Grünkäppel heimischer, wie in des Bauern Scheune. Deshalb war's Zwergel wiederum recht dankbar gegen den Hausherrn, nützte dem Bauer wo und wie es immer nur konnte und bewachte sein Anwesen mit großer Umsicht und Sorgfalt. Freilich rumorte es bisweilen so sehr, daß niemand aus der Gesindeschar sich nach dem Feierabendläuten in die Scheuer getraute. Bald sprang dort das Zwergel in die Höhe, bald wieder von oben herab und warf gar bisweilen von den „Hahnbändern“ Strohschütten herunter, und besonders gern auf die Großmagd, die immer keifte und schimpfte wie ein Rohrsperling und vor Ach und Weh bisweilen auch laut aufkreischte, woran das Büchsmännel erst immer seine innige Freude hatte. Diejenigen Leute des Hauses aber, die dem Büchsmännel freundlich oder gar nicht entgegenkamen, erfreuten sich beim Hauszwergel einer besonderen Aufmerksamkeit oder sie blieben ungeschoren. Wo das Büchsmännel aber Freunden helfen konnte, half es. Den Hirten begleitete es, bald voranhüpfend, bald nachtrippelnd, mit dem Vieh auf die Weide, hielt immer die Herde brav zusammen und zeigte den Kühen stets die besten Kräuter und Räslein. War's Wunder, daß die Milch eine vorzügliche war und die Butter, die man daraus schlug, so würzig schmeckte? –

Auch gesponnen hat es dem Hirten, und das Garn hat nicht gleich abgenommen, außer der Weifer fluchte. Stand des Bauern reifes Getreide auf dem Stoppelfelde, da war das Büchsmännel stets draußen und hielt Wacht und kroch von Puppe auf Puppe und sprang wieder hinab und wieder hinauf und lugte nach allen Seiten aus, ob's nicht was Verdächtiges wo gäbe. Und wenn ihm etwas nicht so recht geheuer vorkam, da trippelte es emsigen Schrittes zum Herrn des Gehöftes und erzählte ihm sofort, was es gesehen.

Eines Tages noch in der Früh beim Morgengrauen ging der Herr auf den Jahrmarkt nach Münchengrätz, denn er hatte sich entschlossen, zwei schöne Rinder zu kaufen, weil er sehr viel und gutes Heu und auch Platz im großen, sauberen Stalle hatte. Außerdem mangelte es ihm auch nicht an Geld, weil er sehr reich war. Beim Weggehen besuchte er erst noch das Büchsmännel in seiner Scheune und sprach zu ihm: „Büchsmännel, ich geh auf Gratz auf'n Viehmarkt, gib Du zu Hause hübsch auf alles acht, daß nichts wegkommt, und daß auch sonst nichts wegkommt, und daß auch sonst nichts Arges passiert!“ 's Büchsmännel trippelte näher und sprach: „Soll geschehen, soll geschehen, geh nur glücklich!“ Und der Bauer ging. Als es Abend werden wollte, und die Sonne schon in Gold ging hinter dem blauen Roll, machte sich der

Bauer auf den Heimweg auf. Vor sich her trieb er zwei wunderhübsche Rinder, an denen jeder Liebhaber seine Freude haben mußte. – Wie er aus seinem Wäldchen trat, kam ihm etwas von fern entgegengewackelt. „Ob das nicht das Grünkäppel ist?!" spricht der Bauer für sich. Und richtig, so war's. Außer Atem kam's an und es hatte nur noch so viel Kraft übrig, daß es hauchen konnte: „Lieber – Bauer – lieber Bauer – nur geschwind, geschwind, jetzt stehl'n se Dir auf 'n Felde 'n Flachs! Balde hab' ich mich lang, balde kurz gemacht, das half aber alles nichts! Komm selber, komm, komm, komm!" – Wie der Bauer so reden hörte, übergab er dem Büchsmännel die Kühe, bei dem sie gut aufgehoben waren, und eiligst lief er über die „Quiere" und da sah er richtig, wie die Diebe seinen Flachs, der auf der Röste lag, zusammenrafften und zum größten Teile schon in Bündel gebunden hatten und soeben fortschleppen wollten. Wie sie aber den Bauer gewahr wurden, nahmen alle Reißaus und ließen den Flachs liegen, und der Bauer hatte das Binden zum Besten und er konnte ihn leicht hereinfahren, denn es war an der Zeit. Dem Büchsmännel aber machte der Bauer den Aufenthalt in seiner Scheune immer gemütlicher, gab ihm jedesmal, wenn er buk, einen Vorbacken, den sich's Büchsmännel stets wohlschmecken ließ. Und er hätte sich keinen besseren Hausgenossen wünschen können, als es das Büchsmännel oder das Grünkäppel gewesen.

In der Scheuer. „Morgen werden wir dreschen", sagte Grünkäppel's Hausherr, „richt' Euch hübsch die Flegel her, daß wir früh gleich anfangen können!" Am anderen Morgen Schlag Fünf stand das ganze Gesinde auf der Tenne, und ein lustiger Sechsschlag erschallte von der Scheuer aus. Das ging den ganzen Tag so fort, die Mittagspause abgerechnet, bis in die Nacht hinein. Wie aber die Feierabendglocke läutete, sagte der Bauer: „Hängt Eure Flegel weg, jetzt wird kein Schlag mehr gemacht, daß das Grünkäppel Ruhe hat!" Das war auch dem Gesinde erwünscht, und alle ließen alles stehen und liegen, das Stroh ausgebreitet und drunter die Spreu und die ausgedroschenen Körner. „Morgen früh", sagte beim Weggehen der Hausherr, „morgen früh seid bei Zeiten wieder bei der Hand!" Alle gingen zur Ruhe. Die Nacht verging. Der Morgen kam. Jedes rieb sich den Schlaf aus den Augen und betrat die Scheune. Da haben sie aber Augen gemacht! Da war das Stroh hübsch in Schütten gebunden, das Korn gesiebt und stand in Säcken verwahrt im hintersten Eck der Tenne, und diese war ganz leer und sauber. Da wunderten sie sich alle und staunten sogar. Nur der Herr nicht, der sprach: „Das war's Grünkäppel!" ––––

Die goldene Henne. An der Stelle in Kessel, wo das soeben besprochene Gehöfte (26) steht, soll vor vielen, vielen Jahren einmal ein Kloster inmitten eines großen Waldes gestanden haben. Es lebten dort fromme, arbeitsame Mönche drin, von welchen die ersten Anfänge des Christentums und der Urbarmachung dieser Gegend ausgegangen sein sollen. Nach und nach wanderten deutsche Kolonisten ein, die in den benachbarten Eisenhämmern am Krassaberge und Dewinberge gegen Hammer zu beschäftigt waren.

Heute noch findet auf besagtem Gehöfte der aufmerksame Beobachter Spuren von Mauern und Wällen und trifft auch einen ehrwürdigen Zeugen alter Zeit, eine Riesenlinde, vor der man andächtig den Hut abnehmen möchte. Außerdem befindet sich unterhalb des Hauses im Garten ein sehr alter, tiefer Brunnen, woran sich diese Sage knüpft.

Wie die Schweden wie Pilze in dieser Umgebung auftauchten und diese raubend, plündernd und mordend überschwemmten, sollen die ehrsamen Klosterväter ihren Schatz, bestehend aus einer aus Gold gegossenen Henne mit goldenen Küchlein, samt und sonders verwahrt, aus Furcht drum zu kommen, bei Nacht in die Tiefe dieses Brunnens versenkt haben. Später aber brach die Pest in Kessel aus und raffte die sämtlichen Bewohner hinweg, und der Schatz im Brunnen blieb unberührt. Die Nachricht hierüber ging aber nicht verloren, sondern pflanzte sich auf die Tage der Jetztzeit fort. Vor einigen Jahren taten sich einige Männer aus Kessel zusammen und wollten den Schatz heben. Schon ließ man den Beherztesten an einer Leine hinunter! Da kommt sein Weib mit den Kindern gesprungen, und alle weinten mitsammen gar sehr, und die Mutter schluchzte und rang die Hände. Das rührte dem Manne das Herz und er ließ sich wieder heraufziehen. Von den anderen Männern kroch keiner hinunter, sie fürchteten sich gar sehr, und

ihre Weiber hättens auch nicht zugegeben. Deshalb ist's begreiflich, daß die goldene Henne mit den goldenen Hühnchen heute noch im Brunnen liegt.

Drausendorf

Der Ort liegt am West-Fuße des Jeschkens in 444 m Seehöhe. Der westl. Teil wird von der Bezirksstraße Oschitz–Kriesdorf durchschnitten. Anno 1880 wurde im Anschluß an diese die Gemeindestraße gebaut.

Der Ortsname taucht erstmals 1267 als Drosandorf auf. 1424 war Jörg Druskwocz (= der Drausendorfer) Diener eines Herrn von Wartenberg auf Dewin. Haupterwerbszweig ist die Landwirtschaft, doch bieten die Fabriken des Reichenberger Gebietes vielfache Erwerbsmöglichkeiten. Nach dem 30jährigen Krieg zählte das Dorf 9 Bauern, 3 Feldgärtner und 6 Häusler mit insgesamt 46 Personen. Das Richteramt lag in den Händen des Christof Piener. Namen aus früherer Zeit sind Schmid (1601) und Milde (1608). Also auch hier schon vor dem Jahr 1620 deutsche Familien-Namen.

Im Jahre 1676 zählte der Ort 105 über 12 Jahre alte Einwohner. Im Kataster von 1713 werden 2 Bäcker und 2 Maurergesellen aufgeführt. Die Industrialisierung bewirkte eine Abwanderung der Bewohner. So sank von 1887 bis 1907 die Einwohnerzahl von 552 auf 428. Dieser Schwund setzte sich auch in der Folgezeit fort: 1910 = 408, 1939 = 311 Bewohner. Kirchlich gehörte Drausendorf zu Oschitz, besaß aber eine hölzerne Kapelle, die 1832 durch eine steinerne ersetzt wurde. Über der Eingangstür war „Das Auge Gottes" mit dem Spruch „Ora et labora" gemalt. 1901 wurde ein eigener Friedhof angelegt. Die Kinder besuchten die Oschitzer Schule, deshalb entrichteten die Grundbesitzer 1698 an den Oschitzer Schulmeister 16 Korngarben, 16 Hafergarben und 56 Pfennige und 2 Denare. Von Mitte Oktober bis Mittwoch vor Ostern hatte Drausendorf eine Winterschule. Den Unterricht erteilte ein Unterlehrer aus Oschitz, dem die Gemeinde 10 Gulden Stiefelgeld zahlte und freie Verköstigung gewährte. Unterrichtsraum war das Erdgeschoß des Gemeindehauses. Im Jahre 1870 erhielt der Ort eine eigene Schule. Das Schulhaus wurde 1875 mit einem Aufwand von 7549 Gulden und 23 Kreuzern erbaut. Schulleiter Bruno Weigelt beschloß 1945 die Reihe der deutschen Lehrer.

Unter den Herrn von Wartenberg und von Biberstein gehörte der Ort zur Herrschaft Dewin. Als 1569 Hans von Oppersdorf das Gut Drausendorf mit den Dörfern Drausendorf, Johannesthal, Gentschin, Kessel mit den Dörfern Sabert und Kühtal erwarb, wurde es ein Bestandteil der Herrschaft Aicha.

Nachfolgende Besitzer waren die Herrn Smirschitzky von Smirschitz und der Herzog Wallenstein, der allerdings seinem Verwandten, Christian Graf Waldstein, das Gut 1627 als Lehen überließ. Unter dem Besitzer Zeller von Rosenthal lag Kühtal wüst. Freiherr Putz von Adlersthurn vereinigte 1673 den Besitz mit der Herrschaft Niemes. Anno 1705 kam er durch Heirat an Reichsgraf von Hartig, Niemes. Reichsgräfin Johanna von Hartig veräußerte den Besitz für 226000 österr. Kronen an Josef Lämmel, Warnsdorf.

Im Jahre 1769 schied Drausendorf aus der Oschitzer Gerichtsbarkeit. Die politische und judizielle Verwaltung lag später beim Oberamt Niemes. An dessen Spitze stand ein Amtshauptmann oder Burggraf. Nach Aufhebung der Erbuntertänigkeit war zunächst das Bezirksgericht Böhm.-Aicha (pol. Bezirk Turnau), später das Bezirksgericht Niemes (pol. Bezirk Böhm.-Leipa) zuständig.

Johannesthal

Die Gemeinde liegt 2 km nordöstlich von Oschitz etwa 4 km unterhalb des Jeschkenkammes in 410 m Seehöhe. Das Oberdorf, auch Dürrjohannesthal genannt, wird von der Sprachgrenze durchschnitten. Es sind dies die tschech. Orte Unter- und Ober-Passek, Svetlei, Rostein. Im Jahre 1910 zählt man unter den 321 Bewohnern auch 45 Tschechen. Wahrscheinlich war die Zahl der Tschechen jedoch höher, da bei der Volkszählung des Jahres 1910 nicht nach der Volkszugehörigkeit, sondern nach der Umgangssprache gefragt wurde. Anno 1651 zählte man 12 Gärtner mit 53 Personen. Richter war Mathes Perger. Der Ortsteil Jintschen (Unterjohannesthal) bildete ursprünglich eine selbständige Gemeinde. Hier liegt

der Quellteich in unmittelbarer Nähe des Jintschner Teiches, in dem die Polzen ihren Ursprung hat. 1651 hatte Jintschen 5 Gärtner mit 20 Personen.

Johannesthal weist keinerlei bedeutende Erwerbszweige auf. Die Bevölkerung ernährt sich ausschließlich von der Landwirtchaft. Durch den Ort führt eine Bezirksstraße, die von der Straße Oschitz–Kriesdorf abzweigt und bei dem tschech. Dorf Passek in die Bezirksstraße Böhmisch-Aicha–Reichenberg einmündet. Hinsichtlich Kirche und Post gehörte Johannesthal zu Oschitz. Der Ort besitzt seit 1796 eine Kapelle, seit 1903 einen eigenen Friedhof.

Leiter der deutschen Schule war Oberlehrer Bruno Weigelt, ein großer „Nimrod" vor dem Herrn. Im Jahre 1875 erbaute die Gemeinde das Schulhaus und hatte seit dieser Zeit eine selbständige Schule. Früher besuchten die Kinder die Schule in Oschitz. Als besonders verdienter Lehrer ist hier der Heimat-Schriftsteller Josef Alfred Taubmann (geboren 1859 in Deutsch-Gabel) zu nennen. Er hat sich durch eine große Zahl von Veröffentlichungen Verdienste erworben. Johannesthal war eine Zugehörigkeit zum Gut Drausendorf und teilte seine Geschicke mit ihm. Zuletzt war es Bestandteil der Herrschaft Niemes.

Auf Grund des Minderheiten-Gesetzes besaß Johannesthal eine tschech. Schule, die aber ihren tatsächlichen Sitz in Svetlei hatte. Diese Anstalt wurde 1938 aufgelöst.

Sabert

Dieser Ort mit Unter- und Ober-Wlachei liegt von Oschitz 4 km entfernt in 367 m Seehöhe. Die Einwohnerzahl betrug 1910 198 Deutsche und 5 Tschechen.

Sabert mit dem Jeschken

Haupterwerbszweig war die Landwirtschaft. Nebenbei wurde „Häuslerhandel“ betrieben. Auch bot die Schmitt'sche Fabrik in Böhmisch Aicha Broterwerb. Als einziger Betrieb kann noch die Walnoch'sche Limonaden-Erzeugung angeführt werden.

Dem Verkehr wurde die Gemeinde Sabert durch die Bezirksstraße Wolschen – Sabert – Oschitz erschlossen, welche 1907 gebaut wurde. Eine alte Landstraße führte von Hammer am See über Kühtal nach Sabert und weiter durch das sogenannte Teufelstor (Teufelsmauer) nach Böhm. Aicha (siehe Bild Seite 14).

Das zuständige Postamt war für diese Region Oschitz.

Kirchlich war die Gemeinde Sabert und Umgebung Böhm. Aicha, seit 1787 jedoch Oschitz zugeteilt.

Der Ortsname dürfte von Brdy – Hügelkamm (Teufelsmauer) abzuleiten sein. Sabert wäre also das Dorf „hinter der Teufelsmauer“ (za brdy).

Die Gemeinde war ebenfalls eine Zugehörigkeit zum Gut Drausendorf und teilte deshalb ihre Geschicke mit diesem.

Die zuständige Schule war in Oschitz. Anno 1838 wurde eine Winterschule eingerichtet. Den Unterricht erteilte ein Unterlehrer aus Oschitz. 1871 erhielt Sabert eine eigene Schule. Das Schulhaus wurde 1878/79 erbaut und 1911 mit Hilfe des Deutschen Schulverbandes erweitert. Wegen Lehrermangels wurde die Schule im Kriegsjahr 1944 geschlossen, die Kinder mußten die Schule in der Nachbargemeinde Nahlau besuchen. Die letzte Lehrkraft war Frau Elisabeth Haschek.

Nahlau

Die Gemeinde liegt 4 km von Oschitz entfernt und hat als höchste Erhebung den „Korle-Berg“ (453 m). In Urkunden wird der Ort 1616 „zu Nalo“, 1619 „zum Nala“ genannt. Unter 137 Einwohnern verzeichnete die Volkszählung 1910 1 Tschechen. Die Postzustellung erfolgte durch das Postamt Oschitz. Seelsorgerisch war der Pfarrer und die Kirche des tschech. Ortes Hlawitz (im deutschen Volksmund „Labs“ genannt) zuständig. Seit 1804 besaß Nahlau eine Kapelle.

Im Jahre 1516 ging Nahlau aus dem Besitz der Familie von Wartenberg auf Dewin an die Familie von Biberstein. Diese veräußerte den Besitz an Salomon Blekta von Audishorn auf Krassa im Jahre 1581. Damit teilte Nahlau die Geschicke mit dem Gut Krassa.

Auf Betreiben des Hlawitzer Pfarrers Dudek und des Nahlauer Richters Herbrich erhielt Nahlau eine Filial-Schule. Der Unterricht wurde in dessen Privathause erteilt. Mit Hilfe des Deutschen Schulverbandes wurde 1899/1900 ein Schulgebäude errichtet.

Die Bewohner betrieben fast ausschließlich Landwirtschaft. Früher wurde in Heimarbeit die Sesselflechterei für die Möbelfabrik Fischl in Niemes betrieben.

Am 1. Juli 1920 wurde Nahlau von einem verheerenden Großbrand betroffen, dem 17 Wohngebäude, 2 Scheuern und die Kapelle zum Opfer fielen. Es wurden dadurch 56 Menschen obdachlos. Einem Schaden von 500000 tschech. Kronen stand nur eine Versicherungssumme von 35000 Kronen gegenüber.

Zetten

Zetten besteht aus den Ortsteilen Zetten, Dolanken, Teschen, Dechtar und Wisterkow. Sie liegen zerstreut in den Bachtälern des Sabertbaches und der kleinen Iser, so auch an den Talhängen in einer durchschnittlichen Seehöhe von ca. 344 m. Die Entfernung zu Oschitz war etwa 4 Kilometer. Der Bau der Bezirksstraße Wolschen–Zetten wurde bereits 1887 fertiggestellt. Das zuständige Postamt ist Oschitz. Kirchlich gehörten sämtliche Ortsteile zum tschech. Ort Hlawitz.

Die Kinder von Zetten und Dechtar besuchten die Schule in Hlawitz, die von Dolanken und Teschen die Schule in Nahlau. Die Bevölkerung lebt ausschließlich von der Landwirtschaft.

Die völkische Zugehörigkeit der Bewohner war in den einzelnen Ortsteilen verschieden. Im Jahre 1419 wird ein gewisser Kogata von Dechtar genannt. Anno 1547 war Dolanken ein Bestandteil der Herrschaft Böhmisch-Aicha.

Das Dolanken-Tal sollte für die Trinkwasserversorgung von Reichenberg von weitreichender Bedeutung werden. Dies ergaben die von Erfolg gekrönten Untersu-

chungen von Dr. Bruno Müller, Reichenberg. Es ging darum, die gewaltigen Grundwasser-Vorräte südlich des Jeschkens zu erschließen. Im Dolankental wurde eine Bohrung bis in 222 m Tiefe gestoßen und damit das Grundwasser angezapft. Die so erschlossene Quelle lieferte pro Sekunde 100 Liter Wasser. Mit den bereits erschlossenen Quellen, die insgsamt eine Ergiebigkeit von 140 Litern Wasser besaßen, war die Wasserversorgung von Reichenberg weitgehend gesichert.

Krassa

Krassa gehörte nach 1938 zum Landkreis Deutsch-Gabel/Niemes. Der Ort bildete bis 1881 eine Katastralgemeinde mit Kunnersdorf, gehörte bis 1785 zur Schulgemeinde Oschitz und bis in die neueste Zeit zur Pfarrgemeinde St. Veit, Oschitz.

Krassa liegt nordwestlich von Oschitz an der Bezirksstraße Oschitz–Wartenberg. Frühere Schreibungen des Ortes waren Kraße, Kresse, Crassy und Cressau. Der Ort wird von der Polzen durchflossen und speist den 8 Hektar großen Krassaer-Teich.

Bis 1516 gehörte das Gut Krassa mit dem Dorf den Herren von Wartenberg auf Dewin. Die nachfolgenden Besitzer waren die Familie von Biberstein, Blekta von Audishorn (1581), Wallenstein (1627—, Freiherr von Schleinitz (1628), Graf Isolani (1636), Graf Lichtenstein (1645) und Freiherr von Hartig auf Niemes (1714).

Krassateich mit dem Jeschken

Reichsgraf von Hartig verkaufte das Gut an die Warnsdorfer Großkaufmannsfamilie Pilz. Durch Weiterverkauf kam es über den Fabrikanten Ehrlich, Katharinenberg, im Jahre 1921 an den Großindustriellen Willy Ginzkey, Maffersdorf. Das Ausmaß des Gutes betrug 89 Hektar, 59 ha waren parzelliert.

Seit 1785 besuchten die Kinder von Krassa die Volksschule in Merzdorf. Letzter Oberlehrer war Josef Klaus, letzter Lehrer Franz Krombholz. Die Bürgerschule war für die Kinder aus Krassa in Oschitz, ab 1939 in Niemes.

Haupterwerbszweig war die Landwirtschaft. Als einziger Gewerbebetrieb war eine Baumwoll-Reißerei vorhanden.

Merzdorf

Merzdorf, ein schmuckes Dörfchen mit zum Teil noch alten, von der Lausitz her bekannten Umgebindehäusern, drei Fußstunden von Zittau in Sachsen entfernt, in schöner landschaftlicher Umgebung zwischen Oschitz bzw. Bad Kunnersdorf und Hammer am See bzw. Wartenberg sich lang erstreckend, gehörte bis Ende September 1938 zum politischen Bezirk Böhmisch-Leipa, Gerichtsbezirk Niemes, ab Oktober 1938 bis Kriegsende zum Kreis Deutsch-Gabel. Eisenbahnstationen waren Kriesdorf und Brins. Die Gemeinde war nach Oschitz eingepfarrt und gehörte zur Diözese Leitmeritz. Das Dorf, 340 m über NN gelegen, mit dem Mühlberg (392 m) als „Hausberg", durchrinnt von Ost nach West die Polzen, die östlich von Oschitz entspringt, durch Niemes und Bensen fließt und bei Tetschen in die Elbe mündet.

Im Jahre 1910 zählte Merzdorf 329 Einwohner, 1921 hatte es ein Ausmaß von 607 ha, 81 Hausnummern und 298 Einwohner, von denen 291 Deutsche und 5 Tschechen waren. Von den 298 Dorfbewohnern waren einer konfessionslos, drei protestantisch, 294 katholisch. 1930 war die Einwohnerzahl auf 267 zurückgegangen, 1938/1939 betrug sie 275. Der Ort hatte eine zweiklassige Volksschule, die auch die Kinder aus der benachbarten Gemeinde Krassa aufnahm. Vor der kleinen, dem hl. Prokop geweihten Kapelle stand das Kriegerdenkmal, das nach dem Ersten Weltkrieg errichtet worden war. Der Friedhof, oberhalb der Hausnummern 65, 72 und 37 und im Niederdorf gelegen, ist um die Jahrhundertwende angelegt worden. Früher wurden die Verstorbenen in Oschitz beerdigt. Bis zur Vertreibung existierten im Dorfe zwei Gasthäuser, ein Lebensmittelgeschäft und ein kleiner Industriebetrieb (Reißerei). Durch den Ort führte eine gepflasterte Straße, die Anfang der 30er Jahre erstellt wurde, an die sich eine asphaltierte in Richtung Hammer anschloß.

Im Dorfe gab es eine Freiwillige Feuerwehr, eine Jagdgesellschaft und eine rührige Laienspielschar.

Bis Mai 1935 bekannte sich der Großteil der Wahlberechtigten zum von Franz Spina angeführten „Bund der Landwirte". Merzdorf war ein ausschließlich von der Landwirtschaft geprägtes Dorf. Von vielen Punkten des Dorfes zu sehen war der Jeschken (1010 m) im Osten, der Roll (697 m) im Westen und der Bösig (605 m) im Süden.

In nächster Umgebung zeigten sich der Krassaberg (453 m), der Tolzberg (581 m), der Silberstein (508 m), der Audishorner Spitzberg (497 m), der Dewin mit seiner alten Ruine (435 m) sowie der Hammerspitzberg (445 m).

Dem Stande der heutigen Forschungsergebnisse zufolge wird Merzdorf erstmals zum Jahre 1544 (1516) mit seinem tschech. Namen Břevniště (zum Dewin gehörend) in der Landtafel (2 K 23) erwähnt, 1628 in der Hoflehentafel (71/52) mit deutschem Namen („Dorf Merczdorf und Audigshorn"). Weil Merzdorf kein Pfarrdorf war und im geschichtlichen Ablauf offensichtlich keine Bedeutung gespielt hat, findet es erst spät in den Quellen Erwähnung. Wir müssen davon ausgehen, daß der Ort von einer kleinen tschech. Ansiedlung (die im Oberdorf um die frühere Brettsäge ihr Zentrum gehabt haben könnte, wie der tschech. Name Břevniště als „Ort, wo es Balken, Blockholz, Klötzer" gegeben hat, besagt) den Anfang genommen hat, zu dem vom Westen her, also die Polzen aufwärts in der deutschen Kolonisationszeit das typische Waldhufendorf gekommen ist und das sich als Niederdorf uns dartut, mit Hufen, die sich in nördl. Richtung bis an die Seifersdorfer Grenze hinzogen. Der deutsche Ortsname ist mit Sicherheit das Dorf des Martin, des Ortsgründers (Lokators), wie dies auch

noch die mundartliche Lautung (M*a*rzdorf) deutlich stützt.

Merzdorf hat in der Geschichte sehr oft die Grundobrigkeit gewechselt. Sicher ist, daß es um 1544 den Wartenbergern gehörte, die auf der Burg Dewin regierten, 1611 war es im Besitze der Brüder Johann Balthasar und Erasmus Hirschperger von Hirschberg und Königshain, kurze Zeit gehörte es dem Christoph Weigel von Weigelsfeld, 1628 trat er es freiwillig an Albrecht von Wallenstein ab, darauf ein königlicher Verwalter die Geschicke von Merzdorf und Audishorn im Jahre 1658 bestimmte, dann erwarb die beiden Dörfer Johann Putz von Adlersthurn und 1676 wurden sie der Herrschaft Niemes zusammen mit der Stadt Niemes, mit Barzdorf, Rabendorf, Rehwasser, Höflitz, Neuhof, Schwabitz Halbehaupt, Neuland, Ober- und Niederschwarzwald, Hultschken, Drausendorf, Johannesthal, Kessel mit Jüntsche, Sobaken und Kühtal angeschlossen. Der Merzdorfer Meierhof verblieb bei dieser Herrschaft bis zur Bodenreform nach dem Ersten Weltkrieg, woraufhin er verparzelliert wurde.

Einer Visitation aus dem Jahre 1654 zufolge gab es in Merzdorf 10 Bauern (Martin Kluttig, Jacob Pletz, Michel Pietsch, Adam Vogt, Christoph Elstner, Georg Kluttig, Christoph Fränzel, Christoph Fritsche, Elias Gründler und Jacob Elstner), 6 Gärtler (Hanss Prokow, Hans Jaks, Hanss Pietsch, Veith Renger, Georg Gründler und Hanss Schenker) und 3 Chalupner (= Häusler), (Christoph Altmann, Anna Guttmann und Thomas Klatzer). Hinzukommen drei verfallene und verwüstete Bauernwirtschaften (des Bieners, Egners und Henykers) sowie zwei wüste Chaluppen (Pursche und Elgener), desgleichen sollen noch neun Gärtler-Stellen verwüstet gewesen sein, deren Namen nicht zu ermitteln waren. Revisitationen erfolgten dann noch 1678 und 1718. Die dabei genannten Familiennamen der in Merzdorf ansässig Gewesenen widerlegen eindeutig die Thesen tschechischerseits, daß vor dem Dreißigjährigen Kriege das Land Böhmen nahezu ganz tschechisch gewesen sei und daß es nach dem langen Kriege starken Germanisierungsmaßnahmen ausgesetzt war. Im Falle Merzdorf trifft dies nicht zu. Richtig scheint dagegen zu sein, daß die hussitische Revolution zwar in zahlreichen böhmischen Städten das deutsche Element ausgelöscht habe, die Landbevölkerung jedoch weitgehend verschont geblieben ist.

Wenn der Erste Weltkrieg schon große Opfer an Gefallenen und Vermißten abverlangt hatte, so hat der Zweite Weltkrieg einen noch viel höheren Blutzoll gefordert. Die Gemeinde beklagt 15 Gefallene bzw. in der Gefangenschaft Verstorbene und 10 Vermißte. 15 Männer waren am 24. Juli 1945 noch in Kriegsgefangenschaft. Unmenschlich war die Aktion der Vertreibung der deutschen Bevölkerung in den Jahren 1945/46. Sie übertraf die bekannten Grausamkeiten aus der Hussitenzeit bei weitem. In drei Folgen wurde die Vertreibung der Merzdorfer durchgeführt: am 25. Juli 1945, also zu Beginn der Erntezeit, wurden 104 Personen ausgewiesen, durch die zweite Vertreibungswelle am 6. August 1945 35 Personen, durch die dritte am 4. Juli 1946 58 Personen. Andere haben freiwillig ihre alte Heimat unter dem Psychoterror verlassen bzw. waren von den Tschechen in Haft genommen worden. 17 Deutsche sowie 4 Tschechen blieben in Merzdorf zurück. Der älteste Dorfbewohner, der aus Merzdorf vertrieben wurde, war 85 Jahre alt, der jüngste 6 Wochen. Alle Merzdorfer aus den drei Vertreibungswellen wurden in die damalige Ostzone mit nur ganz wenig Habseligkeiten über die bald nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches wieder errichtete Staatsgrenze gejagt. Infolge der Vertreibung lebten zum Jahre 1965 181 Merzdorfer auf dem Gebiete der DDR, 35 ehem. Merzdorfer auf dem Territorium der Bundesrepublik Deutschland, für eine Merzdorferin wurde Österreich die Wahlheimat.

Die meisten haben also in der DDR eine neue Heimat gefunden, wo die im September 1945 durchgeführte Bodenreform viele in die Lage versetzte, bei der Landwirtschaft zu verbleiben. Seit der Vertreibung sind bis Ende Mai 1965 63 ehem. Merzdorfer verstorben, am Leben waren noch 156 Personen. Seitdem sind bis Ende April 1984 weitere 41 verstorben, so daß noch 115 ehemalige Merzdorfer am Leben sind.

Bald nach der Vertreibung der deutschen Bevölkerung setzte sehr intensiv auf dem Merzdorfer Gemeindegrund sowie im benachbarten Audishorn und Hammer am See die Förderung von Uran ein, das auf dem Kriesdorfer Bahnhof verladen wird. Um die lange Wegestrecke über

Oschitz zu verkürzen, wurde im letzten Jahrzehnt eine neue Straßenverbindung zwischen Merzdorf und Kriesdorf geschaffen.

Abschließend muß noch eines bedeutenden Merzdorfers gedacht werden, des Oberlehrers Josef Klaus. Er erhielt vom tschechoslowakischen Staatspräsidenten T. G. Masaryk im Jahre 1919 den Auftrag, nach Sibirien zu reisen, um den Heimtransport sudetendeutscher Kriegsgefangener in die Wege zu leiten. Durch seine Vorsprachen in den USA konnte er 12 Waggons Liebesgaben (Lebensmittel, Medikamente) für seine Schützlinge in Sibirien sammeln. In den Jahren 1919 bis 1921 ist es ihm gelungen, über 40000 Sudetendeutsche unter denkbar schweren Bedingungen in die Heimat (von Sibirien über Vladivostok und die USA bzw. durch den Suez-Kanal) zurückzuführen. Die tschechoslowakische Regierung dankte ihm diese Tat mit einem hohen Orden und einer Geldsumme und die österreichische Regierung übermittelte ihm ein Dankschreiben für seine Mithilfe beim Heimtransport von 924 österr. Kriegsgefangenen.

Oskar Nositschka, Kurt Gröschel

Flurnamen:

- *Oschitz:* Fiebig, Gemeingut, Hahnfeld, Reitschule, Pfarrhübel, Schwarze Pfütze, Im Grundl, Kriegergarten, Schulgarten.
- *Bad Kunnersdorf:* Goldene Anhöhe, Schanzenberg, Aue, Pladerberg, Kriegergarten, Brüchtrich.
  Drausendorf: Bergseite, Goldene Anhöhe, Kreuzflur, Kammflur.
- *Johannesthal:* Jintschen, Dürrjohannesthal, Steinhübel Mittelstollen, Floßheide.

Blick vom Garnberg ins nordböhmische Hügelland

– *Kessel:* Teufelsmauer, Schanzenflur, Spitzberg, Sabertberg, Rosengarten, Kuckucksruh, Tschihardl. Schwarze Pfütze, Nähtertilke.
– *Sabert:* Schinderhübl, Viebich, Judenbartlehne, Augarten, Grünes Planl, Heidetölle, Zeiskelbörnel, Engelteich, Schanze, Schinderlehne, In der langen Au, Badtilke, Steinweg, Münzkeller, Studinka, Zigeunerloch.
– *Nahlau:* Hölleloch, Sandhübel, Waldflur, Kreuzau, Lange Au, Viebich.
– *Zetten:* Studinken, Lange Wiese, Burschgraben, Teufelsmoor, Schmiedegraben, Heugrube, Biegelberg, Heuscheuer.

Einwohnerzahlen	1834		1910	1930	1939
Oschitz	950		675	616	601
Bad-Kunnersdorf	634		618	617	585
Drausendorf	499		408	333	311
Kessel mit Sobaken	229	ohne	253	211	200
Sabert mit Wlachei	227		203	276	243
Nahlau	198		137	133	108
Zetten mit Dechtar					
Dolanken und Teschen	87		64	254	202
Krassa	224		134	–	120
Merzdorf			329	267	275
Johannesthal				284	254

Liebenau

In der Landschaft südlich des Jeschkens waren wirtschaftlich und völkisch mit der Stadt Oschitz und den deutschen Gemeinden an der Sprachgrenze die Städte Liebenau und Böhm. Aicha eng verbunden.

Liebenau wurde 1352 als Hodkouicz das erste Mal erwähnt, 1376 als Liebenau und 1390 als Stadt genannt.

Neben einem slawischen Ort Hodkouicz dürfte die Stadt Liebenau gegründet worden sein, die das ältere Dorf in das Stadtgebiet aufgenommen hat.

Liebenau war in seinen Anfängen im Besitz der Herr-

Stadt Liebenau mit Wappen

schaft Friedstein, deren Burg in einem Seitental der Iser lag, wurde in der Mitte des 16. Jh. mit der Herrschaft Böhm. Aicha verbunden und kam nach der Schlacht am Weißen Berge (1620) in den Besitz Albrecht von Waldstein. Er gab die Herrschaft weiter an seinen Feldherrn Isolani und seiner Tochter, der Abtissin in Wien. Sie schenkte die Herrschaft den Augustinerinnen. Nach der Auflösung des Ordens durch Josef II. (1782) gelangte die Herrschaft durch Kauf an das Fürstenhaus Rohan, das seinen Sitz auf Schloß Sychrow hatte.

Die Stadt Liebenau wurde 1432 von den Hussiten zerstört, im Dreißigjährigen Krieg dreimal verwüstet und beherbergte 1813 den österreichischen General Neipperg. 1866 kam es hier zu den ersten größeren Kämpfen zwischen den rivalisierenden Preußen und Österreichern.

Die Kirche am Rande der Stadt auf einer Anhöhe, ursprünglich gotisch, wurde in den Jahren 1717–1720 erbaut; sie besitzt zwei Gemälde des bedeutenden Malers und Kupferstechers Josef von Führich.

In der Umgebung der Stadt fand man Halbedelsteine. So entwickelte sich hier die Kunst des Steinschneidens. Bekannte Meister dieser Kunst waren Joseph Müller und Johann Karl Burde.

Zur Zeit Albrecht Wallensteins nahm die Leinen- und Tucherzeugung einen großen Aufschwung.

Liebenau zählte 1930 2444 Einwohner, davon waren 975 Tschechen.

Marktplatz der Stadt Liebennau nach einer Grafik von Dora May

Böhm. Aicha

Böhmisch Aicha

Planskizze der Altstadt

1 Johanniter Kloster
2 Rabenburg
3 Kirche
4 Rathaus

nach Oschitz

nach Liebenau

nach Münchengrätz

Böhm. Aicha

Rathaus und Pestsäule auf dem Marktplatz in Böhm. Aicha

Böhm. Aicha liegt am Zusammenfluß kleinerer Jeschkenbäche reizvoll in einem von Hügeln und kleinen Bergen gebildeten Kessel eingebettet. Die Eiche war hier ein häufiger Baum.

Die einst überwiegend deutsche Stadt war vom tschechischen Sprachgbiet eingeschlossen.

Der Ort entstand auf einem aus dem Talgrund herausragenden Geländerücken und wurde in den Schriften des Benediktinerklosters Kladrub bereits 1115 erwähnt.

Das Gebiet gehörte im 13. Jh. als böhmisches Kronlehen dem Hause Marquart. Ein Angehöriger überließ die Herrschaft dem Johanniterorden, der hier eine Ordenspfründe (Kommende) errichtete.

Im Schutze einer Burg entstand der Ort, der bereits 1291 eine Stadt gewesen sein dürfte.

Sehr wechselhaft war die Volkszugehörigkeit. Die Stadt geht auf deutschen Ursprung zurück, wurde wohl zur Zeit der Hussitenkriege gewaltsam slawisiert und war zur Zeit Wallensteins wieder eine überwiegend deutsche Stadt geworden.

Vor und nach dem 1. Weltkriege nahm die tschechische Bevölkerung wieder sprunghaft zu. Nach 1930 lebten in Böhm. Aicha nur noch ein Drittel Deutsche.

Die vom tschechoslowakischen Staat geförderte und unterstützte Tschechisierung hatte zur Folge, daß die ehemals deutschen Schulgebäude der tschechischen Bevölkerung vorbehalten blieben, die deutsche Bürgerschule geschlossen wurde, aber als Privatbürgerschule in den Jahren 1923–1925 in einem Gebäude der Tuchfabrik Schmitt weitergeführt werden konnte, später aber endgültig aufgegeben werden mußte.

Böhm. Aicha war vor allem eine Leinen- und Tuchmacher-Stadt. In zwei über die Grenzen Böhmens hinaus bekannten Fabriken fand die Bevölkerung Arbeit und Brot.

Die Namen Franz und Helene Schmitt und Konrad Blaschke sind der deutschen, aber auch der tschechischen Bevölkerung in guter Erinnerung geblieben.

Der Kirchsprengel Hühnerwasser

O Land, von meinen Vätern mit Blut und Pflug bestellt,
aus dir quillt alle Liebe, Heimat, du Herz der Welt.
S. Skalitzky

Hühnerwasser, die Stadt im großen Wald

Hühnerwasser liegt 9 km südöstlich der Bezirksstadt Niemes an der alten Handelsstraße Zittau–Prag auf einer mächtigen Sandsteinplatte, die im Norden und Nordwesten die kleine und im Westen die große Teichplatte begrenzt.

Gegen Südosten fällt die Platte ins Isertal ab und wird durch mehrere Seitentäler gegliedert.

Die Stadt war Hauptort und Mittelpunkt der südlichen Oberdörfer; aber nur Straßdorf, Schiedel und Obergruppai gehörten noch zum Gerichtsbezirk Niemes, die Orte Jesowei, Ober- und Nieder-Rokitai und Niedergruppai waren dem politischen Bezirk Münchengrätz zugeordnet,

SOMMERFRISCHE HÜHNERWASSER.

bildeten aber völkisch, kulturell, schulisch und wirtschaftlich eine gute Siedlungsgemeinschaft mit den Oberdörfern. Hühnerwasser liegt in einem ausgedehnten Waldgebiet und war wegen seiner Lage und geschichtlichen Denkwürdigkeiten eine beliebte Sommerfrische.

Aus der Ferne grüßen die Bösige, der Roll und der Jeschken, in der Nähe erheben sich die beiden Buchberge (473 m) und von den Höhen blickt man auf die ausgedehnte große Teichplatte, auf den Heide-, Groß-, Hirnser- und Kummer-Teich.

Die Stadt hat ein Grundausmaß von 1074,08 ha, davon ist ein Drittel Acker und zwei Drittel Wald.

Bei der Volkszählung im Jahre 1900 hatte Hühnerwasser 212 Häuser mit 1014 Einwohnern, 1939 zählte die Stadt 226 Häuser mit 826 Einwohnern.

Zur Stadt gehörten die Ortsteile Glashütte, Pechofen (5 Häuser), Hanshäusel, die Villa Belvedere und die Gemeinde Straßdorf. Der Haupterwerb war die Land- und Forstwirtschaft, daneben das Handwerk und der Kleinhandel. Noch im 19. Jahrhundert war die Lohnweberei von besonderer Bedeutung. Die Weber waren in der Zunft, der Weber-Herberge, zusammengeschlossen. Nach 1900 beschäftigten sich viele Familien mit dem Flechten der Rohrsitze oder dem Raspeln von Sesselteilen für die Niemeser Möbelfabriken; auch wurde astfreies Holz auf Späne für die Glasfabriken zerhobelt. Nach dem 1. Weltkriege entwickelte sich die Maschinenschlosserei des Josef Gatter zu einem beachtlichen handwerklichen Betrieb.

Hühnerwasser hat kein fließendes Wasser; der um das herrschaftliche Schloß gelegene 14 a große Schloßteich wurde nur durch in der Nähe befindliche Quellen gefüllt. Der sogenannte alte Teich war seit Jahren aufgelassen. Zur Wasserversorgung dienten sehr viele Schöpf- und Ziehbrunnen. Es kam auch vor, daß bis in Plauschnitz Wasser geholt werden mußte.

In die Stadt münden die Reichsstraßen von Niemes, Münchengrätz und Weißwasser, ferner die Bezirksstraße von Oschitz. Die alte Leipaer Straße war nur noch ein gewöhnlicher Fahrweg. Hühnerwasser hatte seit 1868 ein erneuertes Postamt und seit 1904 ein eigenes Telephon- und Telegraphenamt. Über Hühnerwasser ging schon um 1600 der Postverkehr von Zittau nach Prag. Die nächsten Bahnstationen waren Niemes und Weißwasser.

Die Pfarrkirche in Hühnerwasser, dem heiligen Gallus geweiht, ließ 1724 Gräfin Margarete von Waldstein erbauen. Die Spitzbogenwölbung des Presbyteriums und der Taufstein scheinen schon dem früheren Gotteshaus aus vorhussitischer Zeit angehört zu haben. Beachtenswert war der Johannis-Altar aus der im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts abgebrannten Johanniskirche, die bei den Hanshäuseln am Wege nach Hirschberg stand. Die Glocken der Pfarrkirche hatten kein hohes Alter. Am 22. Dezember 1290 wird eine Kirche in Hühnerwasser das erste Mal erwähnt. Sie war bis zu dieser Zeit eine Filialkirche zu Schloß Bösig, wurde um 1624 lutherisch und erhielt als kath. Kirche 1724 wieder ihre Selbständigkeit zurück.

Letzter Pfarrer vor der Vertreibung war A. Wagner.

Eine Schule wurde bereits 1813 gebaut; sie war bis zur Ausschulung des Ortes Obergruppai im Jahre 1883 fünfklassig, dann vierklassig. 1904 wurde das Schulhaus um ein Stockwerk vergrößert. An dieser Schule unterrichteten die Oberlehrer Hübner, Otto Schwarz und Anton Kleinert.

Das Rathaus wurde 1889 in einem neuen Gebäude in der Kirchengasse eingerichet. Im Rathaus war auch der Gendarmerieposten untergebracht. Das Stadtarchiv enthielt unter anderen eine aus Leder geflochtene „Gerichtshand“ und mehrere alte Stadtbücher aus den Jahren 1636, 1721 und 1787.

Die letzten Bürgermeister vor 1945 waren Wenzel Sperlich, Albin Palme und Ernst Ludwig.

Eines der ältesten Gebäude war das herrschaftliche Schloß, ein dreiteiliger Bau mit dem Wappen der Berka über dem Haupttor. Das Schloß wurde wahrscheinlich im 16. Jahrhundert an der Stelle einer alten Veste erbaut. Es diente in der letzten Zeit als Wohnsitz des herrschaftlichen Oberförsters.

Am 11. Oktober 1778 übernachtete hier Kaiser Josef II. auf dem Wege von Böhm. Aicha nach Hohlen. 1866 diente das Schloß zur Aufnahme der verwundeten Soldaten.

Hühnerwasser bildete mit Weißwasser eine Allodialherrschaft. Schon im 12. Jahrhundert gehörten beide

Güter der Krone Böhmens. Sie waren später im Pfandbesitze der Herren Berka von Duba, so 1337 Heinrich, 1391 Ehwal, 1447 Paul, 1594 Alesch, 1608 Gottlob. Gottlob studierte in Heidelberg und war Oberstburggraf in Böhmen. Nach der Schlacht am Weißen Berge wurde seine Doppelherrschaft konfisziert und ging 1622 an Herzog Wallenstein über. Nach dessen Ermordung verlieh sie der königliche Fiskus 1644 dem Feldmarschallleutnant Otto Heinrich Grafen von Coretto und Millesimo, der sie am 1. Jänner 1678 an den Grafen Ernest Josef von Waldstein, Herr auf Münchengrätz und seit 1680 auch auf Hirschberg, verkaufte. Von dieser Zeit an blieb die Herrschaft ununterbrochen bis 1945 im Besitze der Grafen von Waldstein.

Aus der Ortsgeschichte

* Der Heimat treu *

STADT GEMEINDE * HÜHNERWASSER *

Hühnerwasser hieß eine lange Zeit Freistadt (1359, liberia civitas) und war bereits im Jahre 1279 eine Stadt und ein Marktort. Das Stadtwappen zeigt einen Bären, der unter einer Linde ruht. Über die Namensgebung erzählt die Sage, daß eine Henne in der „Klinke" Wasser aus dem Sand gescharrt hat, wo in der Nähe der Schule die wasserarme Stadt einen ausgiebigen Brunnen hatte.

Ihren Ursprung soll die Stadt Pechsiedern, Kohlenbrennern und Holzmachern verdanken. Sie ist eine Gründung Konrads von Graber. Bereits 1684 wurde die Weberzunft gegründet. Die Zunftbücher waren in einer 1794 angeschafften Lade verwahrt.

Im Wald an der alten Straße nach Höflitz bestand eine Glashütte. 1722 war Kaspar Bayer hier Glashüttenmeister.

1680 herrschte in Hühnerwasser die Pest. Die Seelsorge bei den Pestkranken versah der Augustiner Navigius Runge, der seit 1677 die Pfarrei verwaltete. Ein ehrwürdiges Steindenkmal auf dem Marktplatz erinnerte an diese Zeit.

Hühnerwasser litt in Folge der Lage am Knotenpunkt mehrerer Straßenzüge vielfach unter Kriegsereignissen.

Im Jahre 1468, während der Wartenberger Fehde, zogen die Landsknechte des Lausitzer Städtebundes durch Hühnerwasser gegen Turnau und zurück.

Nach der Schlacht bei Lobositz (1756) überwinterte in der Stadt die Kavallerie vom Regiment Liechtenstein.

Am 14. Juli 1757 rückte nach der Schlacht bei Kolin die österreichische Hauptarmee über Hühnerwasser gegen Niemes und Deutsch Gabel vor.

Am 2. August 1778 kamen Österreicher unter Gyulai und de Vigne von Niemes her und marschierten weiter gegen Backofen.

Am 5. September 1778 machte ein österreichisches Grenzbataillon einen vergeblichen Angriff gegen die Preußen, die ihre Vorposten von Niemes her bis Hühnerwasser vorgeschoben hatten. Auch 1813 kamen französische Abteilungen bis Hühnerwasser, das von österreichischen Husaren besetzt war.

Am 26. Juni 1866 fanden in und um Hühnerwasser, besonders an der Reichsstraße nach Münchengrätz, entscheidende und verlustreiche Gefechte statt. Der Verlauf dieser Kämpfe wird im geschichtlichen Teil dieses Heimatbuches ausführlich geschildert. Bei den Österreichern fielen 13 Offiziere und 264 Mann, bei den Preußen 4 Offiziere und 56 Mann. Sie ruhen in Soldatengräbern auf dem Friedhofe in Hühnerwasser und in Gräbern an der Straße und im Walde nach Münchengrätz.

Auf einem an der Straße nach Niedergruppai vor dem Wald 1887 errichteten, mit einem Eisengitter umgebenen Obelisk standen auf einer Marmortafel die Worte: „Für die am 26. Juli 1866 gefallenen österreichischen Krieger."

Die Machthaber nach dem 2. Weltkriege ließen die Marmortafel entfernen und eine eiserne mit der Aufschrift „Hier ruhen zwei tschechische Soldaten" anbringen.

Für die gefallenen Krieger veranstaltete die Stadt in Gemeinschaft mit dem Veteranenverein alljährlich Ende Juni am großen Kriegerdenkmal eine Feierstunde.

Drei eingemauerte Kanonenkugeln am damaligen Hirschenwirtschaftshause an der Niemeser Straße rührten von damals her.

Persönlichkeiten der Stadt

Stellvertretend für viele seien hier genannt:

Dr. Franz Gröschel, geb. 1. 1. 1835, Sohn des Schnittwarenhändlers, war Regimentsarzt 1866 bei der Südarmee und wurde mit dem „Goldenen Verdienstkreuz der Krone" ausgezeichnet, sein jüngerer Bruder, Kaiserl. Rat W. E. Gröschel, Kaufmann, hat sich um die Stadt Tetschen große Verdienste erworben.

Dr. Heinrich Arnold Gatter war Kurarzt in Karlsbad.

Fachlehrer Anton Hanel, 1871 in Hühnerwasser geboren, wurde 1899 als Lehrer der Glasmalerei an der Glasfachschule in Haida angestellt.

Josef Kummer, geboren in Hühnerwasser, siedelte sich um 1774 als Kupferstecher in Grottau an. Bis 1816 arbeitete er für die Zeitschrift „Zittauer Tagebuch". Er war es auch, der 1795 die erste Ansicht von Grottau aufnahm und in Kupfer stach.

Karl Gabriel Schubert, geboren am 7. März 1849 in Hühnerwasser, war Prämonstratenser – Ordenspriester.

Fachlehrer Alois Zehart, geboren am 7. 10. 1895, war Oberlehrer an der Volksschule in Woken und nach 1939 Fachlehrer für Musik und Gesang an der Lehrerbildungsanstalt in Trautenau, ein musik- und stimmbegabter, geschätzter Lehrer, Erzieher und Pädagoge. Hühnerwasser verdankt ihm das Heimatlied, das vom jungen Kapellmeister Wenzel Kaiser vertont wurde.

Im schönen deuschen Böhmerland
Heimatlied von Alois Zehart, Weise von W. Kaiser

Im schönen deutschen Böhmerland
weiß ich ein Städtelein,
dort führte mich mit treuer Hand
als Kind mein Mütterlein.
Aus Mutterarm und Vaterhaus
zog ich in Feld und Wald hinaus
und in die Seele zaubrisch mild
zog ein der Heimat süßes Bild.
Der Abendglocke Feierklang
leis mahnend mir ins Herze drang.

„Das ist die Heimat mein,
schließ fest ins Herz sie ein,
wenn sie dich fragen in späteren Tagen,
rufe beseeligt, dort bin ich daheim."

Die Jahre flogen rasch dahin
in froher Kinderzeit.
Und mit den Schwalben wollt ich ziehn,
hinein ins Land recht weit.
Manch schönes Fleckchen konnt ich schaun,
mein Herz erfreun an Gottes Auen.
Wie vieles hat in reichster Pracht,
dem Wandrer grüßend zugelacht.
Doch mitten in der Freude Chor
stieg sehnend heiß der Wunsch empor.

„Heimat, o Heimat mein,
laß mich dein Kind wieder sein.
Auf allen Wegen rufts mir entgegen,
Friede und Glück blühn für Dich nur daheim."

Was auch an Glanz und Herrlichkeit
voraus die Fremde hat,
mein Herze hab ich dir geweiht,
du liebe Vaterstadt.
O, schenke Freude Dir und Glück
ein ewig waltendes Geschick,
wenn Feinde drohn und bittre Not,
schütz dieser Arm dich bis zum Tod.

Dann drücket mir die Augen zu
und singet leis zur letzten Ruh:

„Heimat, o Heimat mein,
nimm auf dein Kindelein.
Gönn ihm die Wonne der Heimatsonne
in deutscher Erde ein ewig daheim.“

Dieses Lied spiegelt die innige Verbundenheit mit der Heimat wider. Leider haben sich die Worte seines Liedes nicht erfüllt. Unsere geliebte Heimat hat für ihre Kinder keinen Platz mehr. Kein deutsches Wort, kein deutsches Lied erklingt mehr auf den Straßen, auf den Wegen und in den ausgedehnten Wäldern.

Ludwig Max aus Hühnerwasser war weit und breit als „Plampatsch“ (Hochzeitsbitter) bekannt.

Er war ein Original, volkstümlich, fröhlich und sangesfreudig. Wenn in einem armen Hause eine Hochzeit stattfinden sollte, ging er hin und sagte: „Ich war bei Euer Huchst mitgiehn und dos kost Euch nischt, aber wos zu saufn müßt Ihr mir schunn gahn!“ Einmal war er in Schiedel bei einer Hochzeit und es war schon heller Tag, als er den Weg nach Hühnerwasser antrat. Hinter Schiedel überkam ihn eine sonderbare Müdigkeit, setzte sich in den Straßengraben und schlief ein.

Da kam ein junger Mann des Weges und sah Ludwig dort in süßer Ruh, nahm ihm seine Gitarre und trug sie zurück ins Hochzeitshaus. Als Ludwig erwachte, vermißte er seine Gitarre, murmelte vor sich hin: „Die hab' ich wieder vergessen“ und ging ins Hochzheitshaus nach Schiedel zurück.

Ludwig war auch der letzte Regimentstambour eines bekannten Reichenberger Regiments. 1933 wurde er in Reichenberg bei einer großen Feier von seinem ehemaligen Hauptmann besonders geehrt.

Die Familie Gatter

Wer kannte nicht das große Haus am Marktplatz in Hühnerwasser, den Wohnsitz der kinderreichen Familie Gatter.

Es wurde im Jahre 1692 von der Thurn-Taxischen Postverwaltung als Poststation an der alten Handelsstraße Zittau – Prag erbaut. Es war die älteste Poststation im Kreise Böhm. Leipa.

Nach dem Bau der Eisenbahnlinien und der dadurch erzwungenen Stillegung der Pferdepost wurde die Poststation von der Familie Gatter erworben.

Nach einer alten Familienchronik und den amtlichen Kirchenmatriken war „Hanns Gatter aus Saberth“ (1660–1720) der früheste Vorfahr der Familie Gatter in Hühnerwasser. Es ist anzunehmen, daß die Familie Gatter bereits viel früher in Hühnerwasser ansässig war. So wird in der Steuerrolle aus dem Jahre 1634 (dem Theresianischen Kataster) im nahen Budikow Christoph Gatter erwähnt, der möglicherweise der Vater des genannten Hanns Gatter (1660–1706) gewesen sein dürfte.

Ein Anverwandter der Familie Gatter, David Bretschneider (1600–1706), lebte in Hühnerwasser und war nach dem ältesten Grundbuch von Hühnerwasser hier Hauseigentümer.

David Bretschneider überlebte in Hühnerwasser die Zeit des 30jährigen Krieges und die große Pestepidemie. Er starb nach der Eintragung in der Kirchenmatrik im Jahre 1706 im biblischen Alter von 106 Jahren.

Vor dem 1. Weltkriege lebte in Hühnerwasser Franz Seraphikus Gatter (1828–1909) als Schlossermeister und Kaufmann. Er war der Sohn des früh verstorbenen Steinmetz Wenzel Gatter (1795–1840). Aus 1. Ehe mit Helene, geb. Gröschel, stammen 3 Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn war Josef Gatter (1854–1929). Er erlernte den Beruf des Vaters und betrieb in Hühnerwasser eine größere Maschinenschlosserei, bildete viele Lehrlinge aus und baute u. a. die Wasserleitung in Wolschen und Proschwitz.

Aus seiner Ehe mit Maria, geb. Eiselt aus Petersdorf, stammen 8 Kinder (7 Söhne und 1 Tochter).

Die Söhne studierten und brachten es in der Forstverwaltung, als Ingenieure, Geometer und Kaufleute in beachtlichen Stellungen zu hohem Ansehen.

Der älteste Sohn, Willy Gatter, Maschinenbauingenieur, baute ab 1932 in Reichstadt in einem kleinen Betriebe bereits vor dem Volkswagen einen Kleinkraftwagen, das „Gatter-Auto“.

In 2. Ehe war Franz S. Gatter (1828–1909) mit Jo-

Gatterhaus

hanna, geborene Kauschka (1846–1901), verheiratet. Johanna stammte väterlicherseits aus der Großfamilie der Kauschka in Obergruppai, mütterlicherseits aus der bäuerlichen Familie der Zekorn in Gablonz. Aus der 2. Ehe stammen 2 Söhne. der ältere Sohn, Ludwig, absolvierte die k. u. k. Kadettenschule in Prag und wurde Offizier. Seine Stiefschwester Helene war mit dem Gründer der Pianoforte-Fabrik in Böhm. Leipa verheiratet. Nach dem Tode des Gründers bat sie den Stiefbruder, das Unternehmen weiterzuführen. Ludwig Gatter quittierte daraufhin als Oberleutnant und Regimentsadjutant den Dienst in der Armee und erwarb, nachdem er sich in der Hofpianoforte-Fabrik Feurich in Leipzig die notwendigen Fachkenntnisse erworben hatte, das Unternehmen in Böhm. Leipa.

Er brachte es rasch zum Aufblühen. Die Flügel und Pianos waren von unübertroffener Qualität und fanden nicht nur auf dem weiten Gebiet der damaligen österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern auch in fast allen Staaten Europas, ganz besonders in Großbritannien und dessen Kolonien, hohe Anerkennung und Absatz. Selbst aus dem fernen Japan kamen Aufträge.

Im Jahre 1914 war das Unternehmen in Böhm. Leipa bereits die drittgrößte Pianoforte-Fabrik in ganz Öster-

reich-Ungarn. Ludwig Gatter war Commerzialrat und erwarb sich in Berufskreisen viele Freunde.

Der jüngere Sohn aus der zweiten Ehe des Franz S. Gatter (1828–1909), Arnold, studierte in Prag an der Karlsuniversität Medizin und ließ sich als Kurarzt in Karlsbad nieder. Viele Jahre reiste er in den Wintermonaten nach Rußland, um Einladungen seiner Karlsbader Patienten Folge zu leisten.

Außerhalb seines Berufes fand er Anerkennung als Heimatforscher. Nicht unerwähnt darf in diesem Zusammenhang seine Schrift über das Gefecht in und um Hühnerwasser zwischen Österreichern und Preußen im Jahre 1866 bleiben, die er auf Grund seiner genauen Ortskenntnisse und Nacherzählungen von Augenzeugen aus jener Zeit verfaßt hat.

Die Sommerfrische Hühnerwasser

Hühnerwasser hatte sich nach dem 1. Weltkriege wegen seiner wunderbaren Lage und den geschichtlichen Denkwürdigkeiten zu einer beliebten Sommerfrische entwikkelt. In Baumgrün gebettet lag es da in seiner stillen, vom großen Weltbetriebe unberührten Art. Von welcher Seite immer man kam, riefen die dunkelgrünen Nadelwälder dem Wanderer ein „Willkommen" zu. Aus den Wäldern grüßten der ruinengeschmückte Bösig, der sagenumwobene Roll und der mächtige Jeschkenrücken.

Wer einen weiten Rundblick genießen wollte, konnte einen der beiden Buchberge (473 m) ersteigen. Der kleinere bot einen herrlichen Rundblick auf einen Kranz von Bergkegeln, auf ein großes Waldmeer und dazwischen glitzernd und glänzend im Sonnenscheine der Heideteich, der Hirschberger Großteich, der Hirnser- und Kummerteich. Nur 10 Minuten vom Stadtinnern entfernt befand sich in einem freizugängig gelegenen Wiesengelände ein Badeteich, Wanderwege führten über Glashütte und das Forsthaus nach Höflitz oder auf dem Mühlweg nach Obergruppai, ein anderer zum Forsthaus Eierbrunn oder durch den Tiergarten nach Straßdorf. Sehr lohnend war der Wanderweg durch den Tiergarten am Wawrauschkenteich vorbei nach Kummer am See oder ein anderer über Jesowei nach Radechow zum Jagdschlößchen. Weitere Wanderziele waren die Stadt Hirschberg am See über Straßdorf und Heidemühl und der Wanderweg auf die Burg Bösig.

Sehr aktiv waren die zahlreichen kulturellen, sportlichen, völkischen und wirtschaftlichen Vereine und Verbände: Freiwillige Feuerwehr, Veteranen-, Turn-, Gesangs-, Musik-, Radfahr-, Verschönerungs- und Theaterverein, Bund der Deutschen, Deutscher Kulturverband, Landwirtschaftlicher Verein, Raiffeisenkasse u. a. m.

Die gute Entwicklung als Sommerfrische und als Stadt an der Sprach- und Reichsgrenze hat der Ausgang des 2. Weltkrieges zunichte gemacht.

Die Deutschen wurden aus ihrer Stadt vertrieben.

Hühnerwasser ist heute eine zerstörte Stadt, die Häuser wurden niedergerissen, es entstanden neue Unterkünfte für die russischen Soldaten, das Land um Hühnerwasser ist ein russischer Stützpunkt geworden, die Bevölkerung hat keinen Zutritt mehr.

Straßdorf

Das Dorf liegt 4 km westlich von Hühnerwasser im waldstein'schen Tiergarten. Das Grundausmaß beträgt 1747 ha, davon ist 9/10 Wald. Aus dem nördlichen Tiergarten ragen der Gr. Buchberg (474 m) und der Kl, Buchberg (426 m) heraus. Es sind Basaltberge. Kleinere Erhebungen sind der Goldberg (322 m), Eichelberg, Weiße Stein und der Wischkenberg (316 m). Der Tiergarten war ein Naturschutzgebiet besonders für Schwarzwild, Edel- und Damhirsche und Wildschafe.

Das Wasser sammelt sich im Dürnsten-, Straß- und Wawrauschkenteiche (25 ha). Sie werden der Reihe nach vom Kummerteich gespeist, der seinen Ursprung nördlich von Hühnerwasser beim „Gelben Stein" hat. Der Dürnstenteich erhält auch Zuflüsse aus dem angrenzenden Moore des „Wüsten Teiches".

Zur Gemeinde gehörten die Ortsteile Pechofen (Forst- und Hegerhaus am östlichen Eingang des Tiergartens), der Tannelgarten (Hegerhaus mit Zapfendörre), das Straßdorfer Forst- und Adjunktenhaus, die Wawrauschkenmühle mit dem Hegerhaus, insgesamt 7 Häuser, die alle im Besitz der Herrschaft waren.

Als Flurnamen sind bekannt:

Wüster Teich, Karbe, Gelber Stein, Beim Wegzeiger, Lecke, Lehmgruben.

Der Ort zählte 13 Häuser mit 51 Einwohnern, es waren Forstleute, Waldarbeiter und Pechsieder.

Straßdorf war mit Waldwegen mit den umliegenden Nachbarorten verbunden. Die Post wurde von Hühnerwasser besorgt.

Der Ort gehörte zur Stadt Hühnerwasser und war zu dieser Stadt eingepfarrt und eingeschult.

Die Güter um Straßdorf gehörten in alter Zeit den Benediktinern, die sie 1679 an die Herrschaft Hirschberg abtraten.

Erst nach dieser Zeit dürfte der Ort entstanden sein.

Wo stand die sagenhafte Stadt Urlo?

Das Polzental weist eine beträchtliche Anzahl verschwundener Orte auf, deren Bestand zum Teil geschichtlich verbürgt ist. In der Umgebung von Niemes wären zu nennen: Niederwald bei Schwabitz, Pilzdorf im Gehege Gebendorf bei Luh und vor allem die Stadt Urlo. Von jeher hat diese geheimnisvolle Stadt die Phantasie des Volkes beschäftigt. Uralte Sagen erzählen uns von ihrer Macht, ihrem Reichtum, aber auch von ihrem Untergang. Die topographische Lage derselben war jedoch den wenigsten bekannt, nur die nächsten Umwohner wußten, wo einstmals das sagenhafte Urlo gestanden haben soll. Zehn Kilometer von Niemes und ein und einen halben Kilometer westlich von Hühnerwasser, auf der Wasserscheide zwischen Iser und Polzen, liegt das Gelände dieser Sagenstadt. Mündliche Überlieferungen erzählen, ihre Bewohner hätten durch ihre lasterhafte Lebensführung den Zorn Gottes heraufbeschworen. Eine furchtbare Erdbebenkatastrophe vernichtete zur Strafe die Stadt samt dem größten Teile ihrer Bewohner. Nur der gegen Westen gelegene Trakt der Ringmauer, welche die Stadt in Form eines Viereckes umschloß, soll teilweise erhalten geblieben sein, alles übrige versank in die Tiefe. Die Sage berichtet weiter, daß dieser stehengebliebene Rest der Ringmauer in seiner Vorzeit vom Teufel und seiner höllischen Sippe erbaut worden sein soll.

Sehen wir, was von all den Herrlichkeiten oberirdisch erhalten geblieben und sichtbar ist. Eine kurze Wanderung von 20 Minuten führt uns von Hühnerwasser am Friedhofe vorüber durch wogende Getreidefelder hinaus zu den sogenannten Buschhäusern und schon sind wir am Ziele, an der Stätte, wo sich vor undenklichen Zeiten das stolze Urlo erhob. Das Gelände zeigt gegenwärtig zur größeren Hälfte Ackerfluren, zur kleineren Wald. Am Saume desselben stehen die Buschhäuser, ein Weiler, der von zwei kleinen Holzhäusern und einem massivgebauten Jägerhaus gebildet wird. Obwohl man beim Tiefbau und sonstigen Erdbewegungen wiederholt auf Mauerwerk und Bauschutt gestoßen sein soll, bieten die eintönigen Feldfluren dennoch nichts Merkwürdiges und unbefriedigt wenden wir uns dem Walde zu. Der Weg führt an den genannten drei Häusern vorüber zu einem an den Wald grenzenden, mit üppigem Rasen bewachsenen Platz, der von einer riesigen Hainbuche beschattet wird. Frommer Sinn hat den Stamm derselben mit Heiligenbildern geschmückt und ein davor stehender Betschemel lädt den Wanderer zur Andacht ein. Ein Heiligtum im wahrsten Sinne des Wortes. Lautlose Stille umgibt uns, nur durch das Gezwitscher der Waldvögel unterbrochen. Von hier führt ein schmaler Pfad zwischen dem Forsthaus und dem daneben stehenden Dörrhaus, das zum Zwecke der Samengewinnung aus den Zapfen der Nadelhölzer von der herrschaftlichen Forstverwaltung erbaut wurde, durch in den Wald. In wenigen Minuten stehen wir vor einer wallgrabenartigen Vertiefung, die in einer Länge von fast 1 Kilometer schnurgerade den Wald durchzieht. Die Breite des Grabens beträgt zwei bis vier Meter, die Tiefe ein bis drei Meter. Dort, wo der Graben von Fuß- oder Fahrwegen überquert wird, ist er der Breite des Weges entsprechend ausgefüllt. In seinem südwärts gelegenen Teile, der schon innerhalb des eingezäunten Tiergartens liegt, durchschneidet der Graben einen Felsen von Plänerkalk. Allenthalben auf der Sohle desselben liegt Schutt. Daß hier eine Mauer stand, erkennt man auf den ersten Blick. Menschenhände haben hier gründlich aufgeräumt. Der in dieser Gegend herrschende Mangel an Baumaterial hat eben seit den ältesten Zeiten die Bevölkerung bewogen, die Mauer als Steinbruch zu benützen und nach jeweiligem Bedarf

abzutragen. Gar manches Haus in Hühnerwasser, man sagt auch das Schloß, sowie die Johanniskirche, die einstmals neben den Buschhäusern stand, sollen aus dem Material derselben erbaut sein. Die Kirche brannte vor mehr als hundert Jahren ab und wurde nachher dem Verfall überlassen. Vor einigen Jahrzehnten sollen noch beträchtliche Mauerreste von ihr zu sehen gewesen sein. Der Altar (Johannes der Täufer) wurde in die Pfarrkirche zu Hühnerwasser übertragen, wo er sich noch befindet.

Der erwähnte Graben zeigt deutlich Spuren planlosen Durchwühlens. Erhöhungen und Vertiefungen am Rande des Waldes zeigen den Standort von ehemaligen Gebäuden an. Bemerkenswert ist, daß das Gelände am Graben, wie auch dieser selbst, vom Volke „An der Teufelsmauer" genannt wird, eine Benennung, die jedenfalls auf langandauernder Tradition beruht, so wie der Name der Stadt, dessen Deutung bis jetzt nicht gelungen ist. Neben „Urlo" finden wir auch „Urli", ja sogar „Urlau" und das mundartlich volkstümliche „Orle". Vor etwa drei Jahrzehnten erschien in der „Reichenberger Zeitung" ein Artikel über „Verschwundene Orte südlich vom Jeschken. Dort heißt es, daß man vom Gipfel des Jeschkens aus einstmals die Türme der Stadt Urli erblickte. Weithin sichtbar muß diese Stadt in der Tat gewesen sein, dies ergab sich aus der Lage auf der Wasserscheide zwischen den beiden Flüssen.

Das eingangs erwähnte Pilzdorf wurde im Hussitenkriege verheert, Niederwald 1631 beim Sachseneinfall (Dreißigjähriger Krieg), Gebentdorf soll durch Brand vernichtet und nicht mehr aufgebaut worden sein, über das Ende der Stadt Urlo schweigt die Geschichte gänzlich. Nach mündlichen Überlieferungen soll sich bei der erwähnten sagenhaften Erdbebenkatastrophe ein Teil der Bewohner durch rechtzeitige Flucht gerettet haben; diese gründeten dann nahe bei Urlo eine neue Stadt, das heutige Hühnerwasser. Zweifellos hat sich hier ein ähnlicher Vorgang abgespielt, wie bei dem nahen Weißwasser und der Stadt, die ehemals am Fuße des Bösigs stand. Wegen Wassermangels wurde diese Stadt an den Bach Bela verlegt, es ist das heutige Weißwasser. Auch das alte Urlo mag Wassermangel gelitten haben, die nächsten Quellen liegen im heutigen Hühnerwasser, so daß auch in diesem Falle die Annahme einer Stadtverlegung nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen ist. Ja, der Topograph Jaroslaus Schaller (1790) geht noch weiter, er nennt Hühnerwasser, das im frühen Mittelalter Freistadt (libera civitas) hieß und 1292 schon eine Pfarrkirche besaß, in seinem Werke Urlo (er schreibt Urrlo). Die Benennung Hühnerwasser, die in alter Schreibung Hünnerwasser, Gewandwasser, ja sogar Himmelwasser lautet, tritt erst im 15. Jahrhundert auf. Auffällig ist ferner die Tatsache, daß unser Hühnerwasser in der Geschichte sofort als fertige Stadt auftritt, so daß unsere Vermutung fast als Gewißheit angesprochen werden kann: Hühnerwasser ist die Fortsetzung von Urlo.

Edmund Friedrich, Niemes

Der große Waldbrand

In der Nähe des Städtchens Hühnerwasser ragt aus den weiten Wäldern der Bösig mit seiner großen Burgruine besonders heraus. Die alte Burg ließ Karl der IV. erweitern und in der Burg eine gotische Kapelle mit einer Empore erbauen. Die Burg Bösig war mit dem Kirchlein und dem Bildnis der Madonna von Montserrat ein bekannter Wallfahrtsort, war Ziel vieler Prozessionen und gläubiger Christen aus der näheren und weiteren Umgebung.

Die Wallfahrt zum Bösig war schon wegen des gepflegten Waldes mit den hundertjährigen verdorrten Eichen und des sich stundenlang dahinziehenden Weges lohnenswert. All diese Herrlichkeit wurde ein Raub der Flammen von nie erlebter Grausamkeit.

Ich war auf Vieheinkauf, so berichtet Josef Kauschka und kam zu Mittag bei meinen Schwiegereltern in Proschwitz an. Dort sprach man von einem Großfeuer in Hühnerwasser. Ich setzte mich schnell auf das Fahrrad und in einer halben Stunde war ich in Hühnerwasser. Doch vom Feuer war nichts zu sehen. Das wütete zwischen den Bösig-Bergen und dem Waldrand von Hühnerwasser. Ein Stück hinter der „Dörre", wo der Weg etwas bergab führt, kamen die Löscher und rieten uns, wegen Verbrennungsgefahr sofort umzukehren.

Vom Dörre-Hegerhaus gingen wir den schönen Weg zum Gipfel, von wo wir das Krachen und Donnern des

Riesenfeuers, das sich in den Baumwipfeln rasend verbreitete, hörten.

Wir befanden uns im Buchenwald und konnten von hier oben genau beobachen, wie sich das Feuer, angefacht vom starken Ostwind, unten bei den grünen Kiefern und Fichten prasselnd und donnernd in Windeseile weiterfraß. Inmitten dieser Feuerhölle war besonders das kleine Dörfchen Straßdorf mit einigen Forst- und Arbeiterhäusern, weil vom dichten Waldbestand umgeben, gefährdet. Zur Eindämmung des Feuers wurden von den Arbeitern ringsum die grünen Bäume gefällt, so daß das Flugfeuer keine Nahrung fand und damit das Dorf gerettet werden konnte.

Dieser große Waldbrand wütete im Hochsommer 1929. Seine große Ausdehnung wurde nicht wie üblich durch Flächenbrand, sondern durch Baumwipfelfeuer, das mit unglaublicher Schnelligkeit dahinrast, verursacht. Jedes Lebewesen wurde auf dem breiten Brandweg vernichtet, es gab kein Entrinnen, sämtliches Wild im Tiergarten ging zugrunde. Dem Brand fielen mehrere Quadratkilometer hoher Waldbestände zum Opfer. Brandreste und Flugasche wurden nachher bis an der sächsischen Grenze gefunden.

Josef Kauschka

Die Pflaumbäumel-Lizitation

An ollen Ausfohrtstroßen, wie noch Niems, Weißwosser, Niedergruppai und ouch noch Schiedel hotten unsere Stodtväter Obstbäume gepflanzt. Meistens worn Pflaumbäume, ganz wenige Birnbäume. Und die wurden dann ey Luse eigeteilt und verlizitiert. Tage zuvor gingen 2 Stodtbedienstete, Fibinger Harmonn und der Ustermonn Anton als Polizist und hon je noch Ertrag, 10–12 Bäumel ey Luse eygeteilt und sie mit Nummernzettel kenntlich gemacht. Dann hot der Polizist Ustermonn mit der Trummel bekannt gemacht, welchen Sunntag, Uhrzeit und Traffpunkt. Meistens worn solche Interessenten mit viel Kinder, die salber kenn Obstgorten hotten. Dann ging die Prozession lus. Der Borgemeister Sparlich, hott für ey poor Kronen en Vorschlag gemacht und hott ne lange treiben lossen. Dann gings gleich wetter, denn bis olle Stroßen durch worn, vergingen viel Stunden und olles zu Fuß. Und Interessenten wurden ouch winger. Der Stodt-Sekretär hott gleich kassiert. Monche worn ouch mißtrauisch, die hotten Struwischel ey ihre Bäume gemacht, wenn die Lusnummern obgerissen sein sollten. Dann gings ouch gleich ans ernten. Buckelkörbeweise wurden heym getron, denn man konnte doch ne lauter Pflaumknödel davone machen, ney der Winter wor jo lang und do wurde Povidel gemacht, eygelegt ey Hofen und gedarrt. Sugor die Pflaumkarne hommer ufgeklopt und hon die Meysel für Weihnachtsbäckerei gebraucht. War machte sich denn heute noch die Mühe, es wor halt früher su.

Franz Baran

Jesowei

Jesowei erstreckt sich auf einer großen Waldblöße zwischen den Reichsstraßen Niemes – Münchengrätz und Weißwasser – Hühnerwasser 2 km südlich von Hühnerwasser und 4 km lang bis nahe an Niedergruppai. Das Gemeindegebiet umfaßt 915,36 ha, davon ist die Hälfte Wald, ⅓ ist Besitz der Herrschaft Waldstein.

Das Ortsgebiet ist eben, nur gegen Norden erhebt sich aus dem Quadersandstein die Horka (398 m), auch Jesoweier Berg genannt (Basalt).

Jesowei hat keine fließenden Gewässer, die Bewohner beziehen das Trinkwasser aus Brunnen und aus einer 25 Minuten entfernten Quelle (Eierbrunnen).

Der Ort teilt sich in das Ober- und Niederdorf, die Flurnamen sind deutschen Ursprungs: Lerchenfeld, Am Fichtich, Ziegenring, Auf der Wustiche.

Jesowei war eine selbständige Gemeinde, gehörte zum Gerichtsbezirke Weißwasser, nach 1938 zum Gerichtsbezirke Niemes.

Der Ort zählte 71 Häuser mit 361 Einwohnern. Der vorherrschende Erwerb war Ackerbau und Viehzucht.

Die Bezirksstraße von Jesowei nach Eierbrunn verband den Ort mit der Reichsstraße Hühnerwasser – Münchengrätz. Die Post wurde von Hühnerwasser besorgt, nächster Bahnhof ist Weißwasser.

Jesowei gehörte zum Kirchsprengel Hühnerwasser, die Hausnummern 1 bis 10 nach Niedergruppai. Im Dorf

Jesowei, Kirchweih mit Adlerschießen

waren zwei Kapellen. Diese befanden sich in Privatbesitz.

Eine Schule wurde 1895 gebaut. 1909 besuchten 67 Schüler die einklassige Volksschule.

Im Ort waren folgende Vereine tätig: Freiwillige Feuerwehr, Land- und Forstw. Verein, Landjugend. Im Ort war das Bogenschießen sehr beliebt. Zur Kirchweih veranstaltete man gern das „Adlerschießen".

Auf dem „Reitwege" erinnerten 2 Steinmale an Gefallene im Bruderkrieg 1866.

Über den Ort ist geschichtlich wenig bekannt. Er ist wohl mit den Nachbarorten als Waldhufendorf entstanden.

Der Ortsname weist zwar auf einen tschechischen Stamm hin (jezovy – von jez = Wehr oder Damm), ist aber eine deutsche Siedlung.

Ober-Gruppai

Ober-Gruppai liegt 2 km östlich von Hühnerwasser, schließt an den südlichen Teil des Dorfes Schiedel an und zieht sich längs eines Tales bis zum Forsthaus „Drehe" an der Reichsstraße Hühnerwasser – Münchengrätz hin.

Das Flächenausmaß beträgt 1085,92 ha, davon ist die Hälfte Wald. An den Hängen zum Tal tritt der Sandstein hervor, die höchste Erhebung ist die Horka (415 m).

Durch das Dorf fließt der Mühlbach, früher auch Klokotschka Bach genannt. Er wird von den Quellen im Graben westlich des Meierhofes gespeist. Dieser Bachlauf versandete nach und nach und verlor sich unterhalb des Dorfes.

Die Flurnamen weisen auf deutsche Besiedlung hin: Ziegengraben, Steinkuppe, Heidehübel, Drachenhübel,

Hausbesitzerverzeichnis von Obergruppai

1 Pilch (Wagner)
2 Meißner
3 Seliger
4 Horak
5 Pusch/Ostermann
6 Schmidt/Dittrich
7 Ostermann
8 Hrdina
9 Eichler
10 Tumlirsch
11 Hrdina/Gottelt
12 Kuschka (Schmiede)
13 Kuschka/Kalpe
14 Heilek/Berg
15 Ramisch (Mühle)
16 Waldstein (Meierhof)
17 Bergmann
18 Kuschka
19 Teubner
20 Stand/Schich
21 Kuschka
22 Ostermann
23 Dittrich
24 Peschel (Bauer)
25 Schicht
26 Dittrich (Bauer)
27 Stand/Dirich
28 Dittrich
29 Horak (Bauer)
30 Schich
31 Kunze (Bürgermeister)
32 Ramisch
33 Pilch
34 Schich
35 Meißner
36 Ostermann
37 Bartosch
38 Haschler
40 Meißner
41 Peschel
45 Ostermann (Gasthaus)
50 Heilek
55 Pitzek
62 Max
66 Schule (Gemeinde)
69 Postelt

Ober-Krupai mit Schule und Kapelle

Hahnberg, Kriegerloch. Eingemeindet nach Obergruppai ist die *Hegerei Schlapka.*

Das Dorf ist eine selbständige Gemeinde. Im Ort bestanden 1931 66 Häuser mit 294 Einwohnern, ihr Haupterwerb war die Land- und Forstwirtschaft. Der größte Bauernhof umfaßte 32 ha Ackerland. Obergruppai war mit Schlapka nach Hühnerwasser eingepfarrt. Mitten im Dorf stand eine Kapelle, sie war der hl. Magdalena geweiht.

Der Ort besaß seit 1904 eine selbständige einklassige Volksschule. Der letzte Oberlehrer war Richard Stenzel.

Letzter Gemeindevorsteher und Feuerwehrkommandant der Gemeinde war Josef Kunze.

Das Dorf liegt an der Straße von Schiedel nach Ober-Rokitai. Die Post wurde von Hühnerwasser besorgt.

Folgende Vereine waren im Ort tätig: die Freiwillige Feuerwehr, der Kulturverband, der Landw. Verein und der Gesangverein.

Aus der Ortsgeschichte berichtet Chronist Kauschka:

„Im 9. und 10. Jahrhundert besaßen die Herren von Berka hier große Ländereien, dazu gehörte das Schloß (früher Veste) in Hühnerwasser. Dieser Landesherr ließ das Land hier urbar machen und errichtete zwei Meierhöfe. Um diese Meierhöfe sollen sich deutsche Siedler aus Sachsen und Franken angesiedelt haben. Nach der volkstümlichen mündlichen Überlieferung soll nach den zwei Gruppen auch der Ortsname entstanden sein (obere Gruppe, untere Gruppe, Ober- und Untergruppai). Die Herkunft des Namens ist aber nicht geklärt. Der Name hat zahlreiche Verwandte, z.B. Graupen im Erzgebirge,

Krupai bei Bilin, auch ist Crupilo ein im 9. Jahrhundert belegter Name, im tschechischen Stamm ‚krupy' bedeutet grob, roh (die letzten Deutungen sind Anmerkungen des Verfassers). Weitere Meierhöfe bestanden in dieser Zeit in Kridai, Kostersitz und Chlum bei Gablonz. Nach Auszügen aus dem Landesarchiv und eines Urbars des Klosers ‚Hradiště' bestanden im 15. Jahrhundert schon die Gemeinden Schiedel, Jesowei, Ober- und Nieder-Rokitai und Ober- und Nieder-Gruppai.

1771 fand die erste Numerierung der Häuser statt. In dieser Zeit waren 23 Häuser vorhanden.

Im 30jährigen Kriege wurden der Meierhof und der Ort zerstört und später wieder aufgebaut. Im oberen Ortsteil (im Graben) erinnert der Flurname ‚Schwedenfriedhof' noch an diese Zeit. Um 1900 ließ die Herrschaft Waldstein einen Teil der Äcker des Meierhofes aufforsten, den Rest der Felder nahmen Bauern in Pacht, das Restgebäude wurde als Hegerhaus verwendet.

Alte Familiennamen in Obergruppai sind die Namen Meißner (soll ein sächsischer Siedler sein) und Peschel (fränkischer Siedler).

Häufig ist der Familienname ‚Kauschka'. Aus diesen Familien gingen bedeutende Persönlichkeiten hervor.

Schiedel

Schiedel, ein deutsches Waldhufendorf, lag an der Bezirksstraße von Hühnerwasser nach Oschitz, 2 km von Hühnerwasser entfernt, 350 m ü.d.M., auf der Wasserscheide zwischen Iser und Polzen.

Das Dorf (Ober- und Niederdorf) war 2 km lang und hatte 1939 88 Häuser, davon waren 8 Baustellen, es zählte 317 Einwohner. Ihr Haupterwerb war die Landwirtschaft, daneben das Handwerk und Nebenbeschäftigungen im Wald.

Die höchste Erhebung ist die Horka (412 m), ein Basaltberg, auch die „Teufelsmauer" durchschneidet die Felder.

Schiedel hat keine fließenden Gewässer, ist wasserarm und besitzt einige tiefe Brunnen und kleine Teiche.

Die Flurnamen Tilke, Fiebich, Geweihter Brunnen lassen auf die deutsche Besiedlung schließen.

Die Post wurde von Hühnerwasser besorgt, nächste Bahnstation war Niemes.

Schiedel war nach Hühnerwasser eingepfarrt. Im Ort waren drei Kapellen vorhanden. Die Glocke auf der Ortskapelle trug die Jahreszahl 1737. Der Gelöbnistag wurde am 26. Juni gehalten. Seit 1854 hatte Schiedel eine eigene Schule, sie war bis 1909 einklassig, nach dem Aufbau auf die bestehende Schule im Jahre 1909 zweiklassig. Ein geschätzter Schulleiter, landwirtschaftlicher Berufsschullehrer und Bienenzüchter war Oberlehrer Wenzel Runge.

Schiedel war eine selbständige Gemeinde. Die letzten Gemeindevorsteher waren Josef Biegel, Nr. 64, Josef Eichler, Nr. 79 und W. Habel.

Aus der Ortsgeschichte

Chronist Anton Ostermann berichtet aus seiner Erinnerung:

Schiedel soll mit den Nachbarorten vom 12. bis 13. Jahrhundert als Waldhufenort von den Mönchen des Klosters „Hradiště" ausgesetzt worden sein. Die Waldungen, die von deutschen Siedlern gerodet wurden, gehörten zur Krone Böhmens, deshalb hat man die Siedlungen „Königliche Dörfer" genannt. Der Name Schiedel ist noch ungeklärt. Nach mündlicher Überlieferung soll er von Siedeln abgeleitet werden können. Im Süddeutschen bedeutet „Sidel" Kessel, Mulde –.

Der Ort gehörte im 15. und 16. Jahrhundert zum Obergericht Münchengrätz, von 1750 bis 1848 zum Amtsgericht Weißwasser und nach 1848 zum Gerichtsbezirk Niemes. Die Kaufverträge sind in deutscher Sprache abgefaßt, darin sind auch die Robottage aufgeführt. Im Kaufvertrage des Bauern Ostermann waren 52 Arbeitstage mit 1 Paar Ochsen und 27 Handarbeitstage festgelegt. Wenn auf dem Meierhofe die große Glocke erklang, wurde zur Robotarbeit aufgerufen.

Der Richter, der spätere Gemeindevorsteher, hatte eine große Gewalt. Wenn er in einer Verhandlung die „Eiserne Hand" auf den Tisch legte, gebot er über Recht und Unrecht.

Die Numerierung der Häuser wurde um 1800 durchgeführt.

Das Waldhufendorf
Schiedel bei Hühnerwasser

Horke
412 m

Schiedel, Kapelle und Kriegerdenkmal

Die Straße Niemes–Oschitz wurde 1875, die Straße nach Rokitai 1900 gebaut, der Hohlweg im Niederdorf nach dem 1. Weltkriege in Gemeinschaftsarbeit hergerichtet.

1890 kamen die ersten Dreschmaschinen mit Göppelantrieb auf. Nach und nach veränderte sich das Ortsbild, die Strohdächer wurden durch Ziegeldächer ersetzt, an Stelle der Holzscheunen entstanden Ziegelscheunen.

1932 wurde im wasserarmen Niederdorf von einem Rutengänger eine starke Wasserader festgestellt. Der dort gegrabene Brunnen hat einem großen Übel abgeholfen.

1922 wurde der Ort elektrifiziert.

Am Ortseingang gegen Woken stand seit alters her ein Steinkreuz in Form eines T. Weil es auf einen gesicherten Platz übersetzt werden sollte, stieß man bei den Grabarbeiten auf ein Skelett in hockender Stellung. Dieser Grabfund und auch andere Funde (Steinbeile, Speerspitzen u. a.) weisen nach, daß das Land auch in der vorchristlichen Zeit bewohnt war.

Die bäuerliche Bevölkerung von Schiedel war deutschvölkisch gesinnt, pflegte im „Bund der Deutschen“ und im Jugendverband der „Deutschen Landjugend“ das deutsche Lied und Brauchtum und setzte sich in politischen Verbänden aktiv für die sudetendeutschen Belange ein.

In der Zeit der „Sudetenkrise“ (1938) folgten viele Wehrpflichtige dem Einberufungsbefehl nicht, hielten sich als „Grüne Garde“ in den umliegenden Wäldern auf und wurden von den Frauen aus Schiedel verpflegt.

Nach der Eingliederung ins Deutsche Reich trat eine hoffnungsvolle Wende ein. Schiedel wurde mit den Nachbarorten Grenzort des Deutschen Reiches.

Der unselige 2. Weltkrieg, die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht, brachte der Bevölkerung viel Not und Elend. Die deutschen Dörfer wurden nach dem Einmarsch der russischen Soldateska zur Plünderung freigegeben.

Mit tschechischen Partisanen raubten und plünderten sie, schlugen und prügelten die Dorfbewohner, vergewaltigten Frauen und Mädchen. Die Angst war groß und stieg durch den Erlaß zur Vertreibung bis zur Verzweiflung.

Der 1. Transport mit 25 Familien erfolgte am 11. Juli 1945, diesem folgten Transporte am 25. August mit 22 Familien und am 8. September mit 35 Familien.

Mit 30 kg Gepäck mußten sich die Frauen, Kinder und Greise auf dem Dorfplatz einfinden. Sie wurden verladen und von Niemes in Viehwaggons über die Grenze verfrachtet, abgeschoben in eine unsichere und ungewisse Zukunft.

Die arbeitsfähigen Männer wurden zur Arbeit verpflichtet, in Gefängnisse und Lager gebracht und dort oft zu Tode gemartert. In die Höfe und Häuser zogen in Schiedel Tschechen ein. Jedoch auch sie mußten den Ort räumen und nahmen das geraubte, bewegliche Gut mit.

Die Heimat wurde ein Truppenübungsplatz und nach dem „Prager Frühling“ (1968) ein russischer Stützpunkt.

Landjugend 1936

Pfarrsprengel Nieder-Gruppai

Wo der Acker verdorrt und der Pflug verfällt,
dort verdirbt der Mensch, und verdirbt die Welt.
Otto Zerlik

Nieder-Gruppai

Das Pfarrdorf liegt 7 km südöstlich von Hühnerwasser in einem langgestreckten Tale an der Reichsstraße Hühnerwasser – Münchengrätz. Das Ortsgebiet grenzt südöstlich an den Waldstein'schen Tiergarten.

Das Grundausmaß beträgt 1214 ha, davon ist der Großteil bewaldet. Aus dem Quadersandstein erheben sich zwei bewaldete Basaltkuppen, der große (391 m) und der kleine Radihow.

An fließenden Gewässern mangelt es. Die Bewohner sind auf Pump- und Ziehbrunnen angewiesen. Zwischen

Nieder-Krupai mit der Schule

Niedergruppai, P. Hühnerwasser

Nieder-Krupai, Kirche

den untersten Häusern von Nieder-Gruppai und Nieder-Rokitai liegt ein Teich, dessen Abfluß der Klokotschka-Bach ist.

Zu Nieder-Gruppai gehören die Jägerhäuser am Radihow und im Tiergarten.

Die Flurnamen sind deutschen Ursprungs: Lederseite, Kleine Seite, Born-, Bauern-, Dreh- und Jägerberg, Weißer Sand, Hofwiesen. Nieder-Gruppai zählte 1931 91 Häuser mit 465 Einwohnern.

Der vorherrschende Erwerb waren Ackerbau und Viehzucht, Handwerk, Kleinhandel und Holzhandel. Der größte Bauer hatte 40 ha Ackerland.

Im Ort hatte das Postamt eine Postablage eingerichtet, außerdem war eine Polizeistation vorhanden. Die nächsten Bahnstationen waren Weißwasser und Münchengrätz.

Um das Jahr 1290 bestand schon eine Kirche, sie war eine Filiale zur Pfarrkirche in Bösig, 1293 Filiale von Hühnerwasser und wurde 1358 selbständige Pfarrei.

Am 26. 5. 1425 war sie nachweislich noch mit einem Pfarrer besetzt, soll aber 1426 von den Hussiten niedergebrannt worden sein. Nach der Rekatholisierung war sie Filiale von Weißwasser und erlangte 1768 ihre Selbständigkeit wieder. Die Glocken trugen die Jahreszahlen

Kriegerdenkmal in Nieder-Krupai

1660, die kleinere die Jahreszahl 1406, diese wurde 1888 in Prag umgegossen. Letzter deutscher Pfarrer war Franz Helmich.

Eine Schule ist seit 1768 nachweisbar. Sie wurde 1838 zweiklassig und 1893 dreiklassig. Schulleiter waren: die Oberlehrer Siegmund, Anton Kleiner und Ernst Schubert (jetzt Rektor i. R. in Ingolstadt).

Nieder-Gruppai war eine selbständige Gemeinde. Letzter Bürgermeister war Richard Schamal, Gastwirt und Fleischermeister.

Am südlichen Abhang des Radihow besaß die Herrschaft Waldstein ein Jagdschloß. Unter den Gästen bei einer Auerhahnbalz befand sich Kronprinz Rudolf.

Im Bruderkriege 1866 fanden hier rechts und links der Reichsstraße erbitterte Kämpfe statt. Viele Soldatengräber geben heute noch Kunde davon.

Fachlehrer Emil Mauder erzählt über Obergruppai:

„Mein Heimatort ist ein Straßendorf. Der Name weist auf eine Grube hin. Das Dorf liegt in einem eingeschnittenen Sandsteintale. Das Wasser konnte hier leicht das Land durchfurchen. So entstanden Wellenzüge und Einschnitte in der Landschaft. Durch das Tal führt die alte Reichsstraße Zittau – Prag. Im Tale steht die Kirche, ein einfacher Viereckshau mit kleinen Zwiebeltürmen. Der Glockenturm steht an der Lehne 200 m entfernt. Das Pfarrhaus neben der Kirche ist aus mächtigen Holzbalken gezimmert. Im Tale befindet sich noch die Schule, ein Gasthaus und einige Handwerks- und Geschäftshäuser. Oberhalb der Tallehne beginnt eine Ebene, auf der die Bauerngehöfte liegen. Dort sitzt jeder Bauer in seinem Eigentum von seinen Nachbarn 200 m entfernt.

Auf dieser fruchtbaren Ebene gab es 16 Gehöfte, die von 20 bis 30 ha Acker besaßen. Ursprünglich waren es nur drei Besitzer: Gröger, Biegel und Peschel. Die Gröger waren Ortsrichter, später Gemeindevorsteher durch viele Jahrzehnte. Durch Teilung und Einheiratung kamen andere Namen hinzu. Jedes Gehöft auf der ‚Bauernseite' war vollständig abgerundet, der Bauer hatte seine Felder in einem langen ‚Streifen' (Hufe) beisammen, der sich bis zu den Waldstein'schen Wäldern hinzog. Dort hatte der Bauer auch seinen eigenen ‚Bauernbusch'.

So war jeder Bauer sein unumschränkter Gebieter, der mit dem Nachbarn in Frieden lebte und jederzeit hilfsbereit und gastfreundlich war."

Aus Nieder-Gruppai stammt das Brüderpaar Pobuda, die in Brünn und in Wien zu geachteten, bürgerlichen Stellungen gekommen waren. Besondere Verdienste in Nieder-Gruppai erwarb sich Wenzel Gröger, der durch sechs Perioden Gemeindevorsteher und Mitglied der Bezirksvertretung war.

Ober-Rokitai

In Nieder-Rokitai zweigt von der Staatsstraße (Reichsstraße) eine Bezirksstraße ab. Sie führt durch Nieder-Rokitai, Ober-Rokitai und Obergruppai nach Schiedel, wo sie in die Bezirksstraße Hühnerwasser – Oschitz einmündet.

Ober-Rokitai erstreckt sich 5,5 km südöstlich von Hühnerwasser, 2,5 km bis Nieder-Rokitai.

Das Ortsgebiet umfaßt 669 ha. Das Land ist hügelig und gehört dem Isersandsteingebiete an.

Der Ort ist wasserarm. Es sind nur zwei Brunnen vorhanden. Der öffentliche Ziehbrunnen bei der Schule ist 54 m tief. Das Regenwasser wird in Pfützen und Zisternen gesammelt. Zur Gemeinde Ober-Rokitai gehörte das einschichtige Jägerhaus „Dreh" 2,5 km westlich an der Reichsstraße. Die Felder längs der Westseite des Dorfes hießen „Lederseite", jene längs der Ostseite „Große Seite".

Ober-Rokitai hatte 78 Häuser mit 375 Einwohnern, es waren 20 Bauern, 33 Feldgärtner und 15 Häusler. Ackerbau und Viehzucht, daneben Bienenzucht und Obstbau waren der Haupterwerb. Die Häusler waren meist Waldarbeiter.

Die Bezirksstraße durch den Ort wurde 1900 gebaut.

Die Post wurde von Hühnerwasser besorgt.

Der Ort war nach Nieder-Gruppai eingepfarrt und besaß selbst eine kleine Kapelle mit einer Glocke.

Seit 1876 besaß Ober-Rokitai eine einklassige Volksschule. Sie war nach dem 1. Weltkrieg zweiklassig. An dieser Schule wirkte bis 1895 der namhafte, später in Dresden lebende Pilzkenner und Pilzkonservator Karl Schalb. Letzter Schulleiter war W. Hocke.

Ober-Rokitai war eine selbständige Gemeinde.

Im Ort wirkten folgende Vereine: Freiw. Feuerwehr, Deutscher Kulturverband, Bund der Deutschen, Landwirtsch. Verein, Deutsche Landjugend und der Gesangverein.

Beim Hause Nr. 1 stand eine 500 Jahre alte Riesen-Linde mit einem Umfang von 7 m.

Der Ortsname dürfte slawischen Ursprungs sein (rokyta = Salweide).Der Anlage nach ist das Dorf ein einreihiges, deutsche Straßendorf (Waldhufendorf).

Nieder-Rokitai

Nieder-Rokitai hängt nördlich mit Ober-Rokitai zusammen und erstreckt sich 1 bis 2 km östlich von Niedergruppai nahezu parellel in südlicher Richtung bis zur Reichsstraße.

Am südlichen Ende liegt der Weiler Schusterberg.

Der besonderen Geländeform entsprechend ist Nieder-Rokitai ein einreihiges Längsdorf. Auf die Tätigkeit deutscher Siedler deuten alte deutsche Flurnamen hin: Tilke, Schusterberg, Teichberg, Grund, Gründel, Breites Feld, Rodeland u.a. Das Grundausmaß beträgt 508 ha. Fließende Gewässer sind keine vorhanden. Der Ort ist auf Pump- und Ziehbrunnen und auf Wasserbecken angewiesen.

Nieder-Rokitai hatte 72 Häuser mit 347 Einwohnern, Schusterberg 7 Häuser mit 31 Einwohnern. Der vorherrschende Erwerb war der Ackerbau und die Viehzucht. Die Bauernhöfe waren im Durchschnitt 10 bis 30 ha groß. Nieder-Rokitai war nach Nieder-Krupai eingepfarrt und eingeschult.

Der Ort war eine selbständige Gemeinde.

Schusterberg war ein Ortsteil zu Weißlehm und gehörte zur Gemeinde Bukowin. Ein besonderes Naturdenkmal war in Nieder-Rokitai bei der Bauernwirtschaft Nr. 34 eine tausendjährige Eiche. Sie stand in einem Hohlweg.

Nach dem 2. Weltkrieg wurde die deutsche Bevölkerung aus den deutschen Dörfern an der ehemaligen Sprachgrenze vertrieben, einige tschechische und gemischtsprachige Familien verblieben im Ort.

Das Dorf macht heute einen verwahrlosten Eindruck, liegt am Rande eines russischen Truppenübungsplatzes und ist nur von Münchengrätz (Mnichovo Hradiště) zu erreichen. Die Felder werden heute von einer tschechischen Kolchose bewirtschaftet.

Damals daheim ...

Grete Sanden erzählt:

Der sonn- und feiertägige Kirchgang war nicht nur ein Bedürfnis zur Erfüllung des göttlichen Gebotes, sondern er kam auch gelegen, die mannigfachsten Angelegenhei-

ten mit Verwandten und Bekannten zu erledigen. Über allem stand die Freude an der Begegnung, Begrüßung und die Erkundung, wie es da und dort um Haus, Hof und Acker bestellt war.

So strömten aus allen Himmelsrichtungen die zur Kirche eilenden Menschen herbei. Die Oberrokitaier kamen durch den Kirchbusch am Leichenweg oder über den Steckerberg herunter, die Niederrokitaier den Bornberg herunter oder die Straße vom Teich herauf, die Jesoweier den Bösigweg und die Obergruppaier hatten zwar die Kirche im Ort, aber die von der Oberecke und der Bauernseite hatten auch ein schönes Stück zu gehen.

In der Kirche gab es einige reservierte Bankplätze, auch die Förster und Lehrer hatten ihren Stammsitz. Einmal im Jahr war auch der Patronatsherr, Graf Waldstein, anwesend.

Das zweite Geläute kündete den Beginn der Messe an. Regens Chori Holas saß an der Orgel, Balkentreter Schuster Kiks war startbereit. Der Kirchendiener Schamal rückte noch eine Blumenvase am Altar zurecht, dann klingelte die Glocke an der Sakristei und der Pfarrer schritt mit den Ministranten zum Altar; die Orgel setzte ein, die Messe begann. Die Kirche war dem hl. Wenzel geweiht. Das Altarbild stellte eine Szene des Meuchelmordes von König Wenzel II. durch seinen Bruder Boleslav am Kirchentor zu Alt-Bunzlau dar.

Festlich begangen wurde der Tag der Kirchweih, die Kirmst, am 28. September. Am Kirchplatz stand Bude an Bude mit allerhand Mitbringsel: Türkischer Honig, Faßgurken, Herzenstärke, Zuckerstangen u.a.m. Eine Reitschule und eine Schaukel waren auch da.

Um die Kirche befand sich der Kirch- oder Friedhof. Die Kirchgänger besuchten nach der Messe die Gräber ihrer Angehörigen, Verwandten und Nachbarn. Alle Gruppaier, Rokitaier und Jesoweier kannten sich untereinander, waren sie doch miteinander verwandt, zumindest weitläufig. So wiederholten sich oft auf den Gräbern die Namen: Peschel, Gröger, Biegel, Gottelt, Tuma, Pilch, Preiß, Stand und Bartosch.

Am Eingang links am Friedhof war ein Grabmal zweier preußischer Soldaten, das an den Bruderkrieg 1866 erinnerte. Soldatengräber gab es noch etliche an der Kaiserstraße nach Hühnerwasser und vom Schusterberg gegen Kloster.

Der Boden in den Gemeinden war sandig, daher mager und brachte nur karge Erträge. Weil die Halme nur kurz und schüttern standen, reichte das Stroh zum Einstreuen nicht aus, so daß die Bauern die Streu aus ihren Wäldern holen mußten.

In regenarmen Jahren wurden die Wassergruben (Pfützen) leer. Die Viehhalter mußten dann zum Teiche nach Wasser fahren. Reichtümer konnten sich die Bauern keine ansammeln, dennoch blieb der Besitz bis zur Vertreibung seit Jahrhunderten in den gleichen Familien.

War ein *Kanuksch* (Stallhase) schlachtreif, so wanderte er Sonntag in die Pfanne. Aus dem *Gartl* wurde *ej Krauthejtl* geholt, dazu gab es dann die wohlschmeckenden Semmelknödln oder *Biemsche Knedln.* Eine Nudelsuppe oder mit *Klunkern* mußte vorher sein. Was nicht aufgegessen wurde, kam in die *Olmer,* ein Schrank zur Aufbewahrung von Speisen. Die Tür war meist mit durchlöcherten runden Blechscheiben versehen.

Gab es im Sommer Pilze und Beeren, war immer ein gutes Essen auf dem Tisch. Kinder und Alte wanderten entweder in die Bauernbüsche, Kalnaj, Laubbusch, Kirchbusch, Neutschgraben, in die Dreh oder zur Laderseite. Ganz gleich was man fand, ob Herrnpilze, Rotkappen, Birkenpilze, *Pomasliche* (Butterpilze), *Raskn* (Reizker), im Herbst *Selinken* (Grünlinge), es war immer etwas da. Die schönsten Pilze fand ich immer am *Radoch* (Radechov) unter den Fichteln. Die schönsten Herrenpilze und *Schwämme* wurden getrocknet für den Wintervorrat.

Eine schöne Zeit war die Heidelbeerzeit. Mit Körben und Krügen ging es hinaus in den *Puusch,* in unsere schönen Wälder, die so groß waren, daß man von Hirschberg am See bis Münchengrätz immer im Walde gehen konnte. Die fleißigsten Beerensucher nahmen sich gleich für den ganzen Tag in einem *Hickl* die *Vaspr* mit und in der *Kapse* (Rocktasche) mußte eine *Krle* (Messer) sein. War der Tag ertragreich, wanderten viele mit ihrer Beerenlast zum Gröger Seff, der die Beeren aufkaufte, selbst zu Most oder Wein verarbeitete oder auch weiter verkaufte.

Im Herbst sammelte man Preiselbeeren für den eige-

nen Haushalt. Wenn Himbeerzeit war, zogen ganze Kolonnen zum Roll, um diese köstlichen Früchte zu sammeln, die dort wuchsen. Auch Waldmeister, der nur dort wuchs, sammelte man gern für Tee oder zu einer Bowle.

Natürlich darf auch unsere *Kirmst* mit den guten *Kleckselkuchen* nicht vergessen werden. Da wurde Mohn gerieben, richtig in einem *Reibetoppe,* Quark angemacht mit vielen *Rosinkn, Äpplschmerschl* vorbereitet. Bei den Kindern beliebt waren die *Tolken* und *Liwanzen.*

Wenn der Herbstwind um die Hausecken blies, kam man zum *Mohnhäuptlschneidn* und zum *Faderschleißn* zusammen. Anschließend gab es immer einen guten Schmaus.

In der Adventszeit wurde viel gebacken: *Imberle,* Plätzchen, *Striezl,* Honig- und Sirupkuchen u. a. m.

Nach Weihnachen war ein besonderes Ereignis das *Schweineschlachtn.* Da wurde in der Küche geschnitten, gerieben, gerührt, gekocht, gebraten, gebruzelt und gegessen. Unsere Blut- und Leberwürste waren auch einmalig, da konnte man leicht das Aufhören vergessen. Am nächsten Tag mußten die Kinder im *Hickl* den Verwandten und Bekannten die Kostproben hintragen, auch der Pfarrer und die Lehrer wurden nicht vergessen. Zu Fasching freuten sich die Kinder auf die Krapfen.

Unsere Küche daheim

Grete Sanden erzählt:

Das Essen bei uns daheim war einfach, doch gesund.

„Unser täglich Brot gib uns heute!“

Das Brotbacken war förmlich eine Zeremonie. Die *Tejse* wurde aus der Kammer geholt, der Sauerteig vorbereitet, dann wurde das Mehl hineingesiebt, warmes Wasser zugegeben, Salz und oft auch Kümmel. Die Hausfrau nahm nun das *Knatscheit* und nun wurde der Teig geknetet, immer rundherum, eine ziemliche Anstrengung, doch das gehörte zum Gelingen. Wenn alles schön durchgeknetet war, wurde die *Tejse* zugedeckt, recht viele Decken, auch Betten wurden darauf gegeben, denn nun mußte der Teig über Nacht gären. Zeitig früh wurde das Scheitholz zum Backofen getragen. Nun wurde der Teig auf dem Nudelbrett zu runden Laiben geknetet und geformt, in die bemehlten Backschüsseln – meist aus Stroh geflochten – gegeben und nochmals mußten die Brote aufgehen. Inzwischen wurde in der *Kuchl* der Backofen geheizt. Waren die Brote genug gegangen, war auch schon Zeit, den Backofen auszuräumen. Das Holz wurde verbrannt, und die Asche wurde mit einem naßgemachten Strohwisch an langer Stange ausgefegt. Rasch mußte das Brot aus der Stube geholt werden, die Bäuerin gab die Laibe auf die *Schoße* und schob nun ein Brot nach dem anderen sachkundig ein. Der Backofen wurde gechlossen, vorher drei Kreuze gemacht und um ein gutes Gebäck gebetet. Zu Mittag gab es dann *Tejksauersuppe.*

War das Brot gebacken, wurde es gleich nach dem Herausholen aus dem Backofen mit einem nassen *Fladerwisch* bestrichen und bekam so die schöne, braune Kruste. Das *Tejkkrotzl,* ein kleines, aus den zusammengekratzten Teigreisten geformtes Brötchen, war mir besonders lieb. Wurde ein Brot angeschnitten, wurde erst das Kreuzzeichen gemacht. War es schon hart und älter, der Vorrat dem Ende zuging oder es war nur noch ein *Ranftl* da, dann machte man *Behschnitten.*

Die Kartoffeln, *Aräppln,* waren genauso wichtig. Was konnte nicht alles daraus gemacht werden! Immer schmeckte es gut. Gab es Gurken, die gewöhnlich die Hanel-Leute aus Hühnerwasser brachten, so stand *Mauke* mit Gurkensalat auf dem Tisch. Wer kennt nicht den *Stopplfuchs,* wo besonders die knusprigen Ränder nie ausreichten, oder *Haluschkn,* die auf mit Speckschwarte bestrichenem Blech oder auf der Herdplatte gebacken wurden, ebenso die *Aräpplplatzln* mit Mohn oder *Schkubanken.* Wenn es *Zolkerknödln* oder *Rankerknödln* gab, freute sich jung und alt, und wenn im Herbst die Pflaumen waren, dann konnten jeden Tag *Pflaumknödln* sein. Die schmeckten so gut, daß manch einer zu *geliche* aß und einen Kern mit verschluckte. Wenn es Feierabend wurde, kamen die gut gewaschenen Kartoffeln in die Backröhre *(Riehre),* mit Reisig wurde eingeheizt und öfter die *Aräppln* gerührt, damit viele *Brandkappln* wurden, die einen vorzüglichen Geschmack hatten.

Sagen von Niedergruppai und Umgebung

Gesammelt von Emil Mauder.*)

Entstehung des Ortes

Im Hause Nr. 1 zu Niedergruppai fand man vor vielen Jahren bei einem Anbau die Reste von starkem Mauerwerk, welche nachstehender Sage einen geschichtlichen Hintergrund geben.

In einem großen Kriege wurden zwischen dem jetzigen Dorfe und Klokočka bei Bakov viele Kriegsleute erschlagen und verwundet. Unter diesen war auch der Ritter der Bakover Burg. Seine drei Töchter sollen ihn hier gefunden und begraben haben, denn der Feind hatte auch die Bakover Burg in Schutt und Trümmer gelegt. (Wahrscheinlich ist hier die Burg Zviřetic gegenüber dem Bahnhof Bakov gemeint.) Die Verwundeten wurden von den drei Ritterfräulein gepflegt, so gut es ging, und als der Herbst herankam, bauten sich diese Leute eine Hütte in der Nähe ihrer Arbeitsstätte. Der Graben heißt heute noch der Spielgraben, die Siedelung aber wird der Regenschirm genannt, weil sie eine ähnliche Form hat und heute noch den Holzfällern als Unterschlupf bei regnerischem Wetter dient. Im folgenden Jahre suchten sich die Ansiedler einen besseren Wohnplatz aus und bauten mit Hilfe der drei gesund gewordenen Krieger ein steinernes Gebäude mit umfassendem Mauerwerk. Solche Bauten nennt man Vorwerke. Schon die alten Römer bauten derartige burgähnliche Gebäude in unseren Gauen, die als Stützpunkte für ihre Legionen dienten.

Aber unsere einsame Gegend blieb von Feinden verschont, und so verfiel das Vorwerk der drei Ritterfräulein im Verlaufe der Zeit; aber die Ansiedler bauten nach und nach in der Nähe desselben ihre Wohnstätten und so entstanden die ersten Häuser des Ortes auf der Anhöhe. Im Tale lagen und liegen heute noch große Sandsteinblöcke, die in slawischer Sprache „kroupi“ heißen. Daraus wurde krupa und zu deutsch „Gruppai“.

*) Siehe Mitteil. 42. Jahrg. S. 66–68: Niedergruppai, Habels Kaluppe, Töpperhübel von Anton Mauder.

Kirche und Steckerberg

Wie überall, so bleibt auch hierorts der Name eines Anwesens und eines Gehöftes durch viele Jahre derselbe, trotz des wechselnden Besitzers.

Oberhalb der Niedergruppaier Schule ist der Steckerberg; dort heißt es beim „Stecker“. Vor vielen hundert Jahren soll hier eine Försterei gestanden sein, dessen Förster vom damaligen Gutsherren den Auftrag erhalten hatte, den Ansiedlern die zugewiesenen Grundstücke genau abzustecken, damit keine Grenzstreitigkeiten entstehen sollten. Deshalb hieß man den Förster den „Stekker“; jetzt würde man ihn wohl „Geometer“ nennen.

Unterhalb des Steckerberges wurde auf Befehl der Gutsfrau ein Steinbruch angelegt. Aus den gebrochenen Steinen sollte unweit der Försterei eine Kirche gebaut werden. Der Wald um Steckers heißt heute noch der Kirchbusch und ist Eigentum der Kirche. Aber die Steine, die man tagsüber aus dem Steinbruche zum Stekkerberg hinaufschaffte, waren am andern Morgen immer bei der Dorfpfütze unten. Und so befahl dann die Gutsfrau, daß die Kirche an der Dorfpfütze aufgebaut werde. Diese wurde trockengelegt und auf diesem Platze stand die erste Kirche. Selbe soll aber nur einen steinernen Unterbau gehabt haben, auf welchem ein Holzbau aufgeführt wurde. Die jetzige, ganz aus Stein gebaute Kirche wurde viel später errichtet. Wie die Sage weiter erzählt, muß die Kirche zur selben Zeit, als die Menschen durch die Luft fliegen werden, versinken.

Klempergraben

Der Radechov ist ein Basalthügel, westlich von Niedergruppai. An seiner Südlehne steht ein schönes, im Schweizer Baustil und ganz aus Eichenholz errichtetes Jagdschlößchen des Grafen Waldstein. An der nördlichen Lehne des Radechov zieht sich eine steile Felslehne dahin, die schon seit den ältesten Zeiten der Klempergraben (im Volksmunde Klampergrobn) genannt wird.

Hier hauste vor Zeiten einst ein Waldgeist, der oft den Jägern, Holzarbeitern und Wilddieben erschien und je nach seinen Launen die Menschen neckte, oder ihnen Böses tat. Er hatte in den Felsenhöhlen eine Werkstatt, in der er tagsüber fleißig hämmerte und klopfte, denn man

hörte ihn oft, wie er irgendein Metallblech bearbeitete; deswegen hieß er „Klampergeist".

Einmal kam die alte Pilch aus Jesowei (bei Niedergruppai) über den Laubbusch herunter und hörte schon in der Galnei unweit des Radechov ein jämmerliches Weinen. Sie ging darauf los und richtig, sie fand unter einer Buche einen alten, kleinen Mann, fast wie ein Zwerg, und der hatte das Bein gebrochen. Da sie im Einrichten gebrochener Glieder in der ganzen Gegend bekannt und berühmt war, redete sie dem Verunglückten gütlich zu, nahm ihn in den Korb und trug ihn heim, denn sie hatte weder Hartpflaster noch Verbandstoff bei sich. Wie sie zu Hause den Korb absetzt und den Kleinen herausnehmen will, liegt eine neue, prachtvolle Goldhaube im Korbe, wie sie damals von reichen Bauersfrauen getragen wurde und wie sie sich eine solche schon längst gewünscht hatte.

Ein andermal wollte der alte Jteis im Klempergraben Baumstöcke roden. Wie er mit der Axt in die Mitte des Stockes hineinhauen will, um einen Spalt für den Keil zu machen, sitzt der Klampergeist auf dem Stocke. Der alte Jteis erschrickt, die Axt fällt ihm aus der Hand und fährt ihm mit der scharfen Schneide in den Fuß. Der Klampergeist aber ist wieder verschwunden und der alte Jteis hatte eine tüchtige Wunde im Fuße.

Schusterberg

Von Niedergruppai führt die alte Rumburg-Jitschiner Straße östlich gegen Münchengrätz. Am Niederrokitaier Teiche vorbei, führt die Straße über eine steil ansteigende Lehne, den sog. Schusterberg. Am unteren Saume desselben zieht sich ein prachtvolles, grünes Wiesental dahin, in welchem eine malerische Reihe kleiner Häuser stehen.

In einem derselben wohnte vor vielen Jahren ein gottloser Flickschuster, der das Schimpfen im Kriege gelernt hatte. An einem schönen Pfingstsonntage, als alle Leute in die Gruppaier Kirche gingen, nahm der Schuster die Sichel, stieg zur steilen Lehne hinauf und schnitt hier Gras. Und wie das Kirchglöcklein zur Wandlung läutet, steht auf einmal der leibhaftige Teufel vor dem Schuster. Dieser aber fürchtet sich nicht und geht ihm mit der Sichel auf den Leib. Der Teufel aber weicht immer weiter gegen die Felsen zu, und da ihm der Schuster nachgeht, sieht er nichts als nur den Bösen, und so stürzt er plötzlich die steile Felswand hinab. Der Teufel aber lacht höhnisch und will sich seiner bemächtigen. Da erinnert sich der schwer Verletzte, daß er ja ein Christ sei, macht dreimal das Kreuz und schreit um Hilfe. Da verschwindet der Satan, der Schuster aber wird bald gefunden, aber er stirbt noch am selben Tage. Seine Frau ließ an der Stelle ein schwarzes Kreuz errichten, das heute noch steht. Die Lehne aber und der Ortsteil heißen seither Schusterberg.

Worlej

Wenn man von Niedergruppai in nördlicher Richtung über Rokitai nach Proschwitz gehen will, muß man über einen bewaldeten Hügel wandern, der Worlej genannt wird. Dieser Höhenzug ist schon seit uralten Zeiten die Sprachgrenze.

Am Worlej soll einst ein Schloß gestanden sein; durch Zauber aber versank das Schloß und der Besitzer, ein junger Ritter, wurde in einen Adler (slawisch: orel) verwandelt. Der Adler flog klagend und krächzend viele hundert Jahre am Worlej herum. Niemand konnte ihn erlösen.

Einmal kam der alte Habel von Rokitai spät in der Ostersamstag-Nacht von Proschwitz her und ging über den Worlej. Der Wind pfiff eisigkalt durch die Bäume und ein feiner Sprühregen rieselte herab. Da sah der alte Habel plötzlich einen Lichtschein. Er wunderte sich, ging näher und sah auf der Koppe des Hügels ein hell erleuchtetes, schloßähnliches Gebäude stehen. Anfangs glaubte er, daß er vom Wege abgekommen sei, aber dort standen ja die drei großen Eichen am Wege, die der beste Wegweiser waren. Bestürzt blieb er im Dickicht stehen und schaute sich das geheimnisvolle Haus näher an. Da öffnete sich das große Hoftor, und aus demselben kam ein stummer Leichenzug hervor. Auf einer Bahre trugen schwarze Gestalten einen feuerroten Sarg, und auf diesem saß ein großer, schwarzer Adler, der fortwährend mit den Flügeln um sich schlug, als wollte er sich im Gleichgewicht halten. Der sonderbare Zug kam grade

auf den erschrockenen Habel zu, aber die Gestalten zerflossen vor ihm wie Nebel. Der Angstschweiß lief ihm von der Stirn; er konnte vor Schreck kein Glied rühren. Da rasselten plötzlich Ketten und irgendeine Uhr schlug Eins. Plötzlich verschwanden Schloß und Geisterzug und der alte Habel stand im Finstern. Erst nach einer geraumen Weile konnte er seine vor Schreck gelähmten Glieder wieder bewegen und den Heimweg antreten. Von Gruppai herüber hörte er die Böllerschüsse und die Musik, welche das Osterfest ankündigten. Aber er kam krank heim, und nie wieder ging er in der Osternacht über den Worlej.

Mundartliche Kuhreime aus den südlichen Oberdörfern

Emil Mauder, Fachlehrer und Heimatforscher aus Niedergruppai, sammelte neben Sagen und mundartlichen Reimen aus den südlichen Oberdörfern unter anderen auch Kuhreime, die beim Kühehüten gesungen wurden:

Von der „Rute“ (d. i. ein durchaus einfärbiges rotes Rind).
Hori, wejde Rute,
De Frou gibt nischt zun Brute,
Kase macht se klejne,
Butter ißt se allejne,
De Soppe macht se himmlblo,
Zun Johre bi ich ne mej do.

Von der „Schecke“ (d. i. ein weiß und rot, oder weiß und schwarz gefärbtes Rind).
Hori, wejde Schecke,
An liebstn liegst d’ an Drecke.
An Drecke mußt de bleib’n,
Kase warn mr reibn,
Kuchn warn mr schiebn,
Weil mr en Freier kriegn.

Von der „Plosse“ (d. i. eine blaßrote, einfärbige Kuh).
Hori, wejde Plosse,
’s rumpelt of dr Gosse,
’s rumpelt of dr Schnietebank (Siedebank),
’n Bauer wird de Zeit zu lang.

Kirchsprengel Gablonz bei Niemes

Die Heimat stirbt.
Wie wird das einmal werden?
Wir können wenig tun.
Sie stirbt allein.
Wir müssen zuschaun
mit gebund'nen Händen,
und bald wird sie uns Fremde sein.
Kurt Klaus

Katastralgemeinde Gablonz bei Niemes mit den Orten Chlum, Prositschka und Sägemühl

Lage: Die Katastralgemeinde Gablonz bei Niemes mit den Orten Chlum, Prositschka und Sägemühl liegt 14 km südöstlich der Bezirksstadt Niemes an der 1893 neu gebauten Bezirksstraße von Niemes nach Münchengrätz (Mnichovo Hradiště), Chlum 1 km südlich von Gablonz auf einer höher gelegenen kleinen Ebene, Prositschka 1 km weiter von Wald umgeben, Sägemühl liegt 2 km östlich von Gablonz an der „Kleinen Iser".

Bodengestalt: Das umliegende Hügelland erhebt sich über 320 m Seehöhe, besteht aus Sandstein und wird hie und da von Basalt durchbrochen (Basaltberge sind: Chlumer Horka (390 m), Mühlberg (412 m), Prositschkaberg (406 m), Jokels Horka (385 m) und als Erdspalte die „Teufelsmauer".

Entwässerung: Die westliche Grenze liegt an der Wasserscheide zwischen der Polzen und der Iser. Sie verläuft über Hühnerwasser, Schiedel, Kratzdorf, Wolschen, Halbehaupt, Nahlau und Oschitz nach Norden.

Seit Jahrtausenden hat das Wasser den sandigen Lehmboden abgetragen und kleinere und größere Flußtäler gebildet.

In einem dieser Täler liegt Gablonz. Kleine Rinnsale führen in Tälern und Gräben dem Gablonzer Bach das Wasser zu. Auf den höher gelegenen Ebenen versickert das Wasser, wird in den Sandsteinschichten gereinigt und sprudelt in den Tälern und an den Hängen aus der Erde. Die größeren Quellen wurden in Brunnen gefaßt. Das Wasser dieser Quellen diente der Bevölkerung als Trinkwasser. Auf den Höhen dagegen war Wassermangel vorhanden. Dort sammelten die Bauern das Regenwasser in Zisternen oder gruben tiefe Brunnen. Es waren meist Ziehbrunnen. Der Gablonzer Bach fließt durch das Ždiar-Tal in Borowitz in die „Kleine Iser".

Der Kleiniserbach, auch Dolankenbach genannt, entspringt nördlich von Sabert am Reichlichberg (492 m), durchfließt den unteren Teil dieses Dorfes, dann, eine Anzahl Serpentinen bildend, durch Wlachei, Dolanken und Unter-Teschen, wo er das nördlich von Hultschken entspringende und durch die Schlucht des „Höllenloches" fließende Bächlein aufnimmt, speist den Sauerteich, berührt die Sauermühle und Neumühle und bildet bei der Sägemühle die Grenze zwischen den Gemeinden Gablonz, Kozemitz und Vicmanov. Hier bildet er auch die Grenze zwischen den Bezirken Turnau, Münchengrätz und Niemes. Die Kleiniser mündet unterhalb von Kloster bei Münchengrätz in die Iser.

Name und geschichtliche Entwicklung

Der Name Gablonz (Jablonec) läßt sich vom slawischen Wort jabloñ (= Apfelbaum) ableiten, dagegen weist Dr. A. Schreiber in einem Beitrag zur Ortsnamenkunde Böhmens nach, daß zwar Chlum (= Hügel) und Prositschka (proseka = Durchhau) slawischen Ursprungs sind, aber Gablonz auf den uralten Namen Gabilo, der seit dem 9. Jahrhundert belegt ist, zurückgeführt werden kann. Über den Ursprung sind keine Urkunden vorhanden.

Nach der Ortsanlage zu schließen, dürfte eine bereits bestehende slawische Siedlung durch deutsche Siedler erweitert worden sein. Die Waldhufen der Siedler sind auf dem Ortsplan erkennbar. Um 1400 n. Chr. wurde Gablonz in einem Verzeichnis des Klosters Hradiště als zinspflichtig genannt. Nach 1420 mußten die Bauern den Grundherren Robot leisten. Von besonderer Bedeutung ist ein Fund von 200 Schüsselmünzen (Brakteaten). Sie wurden anläßlich des Baues der Bezirksstraße Niemes–Münchengrätz im Basaltsteinbruch in „Jokels Horka“ 1895 beim Niederreißen einer Steinwand gefunden; 3 Stück davon waren in einer Sammlung des Nordböhmischen Exkursions-Klub in Böhm. Leipa vorhanden.

Die Flurnamen

Die Namen sind teils slawischen, teils deutschen Ursprungs: in Gablonz: Lopate, Prorossel, Ždiar, Horka (slawisch), Teufelsmauer, Schluckeberg, Ziegenrücken, Schenkeberg, An Barnl (Brunnen), Grüne Tilke, Hoppegarten, Ufn Stejne, Schindergraben, Dreizipfel, Beim

Gablonz, Kirche mit Dorfplatz

Bilde, Krähwinkel, Kirchberg, Schulbusch, Steinbruch, in Chlum: Im Schlosse, Schüttboden, Pumperhübel, Mühlberg, Rinnselpfütze, Fuchslöcher, in Prositschka: Prositschkaberg, Quiere, Pechofen, Im Hohne, Beim Kreuze, Beim Barnl.

Die politische Gemeinde Gablonz bei Niemes

Zur Katastralgemeinde Gablonz (Jablonec) gehörten die Orte Gablonz, Chlum, Prositschka (Prosiĉka) und Sägemühl (Pytlikovský mlýn). Sie umfaßte 606,71 ha, davon war die Hälfte Wald und nur ein kleiner Teil Wiese.

Im 15. und 16. Jahrhundert gehörte Gablonz zum Amtsgericht Weißwasser und seit 1848 zum Amtsgericht Niemes. Die Kaufverträge wurden in deutscher Sprache abgefaßt.

1846 mußten die Untertanen noch Robottage für die Grundherren leisten. Bis zum Anschluß an das Deutsche Reich war der Gerichtsbezirk Niemes dem Landkreis Böhm. Leipa zugeteilt, ab 1938 dem Landkreis Deutsch-Gabel.

Gablonz zählte bei der Volkszählung im Jahre 1930 insgesamt 444 Einwohner, davon waren 7 Tschechen.

Die Bevölkerung lebte von der Landwirtschaft, außerdem waren Handwerker, Händler, Kaufleute, Gastwirte und Arbeiter ansässig. In Gablonz waren es 30 Landwirte und Feldgärtner, 16 Handwerker, 6 Händler und Kaufleute, 4 Gastwirte, 14 Arbeiter und 10 andere.

In Chlum waren 9 Landwirte und Feldgärtner, 2 Handwerker, 1 Gastwirt und 2 Arbeiter, in Prositschka 9 Landwirte und Feldgärtner. Noch nach dem 1. Weltkriege klapperten in einigen Häusern die Webstühle (Nr. 4, 8, 15, 23, 34, 42, 46, 68, 75 und 86). Sie webten vor allem Handtüchter, Bettücher und Stoffe aus Leinwand und Barchent (Flanell) in Lohnarbeit für Wäschegeschäfte in Niemes. Die Frauen saßen an den Spinnrädern und spannen den Flachs zu Garn, andere flochten Rohrsessel für die Rundbugholz-Möbelfabrik Fischel und Söhne in Niemes oder fädelten und knüpften Glasperlenketten für die Schmuckwarenindustrie in Gablonz a. d. Neiße. Im Winter fanden die Männer Arbeit in den Forstrevieren. Während der Sommerzeit gingen die Frauen und Jugendlichen in die Beeren und Pilze. Mit ihrem Verdienst konnten sie sich dann manchen Wunsch erfüllen.

Die politische Gemeinde wurde vom Gemeinderat und dem Gemeindevorsteher verwaltet, die Gemeinderäte in freier und geheimer Wahl auf 4 Jahre gewählt. Die Gemeinderäte wählten aus ihrer Mitte den Gemeindevorsteher.

Seit 1928 wählte jeder Ort einen Ortsausschuß und einen Ortsvorsteher. Die Schulangelegenheiten verwaltete der Ortsschulrat. Der Vorsitzende des Ortsschulrates war der Schulleiter. Dem Gemeindevorsteher stand der Gemeindediener zur Seite. Er besorgte die Botengänge, Benachrichtigungen und Erhebungen in der Gemeinde.

Gablonz, Blick zum „Schluckeberg“

Für die Sicherheit im Ort war nachts der Nachtwächter verantwortlich. Im Dorf ging der Spieß, an dem ein Pfeifel hing, von Haus zu Haus. Kam der Spieß ins Haus, mußte in der kommenden Nacht der Hausbesitzer oder ein Beauftragter von ihm den Nachtwächterdienst besorgen. Die vollen Stunden wurden durch die Anzahl der Pfiffe (in anderen Orten durch Hornsignale) verkündet.

Das Amt des Gemeindevorstehers übten aus: um 1880 Florian Geißler, von 1885 bis 1910 Wenzel Ullmann, von 1910 bis 1930 Franz Köhler (Nr. 28), von 1930 bis 1945 Josef Bartosch (Nr. 88). Ortsvorsteher war in Gablonz: Franz Eichler (Nr. 33), zuletzt bis 1945 Franz Köhler (Nr. 28), in Chlum: Franz Kumpert (Nr. 4), in Prositschka: Wenzel Kratzmann (Nr. 13).

Während des 2. Weltkrieges war Josef Bartosch Bürgermeister in Gablonz, die Gefallenenmeldungen ließ Josef Till, Bürgermeister in Woken, vom dortigen Gemeindediener überbringen, Standesbeamter für den Kirchsprengel Gablonz war Raimund Preisler, Molkereigeschäftsführer in Wolschen. Das Postamt und die Polizeistation befanden sich in Wolschen. Briefträger für die Orte Gablonz, Proschwitz, Woken und Kratzdorf war Franz Geißler aus Gablonz (Nr. 85).

Chlum

Der Ort Chlum wurde bereits 1293 als „Veste" genannt, die im Besitze des Hinko von Duba war. Sie wurde der Stammsitz der Herren von Chlum, von denen 1416 Johann von Chlum auf Schwoika bei Bürgstein saß. Als Überbleibsel dieses Rittersitzes kann der Meierhof gelten, der von der fürstlich rohanschen Herrschaft in Swijan auf die ansässigen Häusler aufgeteilt wurde. An den Meierhof erinnern noch die Hausnamen „Im Schlosse" und „Aufn Schüttboden". Chlum zählte 15 Häuser mit 52 Einwohnern.

Prositschka

Prositschka kann von proseka (= gehauener Wald) abgeleitet werden. Der Ort zählte 13 Häuser mit 51 Einwohnern. Es waren Feldgärtner. Ein erschütterndes Ereignis war der Brand im September 1903. Durch zündelnde Kinder brannten im wasserarmen Ort 5 Häuser mit den Ställen und Scheunen nieder. Eine große Linde bei der Kapelle verhinderte das Übergreifen des Feuers auf die Holzhäuser des Oberdorfes.

Vom Weiler Sägemühl gehörten zwei Häuser zur Katastralgemeinde Gablonz, ein Haus zu Kozemitz und ein Haus zu Vicmanov. Die Mühle wurde als Säge- und Mahlmühle urkundlich bereits vor dem 14. Jahrhundert genannt. Sie war nach dem 1. Weltkriege nur noch Mahlmühle.

Die tschechische Minderheitsschule

Seit der Gründung der Tschechoslowakischen Republik förderte der Staat die Unterwanderung der deutschen Dörfer durch Tschechen. So wurde 1933 in Gablonz eine tschechische Schule gebaut, obzwar nur vier tschechische Familien ansässig waren.

Dem nationalen tschechischen Verein „Jednota" gelang es, durch Zuwendungen und wirtschaftliche Unterstützung auch deutsche Eltern zu beeinflussen, ihre Kinder in die tschechische Schule zu schicken.

Nach der Angliederung des Sudetenlandes an das Deutsche Reich wurde Gablonz Reichsgrenzort, die tschechische Schule als Zollhaus verwendet.

Schule und Lehrer

Das österreichische Reichsvolksschulgesetz aus dem Jahre 1869 gab dem Staate die Aufsicht über die Schulen. Schulpflicht bestand vom 6. bis zum 14. Lebensjahre.

In Gablonz wurden vor 1879 die Kinder in den Häusern Nr. 19 (Gasthaus Siegmund) und Nr. 69 (Gasthaus Rolle) unterrichtet. Die zweiklassige Schule besuchten die Kinder von Gablonz, Chlum, Prositschka und Sägemühl, ferner bis 1869 die Kinder aus Woken, Heide und Kratzdorf, bis 1873 aus Wolschen und Kridai und bis 1877 aus Proschwitz und Kostersitz.

1897 wurde in Gablonz eine zweiklassige Schule gebaut. Im Erdgeschoß befand sich die Wohnung des

Schulleiters und eine Lehrerwohnung, im 1. Stock waren zwei Klassenräume und das Lehrmittelzimmer. Zur Schule gehörte ein großer Blumengarten, ein Obst- und Gemüsegarten und ein Turnplatz.

An dieser Schule wirkten vor 1900 Oberlehrer Günter, bis 1908 Oberlehrer Siegmund, bis 1918 Oberlehrer Hanel, bis 1938 Oberlehrer Seidl, ab 1938 Oberlehrer Runge. Die Oberstufe unterrichteten vor dem 1. Weltkriege die Lehrer Theodor Schellmann (später Oberlehrer in Woken), Wenzel Hocke (später Oberlehrer in Ober-Rokitai), F. Fiedler, Josef Gottwald, während des 1. Weltkrieges Lehrer Appelt, Alois Köhler, nach dem 1. Weltkriege Adolf Blumtritt (später Oberlehrer in Schwoika), Otto Schwarz (später Oberlehrer in Hühnerwasser), L. Scholz, August Michalowitsch (später Oberlehrer in Wolschen). Lehrerinnen und Lehrer, die nur kurzfristig an der Schule unterrichteten, sind hier nicht aufgeführt.

Als Handarbeitsleherinnen unterrichteten vor und nach dem 1. Weltkriege bis 1930 Antonie Roll (Nr. 70) und nachher ihre Tochter Marie Fiedler, geb. Roll, bis 1945.

Vereine

Der älteste Verein war die „Freiwillige Feuerwehr". Sie wurde 1885 gegründet. Unter Gemeindevorsteher Wenzel Ullmann wurde das Feuerwehrgerätehaus gebaut und eine Handfeuerwehrspritze angeschafft. Sie trug die Jahreszahl 1898. 1925 fand das 40jährige Gründungsfest statt. Feuerwehrkommandant Franz Till stellte aus diesem Anlaß eine Jugendfeuerwehr auf und übte mit ihr jeden Samstag vor dem Feste. Das Gründungfest war das erste Dorffest nach dem Weltkriege. Höhepunkte dieses Festes waren die Schauübungen der aktiven Feuerwehr und das Programm der Jugendfeuerwehr. Zehn Jahre später, am 7. 7. 1935, fand das 50jährige Gründungsfest statt.

Die Feuerwehr besaß im Dorf ein hohes Ansehen.

Feuerwehrkommandanten: vor 1914 Prokop Flanderka, bis 1920 Franz Mildner, nach dem 1. Weltkriege: Franz Till, Adolf Flanderka, Josef Wlk und Franz Pelz.

Gesangverein „Frohsinn"

Gablonz hat als Sitz des Kirchsprengels das kulturelle Leben maßgebend beeinflußt. Die Oberlehrer Hanel und Seidl waren gute Organisten und Dirigenten des Kirchenchores und gaben den kirchlichen Feiern eine festliche Note. Schon vor dem 1. Weltkriege hatte Oberlehrer Hanel einen Gesangverein gegründet, der aber während des Krieges wieder seine Tätigkeit einstellen mußte.

1921 regten Oberlehrer Seidl und Lehrer Blumtritt die Gründung eines Gesangvereins an. Die Gründungsversammlung fand im Gasthaus Mildner statt. Erster Obmann wurde Josef Horn. Sie gaben sich den Namen „Frohsinn". Dieser Chor entwickelte sich bald zu einem hervorragenden gemischten Gesangverein, der über die Grenzen des Dorfes hinaus einen guten Ruf hatte. Neben dem Chorgesang wurde auch das Laienspiel gepflegt, ja man wagte sich auch an anspruchsvolle Singspiele heran. So blieb das Singspiel „Winzerliesl" bei vielen in guter Erinnerung. In dieser Gemeinschaft lebten auch alte Volksbräuche wieder auf: Faschingsumzüge, Maibaumfeste, Sonnwendfeste u. a. m.

Als Dirigenten leiteten den Gesangverein „Frohsinn": Franz Seidl, Adolf Blumtritt, Otto Schwarz, August Michalowitsch und Fräulein Kauschka.

Bund der deutschen Landjugend

Bald nach dem 1. Weltkriege hatte sich die Jugend in den Nachbardörfern Schiedel, Wolschen und Proschwitz in unpolitischen Jugendverbänden zusammengefunden. Sie entwickelten eine zielstrebige, gesunde nationalbewußte Jugendarbeit, pflegten das heimatliche Brauchtum, das deutsche Volkslied, den Volkstanz und das Laienspiel, veranstalteten große Dorffeste, Fortbildungskurse und setzten sich für die nationalen Belange an der Sprachgrenze ein.

In Gablonz wurde der Bund der deutschen Landjugend 1934 gegründet. Erster Obmann war Wenzel Kuna (Nr. 70). Die kulturelle Betreuung lag damals in den Händen der Jungmädchenleiterin Anni Preisler, Wolschen und Lehrer Franz Köhler, Gablonz (Nr. 28), Bezirksgruppenleiter war Franz Horn, Kratzdorf.

Genossenschaften

Bereits vor dem 1. Weltkriege breitete sich die gemeinnützige Tätigkeit der „Raiffeisen" und „Schultze-Delitsch" Sparvereine über die Grenzen Deutschlands aus und entfaltete in den Städten und Dörfern des Sudetenlandes eine segensreiche Tätigkeit.

In Gablonz gründeten einige Gewerbetreibende 1913 die „Gewerbliche Spar- und Darlehenskasse". Vorstandsvorsitzender war viele Jahre Franz Köhler (Nr. 28), die Kassengeschäfte führten Oberlehrer Hanel und seit 1919 Oberlehrer Seidl. Nach seiner Pensionierung war von 1938 bis 1945 Franz Köhler Rechner der Genossenschaft.

Weitere Genossenschaften waren: die Molkerei-Genossenschaft Wolschen, die Jeschken-Iser-Gau-Elektrizitäts-Genossenschaft, der Notschlachtungsverein u. a.

Tätigkeit der deutschen Schutzverbände

Nach der Zerschlagung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie war besonders an der Sprachgrenze und in den Sprachinseln das deutsche Volkstum in großer Gefahr.

Die Schutzverbände haben für die Erhaltung des deutschen Volkstums im Sudetenland große Leistungen vollbracht.

Der Deutsche Kulturverband, der Bund der Deutschen und die Deutsche Jugendfürsorge haben in allen Städten und Gemeinden in sachlicher, allen Volksschichten in gleicher Weise dienenden Arbeit, überparteilich unserem Volke einen großen Dienst erwiesen. Hier herrschte nur der Wille zu helfen, der Wille der Selbsterhaltung.

Während der Deutsche Kulturverband seine Hauptaufgabe in der Erhaltung der deutschen Sprache und in der Betreuung der deutschen Jugend erfüllte, nahm sich der Bund der Deutschen besonders der Erhaltung des deuschen Bodens, des Volks- und Brauchtums sowie der Volksbildung an. Die Deutsche Jugendfürsorge betreute die deutschen Kinder und war eine wichtige Hilfe im Grenzlandkampf. Ihre wichtigsten Aufgaben waren der Mutter- und Jugendschutz, die Berufslenkung und die Berufsberatung.

In Gablonz wurde 1925 ein Ortsverband des Deutschen Kulturverbandes gegründet.

Führende Männer in den ersten Jahren nach der Gründung waren Lehrer August Michalowitsch, Franz Köhler (Nr. 28), Franz Kumpert, Chlum Nr. 4, u. a. m.

Gablonz von 1938 bis 1945

Am 10. 10. 1938 rückten deutsche Truppen in Gablonz unter dem Jubel der Bevölkerung ein und übernahmen den Schutz der neuen Grenze gegen die CSR.

Gablonz wurde Zollstation, Zöllner versahen an der Markungsgrenze den Dienst. Ein Grenzschutz, dem auch Männer aus Gablonz angehörten, wurde aufgestellt. Die Reichsgrenze brachte dem Ort auch wirtschaftliche Vorteile.

Opfer des 1. und 2. Weltkrieges

Im 1. Weltkriege opferten 10 Kriegsteilnehmer ihr Leben, im 2. Weltkriege fielen, starben oder sind vermißt 30 Bürger der Gemeinde Gablonz, 2 Bürger starben im KZ.

Nach der Kapitulation der deutschen Wehrmacht kam ein bitteres Ende an der Grenze des Deuschen Reiches. Russische Einheiten rückten ein, ihnen folgte tschechische Soldateska. Was die einen nicht vollbrachten, beendeten die anderen. Furchtbares geschah. Nach den Brutalitäten, Verhaftungen und Internierungen folgte die völkerrechtswidrige Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus ihrer angestammten Heimat, erst wahl- und ziellos, dann bis Ende 1946 mit Billigung der Siegermächte. Ihr Hab und Gut zurücklassend, wurden sie in Viehwagen die meisten in die sowjetbesetzte Zone verfrachet. Eine größere Gruppe siedelte sich im Kreis Ueckermünde, eine andere zwischen Magdeburg und Halle an. Die Höfe und Häuser in Gablonz nahmen Tschechen in Besitz. In einer Baracke auf der Schulwiese richtete der tschechische Staat ein Internierungslager für liberal-demokratisch gesinnte Tschechen ein. In diesem Lager sollen vor allem tschechische Pfarrer inhaftiert gewesen sein.

Bereits 1948 mußten auch die angesiedelten Tsche-

Kriegerdenkmal

chen das Dorf räumen. Sie nahmen das bewegliche, geraubte Gut der Deutschen mit in ihre neu zugewiesenen Orte. Das Gebiet um Gablonz und den angrenzenden Orten wurde ein Truppenübungsplatz, nach dem „Prager Frühling" 1968 ein russischer Stützpunkt.

Die Häuser wurden zerstört, dem Erdboden gleichgemacht, die Friedhöfe eingeebnet, das Land verwüstet; die Heimat starb.

Mein Vaterhaus

Das Haus, wo ich geboren bin,
Ich halt es lieb und halt es wert.
Es kommt mir oft noch in den Sinn,
Wenn müd' ich sitz' am warmen Herd.

Ich seh' es noch, das weiße Haus,
Und hör' die Birken rauschen.
Mich warf man in die Welt hinaus,
Muß fern den Tönen lauschen.

Es führt kein Weg zum Haus zurück,
Die Wege sind verrammt.
Dem Fremden brachte es kein Glück,
Der Herr hat sie verdammt.

Franz Köhler

Kirchengemeinde Gablonz, Chlum, Prositschka und Sägemühl

mit den Orten Kridai, Proschwitz, Kostersitz, Neumühl, Wolschen, Woken, Kratzdorf und Heide.

Dr. Wilhelm Feistner weist in seiner „Geschichte der Stadt Wartenberg" (1964) nach, daß Johann und Wenzel von Wartenberg gemeinsam Patronatsherren von Gablonz (23. 3. 1369), Reichstadt (9. 4. 1369), Wartenberg (22. 10. 1369), Oschitz (3. 7. 1371) und Niemes (19. 6. 1477) waren.

Aus der „Heimatkunde des Kreises Böhm. Leipa" von Dr. F. Hantschel (1911) geht hervor, daß in Gablonz bereits 1384 eine Pfarrkirche bestand, die 9 Groschen Kirchenzehent zahlte. Sie wurde 1398 von den Zisterziensern des Klosters „Hradiště" bei Münchengrätz verwaltet und zählte zum Dekanat Münchengrätz.

Das kirchliche Leben und vor allem die Entwicklung des Dorfes wurden damals maßgebend vom Kloster „Hradiště" beeinflußt. Nach einem erhaltenen Teil des Urbars waren die Orte Gablonz und Chlum dem Kloster Hradiště zinspflichtig. Prositschka wurde in diesem Urbar nicht genannt und dürfte erst später als Waldsiedlung entstanden sein.

Die erste urkundliche Erwähnung geschieht am 19. Oktober 1378 (Hantschel). Aus einer anderen Urkunde geht hervor, daß 1396 als Seelsorger ein Pfarrer Wenzel Warwolt in Gablonz amtierte, welcher vorher Hospitalpriester in Niemes war. Johann von Wartenberg auf dem Roll hatte ihm auf Lebenszeit ein Teil der Niemeser Maut zugesichert. Er übernahm die Seelsorge von dem Zisterzienser Mathias, genannt Ursus. Nach ihm folgte ein gewisser Wenzel.

Am 30. 4. 1420 wurde das Kloster Hradiště von den Hussiten zerstört. Nach einer Urkunde war die Pfarre Gablonz noch am 20. 12. 1425 besetzt. Ob die hussitischen Horden auch die Oberdörfer heimsuchten, ist nicht bekannt. Die damalige Kirche dürfte aber eine Holzkirche gewesen sein.

In der Reformationszeit im 16. Jahrhundert hatte unter dem Niemeser Grundherrn Johann Müller von Mühlhausen die Bevölkerung den lutherischen Glauben angenommen. In den Kirchen predigten Pastoren. In der Gegenreformation mußten die Pastoren die Orte wieder verlassen, und es versehen bis 1700 Niemeser Pfarrer die Seelsorge in Gablonz. Die Kirche war nach der Rekatholisierung eine Filialkirche des Laukawetzer Sprengels. Sie kam 1720 durch Tausch mit der Mukařower Filialkirche unter die Verwaltung des Pfarrers von Hlawitz, wurde 1786 selbständige Lokalie und 1849 selbständige Pfarrei.

In den Jahren 1725 bis 1733 ließ Gräfin Margarete von Waldstein an der Stelle der alten Kirche eine schöne Barockkirche erbauen. Sie war der heiligen Maria geweiht. 1788 wurde erstmals wieder ein Pfarrer in Gablonz genannt. Das Kirchenfest wurde zu Mariä Geburt (8. 9.) mit einem großen Markt begangen. Patronatsherr war die Herrschaft Swijan bei Münchengrätz. Um die Kirche befand sich der Friedhof (Kirchhof). Auf diesem Friedhof fanden einst alle Toten aus dem Kirchsprengel ihre letzte Ruhestätte. Erst 1894 wurde in Wolschen ein Friedhof für die Orte Wolschen, Kridai und Kostersitz und 1899 in Woken für die Orte Woken, Kratzdorf und Heide neu errichtet. Weil im 19. Jahrhundert der Friedhof bei der Kirche längst zu klein geworden war, und die Gräber bei der Neuanlage eines Grabes noch nicht alt waren, wurden die Schädel der Toten in einem Beinhaus südlich des Haupteinganges in Regalen aufbewahrt (Karner). Auf den Totenschädeln standen die Namen der Toten u. a. Eichler, Kubath, alte Namen aus Gablonz.

Hauptaltar der Marienkirche

Die ältesten Namen in den Oberdörfern hat Erwin Heilek (früher Kridai) in einem Urbar des Klosters Hradiště gefunden. Es sind die Namen Jiřich, Hodek, Michel, Proch, Kral, Petra, Jakub, Peter, Mikulasch, Barton, Soch, Franek, Urban u. a. m.

In Haus- und Spitznamen sind einige bis zum heutigen Tage noch erhalten geblieben: Jakub-Seff, Prokl-Proksch, Anton Antusch, Andries, Korl-Seff.

Der neue Friedhof am Wege nach Schiedel ist vor 1900 neu angelegt worden. Die Gräber um die Kirche wurden aufgelassen, nur eine einzige Grabtafel an der Kirchenmauer erinnerte noch an eine Rohan'sche Grabstätte. Über dem Haupteingang im Westen erhob sich ein ansehnlicher Zwiebelturm. In diesem Turme hingen drei Glocken. Sie trugen die Jahreszahlen 1441 und 1679. Im Innern befanden sich gegen Osten der Hauptaltar und zwei Seitenaltäre mit guten Gemälden von J. G. Major und an der Südwand ein Marienaltar. Über dem östlichen Chor erhob sich ein kleines Türmchen. Hier hing das Armesünderglöckchen. Es wurde bei Versehgängen, zur Wandlung und bei einer Beerdigung geläutet.

Im 1. Weltkriege mußten die drei großen Glocken dem Kriege geopfert werden. Drei neue Glocken wurden 1930 geweiht.

Die Kirche thronte am Südhange eines bewaldeten Bergrückens, umgeben von Linden und gab dem Dorf ein besonders reizvolles Bild. Vom Fuße des Berghanges führten an die 80 Stufen hinauf durch einen steinernen Toreingang zur Kirche. Dieser Stufenaufgang wurde zum Teil von Pater Gottfried Wenzel Horn, geboren in

Glockenweihe 1930 (von links: Gemeindevorsteher Franz Köhler, Pfarrer Adalbert Bily und Oberlehrer Franz Seidl)

Gablonz Nr. 28, finanziert. Pater Horn war Prämonstratenser und als Religionslehrer viele Jahre in Wien an einem Gymnasium tätig. Nach seiner Pensionierung lebte er in Niemes, las in der Schloßkapelle jeden Tag die Hl. Messe und war wegen seiner offenen Art bekannt und beliebt. Das bischöfliche Kirchenamt erlaubte ihm, daß er nach seinem Tode in einer Gruft an der Ostseite der Marienkirche bestattet werden könne. Dort ließ er noch zu seinen Lebzeiten seine Grabstätte errichten. Die Vertreibung der Deutschen aus ihrer angestammten Heimat hat seinen Wunsch nicht in Erfüllung gehen lassen. Als österreichischer Staatsbürger wurde er aus seinem Hause in Niemes nicht vertrieben. Seinen Bemühungen gelang es, daß er in sein Stammkloster nach Tepl zurückkehren konnte. In einem Altersheim verbrachte er die letzten Tage seines Lebens und starb im 90. Lebensjahr. Kein Stein, kein Name erinnert mehr an ihn.

Zum Kirchengute gehörte das im Jahre 1825/26 neu erbaute Pfarrhaus (Nr. 1) mit Stallungen, Scheune, Äcker, Wiesen und dem Kirchenwald. Nach einer vorhandenen Geburtsurkunde war Pfarrer Josef Reckziegel 1869 Seelsorger in Gablonz. Noch vor dem 1. Weltkriege bewirtschaftete Pfarrer Bečka das Pfarrgut selbst. Aus der Heimatkunde des Reichenberger Bezirkes, abgedruckt im Heimatbuch der Stadt Liebenau, herausgegeben von Richard W. Eichler, geht hervor, daß Pfarrer Johann Bečka am 1. März 1909 als Personal-Dechant in Liebenau eingesetzt wurde. Sein Nachfolger in Gablonz wurde Pfarrer Adalbert Bilý (geboren 22. 2. 1874) aus Luschnitz. 1931 wurde er zum Dechant ernannt und erhielt das Dekanat Weißwasser übertragen. Sein Nachfolger in Gablonz war Pfarrer Hermann Barton. Ein tragisches Ereignis führte zu seinem Tode. Auf dem Friedhofe in Mariaschein fand er in der Nähe des großen Friedhofskreuzes seine letzte Ruhestätte. Letzter Pfarrer in Gablonz war Johann Böhm. Nach dem 2. Weltkriege war er zunächst Pfarrer in Hennersdorf bei Deutsch Gabel, zuletzt Stadtpfarrer in Niemes. Hier starb er Weihnachten 1979.

Zum Kirchsprengel Gablonz bei Niemes gehörten die Gemeinden Gablonz mit Chlum, Prositschka und Sägemühl (in Prositschka befand sich eine Kapelle, in der zu besonderen Festtagen Messen gehalten wurden), Wolschen (im 18. Jh. wurde eine kleine sechseckige Kapelle gebaut, die Glocke stammte aus der Einsiedelei Pinskai, 1929 wurde 100 m östlich des alten Kirchleins eine neue Kapelle errichtet, sie wurde von Pfarrer Barton eingeweiht), Kridai (die Kapelle war Johannes und Paul geweiht und besaß eine Glocke), Proschwitz und Kostersitz (die Glocke in der Kapelle in Proschwitz trug die Aufschrift: L. W. K. 1799) und Woken mit Kratzdorf und Heide (Patronatsherren der Filialkirche in Woken waren die Herren von Waldstein, die Kapelle besaß eine sehr schöne Orgel, einen geschnitzten Seitenaltar und ein wertvolles Ölgemälde auf Blech gemalt, Kratzdorf besaß eine Kapelle).

Nach 1948 wurden beide Kirchen und die Kapellen im Kirchsprengel niedergerissen und abgetragen; die Kirchenbücher befinden sich jetzt beim bischöflichen Ordinariat in Leitmeritz.

Marienkirche in Gablonz bei Niemes – ein Steindruck von Otto Habel

Die barocke Kirche ließ Gräfin Margarete von Waldstein an der Stelle einer alten Holzkirche erbauen. Sie war der hl. Maria geweiht und bis ins 19. Jahrhundert eine Wallfahrtskirche.

Das Land um diese Kirche war einst ein ausgedehntes Waldgebiet. Es wurde von unseren Ahnen gerodet und besiedelt. Wir haben bis 1945/46 dort gewohnt und dort gearbeitet. Es ist unsere Heimat.

Zur Erinnerung und der Nachwelt als Zeugnis hat der akademische Maler, Bildhauer, Mosaikbildner und Grafiker Otto Habel aus Proschwitz bei Niemes einen wertvollen Steindruck geschaffen. Er zeigt auf einer Anhöhe die Marienkirche und unter dem Stiegenaufgang zur Kirche die zweiklassige Volksschule in Gablonz.

Otto Habel, Heideäcker 21, Leinfelden bei Stuttgart, besuchte die Bürgerschule in Niemes, anschließend die Fachschule für Glasgestaltung in Haida, ging von da an die Akademie für angewandte Kunst in München und besuchte die Kunstakademien in Prag, Dresden, Berlin und Stuttgart.

Er schuf vor allem viele wertvolle Mosaikbilder. Unter anderem ist er der Schöpfer des größten Goldmosaiks in

Marienkirche in Gablonz, Steindruck von Otto Habel

der Bundesrepublik Deutschland auf der Rückwand über dem Hochaltar der Konkathedrale St. Eberhard in Stuttgart.

Von seinem künstlerischen Können zeugen auch viele Kunstwerke in anderen Städten der Bundesrepublik, sowie in Budel im Königreich der Niederlande.

Es sind Werke der Kunst am Bau, Glasmalereien, Mosaiken in Glas und Naturstein, Bronze- und Bildhauerarbeiten. Bilder, Collagen, Grafiken, Wandteppiche.

Er zieht keine Grenzen zwischen den einzelnen Materialien und tritt selbst hinter sein Werk zurück. Der Glaube an Gott steht im Mittelpunkt seiner Darstellungen.

Möge dieser Steindruck immer ein Zeuge der unmenschlichen Vertreibung aus der angestammten Heimat sein und die Völker an dieses große Unrecht mahnen.

Das Dorf Kridai

Kridai lag an der 1887 erbauten Bezirksstraße von Hühnerwasser (Kuřivody) nach Oschitz (Osečná), etwa auf halbem Wege. Ein von SW nach NO verlaufendes Tal teilte das Dorf in die „große" und die „kleine Seite". Seit 1947/48 gehört die Gemeindeflur zum Truppenübungsplatz. Alle Häuser sind seit etwa 1949 zerstört oder abgerissen. Die Scheune des Hofes Nr. 2 wurde als letzte abgebaut. Das Material diente zum Aufbau eines Einfamilienhauses in Niemes.

Die Ortschaft Kridai ist urkundlich erstmals 1410 erwähnt. Die Schreibweise des Namens wechselte. So findet man Krzidai, Krziday, Kridai, tschechisch Křida.

Ausgangspunkt für die Siedlung und ihre Benennung dürfte das „Alte Schloß", die „Krutzenburg" sein. Die Burg stand auf einem etwa 15 Meter hohen Felsvorsprung auf der Südseite des Tales der Kleinen Iser (des Dolankenbaches), von der Sauermühle etwa 500 m flußaufwärts. Von Westen war sie durch einen Wallgraben von den Äckern der kleinen Seite her getrennt und erreichbar. Im ehemaligen Burgbereich deuten Vertiefungen im Gelände auf verfallene Keller und andere bauliche Gestaltung. An den Bäumen rankender Efeu mag als Rest des Burggartens die Jahrhunderte überlebt haben. Die ortsansässige Bevölkerung nannte die Burgstätte nur „das alte Schloß".

1431 wird der Ritter Jan Kolluch (Hirschbock) Kržiž (Krschisch) von Wesecz als Eigentümer der Cruczemburk genannt. Die Vermutung liegt nahe, daß die Burg ihren Namen nach dem Besitzer erhalten hat:

Kržiž, Křiž (Krschisch) = Kreuz
Križenburg Kruzenburg

Die Äcker der „Kleinen Seite“ bildeten das unmittelbar zur Burg gehörende Land. Nach dem 30jährigen Krieg wurde es auf die Höfe Nr. 1 und 2 verteilt. Die „Große Seite“ des Dorfes ist nach der Flureinteilung als Waldhufendorf mit ursprünglich 5 Höfen angelegt. Diese, dem Ritter Kříž gehörenden Höfe, dürften die Kridai genannt worden sein, mundartlich 1945 noch „Schidai“ genannt. (Der Wald des Zbinsko bei Schwabitz heißt Pinskei.)

1436 – am Ende des Hussitenkrieges – wurde die Krutzenburg wie das Kloster Münchengrätz (Hradiště) und eine Reihe von Dörfern an Jan Čapek von San (einen bekannten Taborittenführer) verpfändet.

Über die folgenden 150 Jahre schweigen die Quellen.

Am 19. Februar 1582 tritt als Schlichter in einem Waldstreit zwischen dem Schwabitzer Pastor Tylenius und den Spernichern sowie dem von Biberstein Konrad von der Pelt auf. Letzterer war Besitzer der Krutzenburg.

Im 30jährigen Krieg wurde die Burg zerstört. Beim Bau des Wasserwerkes für die Stadt Reichenberg um 1950 hat man unterhalb der Burg am Damm des ehemaligen Klosterteiches im Sumpf versunkenes Kriegsgerät gefunden, das von den Kämpfen um die Burg zeugt. Eine im Jahre 1936 im Hofe Nr. 2 ausgebaute Kellerstiege aus Eichenholz stammte nach mündlicher Überlieferung aus dem alten Schloß.

Erste Namenslisten der Bürger des Dorfes liegen im ältesten böhmischen Kataster, der sogenannten Steuerrolle von 1653 bis 1656, vor. Genannt sind die Namen Pelka Nr. 1, Heilek Nr. 2, Georg Sauer Nr. 3 (Sauermühle), Kirschner Nr. 7 und/oder Nr. 9.

Im Theresianischen Kataster von 1748 sind in Kridai 8 Grundbesitzer verzeichnet, davon

1 mit 1–5 Strich (1 Strich = 0,287 Hektar),
4 mit 15 bis 30 Strich,
3 mit 30 bis 60 Strich ackerbarem Land.

Der Boden wurde in die Bonität 8 eingestuft, das war die niedrigste Güteklasse, welche die zweieinhalbfache Ernte der Aussaat bringen sollte.

Grundbesitzer (leibeigene Bauern) mit mehr als 30 Strich ackerbarem Land dürften gewesen sein: Pelka Nr. 1, Heilek Nr. 2 und der Hof Nr. 9.

Kridai gehörte damals zur Herrschaft Weißwasser – Hühnerwasser (běla pod Bezdězem – Kuřivody) des Grafen Vinzens von Waldstein. Besitzübergaben der Bauern waren in Weißwasser zu beurkunden.

Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft durch Kaiser Josef II. 1781 haben die Bauern in der nächsten Generation ihre Höfe unter ihre Söhne geteilt. So wurden zusätzlich gebildet aus

Nr. 9 (Kirschner) die Hofstelle Nr. 15,
Nr. 7 (Kirschner) die Hofstellen Nr. 16, 22 und 31,
Nr. 1 (Kauschka) die Hofstellen Nr. 19, 20,
Nr. 2 (Heilek) die Hofstelle Nr. 23, daraus Nr. 32,

Gesamtansicht von Kridai

Nr. 10 (Kirschner) die Hofstelle Nr. 24,
Nr. 6 die Hofstelle Nr. 29.

Aus dem Fortgang der Hausnummern ist die Reihenfolge der Hofteilungen ablesbar.

Als Kleinbesitz bestand (um 1780) nur das Anwesen Nr. 4 im Tale zwischen der großen und der kleinen Seite. Das Haus Nr. 8 lag im 18. Jahrhundert wüst, gehörte dann der Familie Bär.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts entstanden, zum Teil auf dem ursprünglich der Gemeinde gehörigen Hängen zwischen den beiden Ortsteilen, eine Anzahl kleiner Häusleranwesen, deren Eigentümer als Handwerker ihr Brot verdienten: Schneider, Zimmermann Nr. 4, Tischler Nr. 28, 31; Schuster Nr. 11; Zimmermann Nr. 12; Weber Nr. 13; Steinmetz Nr. 15; Gastwirt Nr. 16, 30; Maurer, Musiker Nr. 32. Die Schmiede des Dorfes befand sich ursprünglich am alten Dorfverbindungsweg, der aus dem Tale kommend über die kleine Seite führte, etwa 80 m unterhalb der schwachen Quelle nördlich der kleinen Seite. Sie wurde später im Hause Nr. 27 und ab 1898 in Nr. 9 betrieben. Der Hof Nr. 9 war aufgeteilt worden.

Zur Gemeinde gehörten auch zwei „Einschichten“, Einzelhöfe:

Die Sauermühle liegt am untersten und allein erhaltenen Klosterteich. Sie hat ihren Namen von den ehemaligen Eigentümer: Georg Sauer, um 1750. Das Wohngebäude steht noch und dient als Landhaus. Anfang des 19. Jahrhunderts fanden hier am Ostermontag und zur Labser Fohrt (Hlavicer Fest am letzten Sonntag im August)

dreitägige Preisschießen statt, an denen sich Schützen in großer Zahl beteiligten und von weither anreisten, bis aus Sachsen. Der Schießstand befand sich an der Südseite des Tales unterhalb des Felsens. Man schoß über den Teich hinweg. An der Nordseite des Tales, wenige Schritte vom Wasserwehr flußaufwärts, diente die dort befindliche Felsennische als Unterstand für den „Zieler", den Wärter der Scheibe. Diese war oberhalb der Felsennische aufgestellt. Die Besitzer der Sauermühle hatten das Schankrecht. Das Hlavicer Fest wurde also zu einem guten Teil in der Sauermühle gefeiert.

Heute verfallen das Mahlwerk und das Sägewerk.

Die Spalenze (Spalek = Holzklotz, Holzhackklotz) Haus Nr. 14 soll nach mündlicher Überlieferung das Haus des Fischknechtes gewesen sein, der die 4 oder 5 Fischteiche des Klosters Münchengrätz zu betreuen hatte.

Die geringen Verdienstmöglichkeiten zwangen verschiedene „Häusler"-Familien zur Abwanderung. Als Folge davon wurden ab etwa 1900 bis 1939 abgerissen die Häuser Nr, 8, 17, 18, 21, 25, 26, 30. 1939 waren die Häuser Nr. 13 und 27 dauernd unbewohnt. Das Haus Nr. 27 diente von 1907 bis 1935 als Gemeindehaus zur Unterbringung heimatzuständiger verarmter Bürger.

Eine Reihe von Familien bzw. Höfen wurden mit Rufnamen benannt, welche sich aus den Vornamen der Eigentümer in der Zeit um 1800 herausgebildet haben:

Nr. 2 Heilek	beim Andriese (Andreas durch 4 Generationen)
Nr. 4 Schwarz	beim Waschkn (Wenzel Schwarz, geb. 1814)
Nr. 6 Horn	beim Duhmse (Thomas)
Nr. 7 Kirschner	beim Flure (Florian Kirschner, geb. 1802)
Nr. 10 Kirschner	beim Wazl (Wenzel)
Nr. 19 und 23 Kauschka	beim Tonl (Daniel Kauschka, geb. 1777)
Nr. 24 Kirschner	beim Jakub (Jakob)

Kridai gehörte zu Anfang des 19. Jahrhunderts zur Gemeinde Zetten. Später bildete das Dorf die kleinste selbständige Gemeinde des Gerichtsbezirks Niemes, bis 1945.

Gemeindevorsteher waren:

zur Zeit des 1. Weltkrieges Josef Kaiser, Schmiedemeister, geb. 21. 12. 1869, etwa 1928 bis 1933 Josef Kirschner, Bauer Nr. 24, geb. 3. 11. 1887, etwa 1934 bis 1945 Wenzel Heide, Bauer Nr. 29, geb. 29. 6. 1890 (ab 1939 „Bürgermeister")

Kridai war rein röm.-katholisch und gehörte bis 1786 zur Pfarrei Hlawitz (Hlavice), danach zur selbständigen Lokalie Gablonz. Diese wurde 1849 zur selbständigen Pfarrei erhoben.

Die Dorfkapelle in Kridai war nur klein (6 mal 6 m?), den Heiligen Johann und Paul geweiht. Zu gottesdienstlichen Zwecken wurde sie nicht genutzt. Wohl aber wurde die auf dem Türmchen befindliche Glocke morgens, mittags und abends geläuet. Im 1. Weltkriege mußte sie zum Einschmelzen abgeliefert werden. 1925 oder 1926 wurde eine neue angeschafft.

Auf der kleinen Seite stand im Eigentum der Familie Kauschka Nr. 1 eine Wegkapelle mit einer etwa 60 cm hohen barocken Statue Anna Selbdritt. Am Abend des 25. Juli (Anna) wurden in der Wegkapelle Kerzen angezündet, und die Frauen der Nachbarschaft versammelten sich zum Gebet.

Zur Schule gingen die Kinder nach Wolschen. Dort war 1873 eine eigene einklassige Volksschule errichtet worden. Das Schulhaus wurde erst 1889 errichtet. Bis dahin war sie in einem Bauernhaus untergebracht. Nach dem 1. Weltkriege schickten die Eltern ihre Kinder ab dem 6. Schuljahr zunehmend in die Bürgerschule nach Niemes. Dorthin verkehrte ab Wolschen zweimal täglich ein Autobus.

1894 wurde zwischen Kridai und Wolschen für beide Orte und für Kostersitz ein Friedhof angelegt. Vorher wurden die Toten in Gablonz, noch früher in Hlawitz bestattet.

Die Bauern verkauften ihre Feldprodukte (Getreide und Kartoffeln) an ihre Landwirtschaftliche Lagerhaus-

genossenschaft in Niemes. Die Milch lieferte man an die 1907 in Wolschen errichtete Genossenschaftsmolkerei, die bis 1945 gut florierte.

Das Schlachtvieh – Schweine und Rinder – kauften vorwiegend Händler aus dem „Gebirge" (Reichenberg und Gablonz an der Neiße). Im 19. Jahrhundert hat man Dörrpflaumen und Powidl (Pflaumenmus) in eigens dafür errichteten Dörrhäuschen bereitet und dann verkauft. Wegen der Brandgefahr lagen diese Dörrhäuschen außerhalb der Gehöfte und waren zum Teil in den Felsen gehauen. Sie wurden bereits vor dem 1. Weltkrieg nicht mehr genutzt. 1945 diente eine solche Felsenhöhle der Bevölkerung als Versteck vor den Russen und den Partisanen.

Das Gemeinschaftsleben vollzog sich am Samstagabend im Dorfwirtshause (Nr. 16) bei einigen Gläsern Bier, am Sonntag beim Kirchgang nach Gablonz und bei der alljährlichen Kirmst am letzten Sonntag im Oktober. Diese Kirchweih war in erster Linie ein Familienfest, an dem die ausgeheirateten Geschwister mit ihren Familien aus den Nachbarorten das Vaterhaus aufsuchten. Für das Fest mußten Kuchen im Brotbackofen gebacken werden. Mitunter wurde auch ein Zicklein geschlachtet, eigens für diesen Zweck gehalten und gefüttert. Im Winter gingen die Frauen reihum von Haus zu Haus Federn schleißen, und die Freiwillige Feuerwehr veranstaltete ihren Ball – wie in allen Nachbardörfern. Selbstverständlich gab es für die Jugend Tanz im Dorfwirtshaus, manchmal eine Theateraufführung, 1935 ein Waldtheater.

Die „Fohrten" (von Wallfahrt, d.s. Patrozinienfeste) der drei umliegenden Kirchdörfer wurden regelmäßig besucht: Schwabitz an Mariä Himmelfahrt (15. August), Hlawitz (Hlavice) am letzten Augustsonntag und Gablonz zu Maria Geburt (8. September).

Umgangssprache war die Lausitzer Mundart, wie man sie heute noch ähnlich in der Gegend von Zittau spricht. Eintretenden Besuch begrüßte man mit „Schewekomm" (Schön willkommen). Die Antwort: „Dank schön." Zum Abschied: „Ei Getts Nom" – „komm ock wieder" („In Gottes Namen" – „Komm nur wieder").

Kundmachungen der Gemeinde wurden als Handzettel nach einer festen Regel jeweils von einem Haus zum anderen weitergetragen. Gleiches galt für die (Feuer-) Wache. Dazu wurde der „Spieß" – eine handgeschmiedete Helebarde mit 1,5 m langem Schaft – mit einem angehängten eisernen Pfeifchen jeden Tag um ein Haus weitergereicht, und der Empfänger hatte die kommende Nacht zu wachen. 1939 gab es noch ein Haus, das mit Stroh gedeckt war (Nr. 32).

Ab 1933 kamen die ersten Rundfunkgeräte in das Dorf. Das einzige Auto besaß der Sauermüller. Er hatte auch die Gemeindejagd gepachtet.

Kridai war ein kleines Dorf, abseits der großen Fernstraßen. Die Bewohner waren nicht reich. Doch auch der ärmste hatte wenigstens eine Kuh im Stall und konnte alljährlich ein Schwein füttern und schlachten. Mehr zu schlachten ließen die bescheidenen Lebensverhältnisse nicht zu. Hühner und Gänse lieferten Eier, Fleisch und Federn. Das Brot wurde in jedem Hause selbst gebacken. Dazu ließ man das eigene Getreide in der Mühle mahlen. Obst gedieh prächtig und vielfältig. Die Wälder lieferten Holz, Beeren und Pilze, dazu mitunter auch ein Häslein. Das Dorf versorgte sich selbst. Auch das Wasser für die 1910 erbaute Wasserleitung wurde den Quellen in der Ortsmitte entnommen. Bis 1893 holten auch die Bewohner von Wolschen dort ihr Trinkwasser mit Trageimern. Sie benutzten dazu den „Bornweg". Ab 1923 lieferte die „Nordböhmische Elektrizitätsgesellschaft" den Strom in das Dorf (360 V).

Trotz der bescheidenen Lebensverhältnisse litt kein Bewohner Not. Sie sparten und halfen einander. Sie hielten zusammen und vertrauten einander. Die Familien kannten einander seit Generationen und bildeten eine einfache, biedere, rechtschaffene und zuverlässige Dorfgemeinschaft. Das Dorf war allen die Heimat im umfassendsten Sinne des Wortes.

1945 und 1946 wurden die Familien in insgesamt 3 Transporten ausgesiedelt.

Erwin Heilek

Mühlen an der „Kleinen Iser"

Südlich von Oschitz bei dem kleinen Dörfchen Sabert entspringt die „Kleine Iser". Das unscheinbare Bächlein durchfließt viele Serpentinen bildend bis zur Mündung

Kahnfahrt am Sauermühl-Teich

bei Kloster in die Iser ein überaus reizvolles bewaldetes Tal und treibt bekannte Mühlen in Sabert, Wlachai, Kridai, Neumühl, Sägemühl, Straschischt, Witzmanov, Borowitz, Bukowin und Kloster.

Eine dieser Mühlen ist die Sauermühle bei Kridai, benannt nach dem Besitzer der Mühle. Sie lag in einem tiefen, von drei Seiten bewaldeten Tale. Das Wasser des Baches wurde hier in einem kleinen Teiche gestaut, der auch als Fischteich diente. Am rechten Ufer des Teiches stand ein Schupfen; er war einst ein Schießhaus. Schießstände und Schießscharten erinnerten noch daran. Hier fanden um 1850 noch am Ostermontag und an der „Hlawitzer Fahrt“ (Bartholomäus-Fest) ein Preis-Scheiben-Schießen satt. Am linken Ufer des Teiches befand sich eine Nische, die für den Zieler als Aufenthaltsort bestimmt war. Aus dem Schupfen (Schießhaus, der sehr geschmackvoll eingrichtet gewesen sein soll) wurde auf eine Distanz von ungefähr 300 Schritten über den Teich auf die oberhalb der Nische aufgestellte Scheibe geschossen.

Zu diesem Scheibenschießen kamen die Schützen von nah und fern. Weil die jeweiligen Mühlenbesitzer auch das Schankrecht hatten, fand sich besonders bei der „Hlawitzer Fohrt“ eine große Menschenmenge in der Sauermühle zum Feste ein.

Wolschen, ein landwirtschaftliches Zentrum der Oberdörfer

Wolschen liegt 12 km östlich der Bezirksstadt Niemes, Sudetenland, auf der Wasserscheide zwischen Iser und Polzen (409 m ü.d.M.) Das Grundausmaß umfaßt 254,46 ha, wovon zwei Drittel Ackerland sind. Der Ort liegt auf einer Anhöhe mit freiem Blick nach Norden zum Jeschken (1010 m), nach Westen zum Roll (694 m) und nach Südwesten zum Bösig (605 m). An der Nordseite führt die Teufelsmauer vorbei, die ein reichhaltiges Lager an Basalt enthält.

Das Dorf hat keine fließenden Gewässer und Brunnen, dafür seit 1893 eine Quellwasserleitung, die auch die beiden Dorfteiche mit Wasser versorgte.

Vor 1893 mußten die Bewohner das Wasser aus Kridai herbeischaffen. Zur selbständigen Gemeinde gehörten noch die beiden Einschichten „Ziegelscheune“ und „Am Sande“ (Mokschina).

1900 zählte Wolschen 46 Häuser mit 214, 1939 49 Häuser mit 193 Einwohnern. Ackerbau und Viehzucht war der vorherrschende Erwerb. Im Ort waren drei Gasthäuser, zwei Kaufläden und einige Händler und Handwerker vorhanden.

Das landwirtschaftliche Zentrum wurde besonders durch die im Jahre 1908 errichtete Dampfmolkerei gekennzeichnet, zu der sich die bäuerlichen Betriebe aus Wolschen, Kridai, Kostersitz, Proschwitz, Teschen, Dolanken, Halbehaupt, Böhm. Neuland, Gablonz, Chlum, Prositschka, Kratzdorf, Woken und Schiedel zusammengschlossen hatten. Außerdem waren in Wolschen eine Ziegelei und ein Dampfsägewerk in Betrieb. Das Sägewerk versorgte bis zur Elektrifizierung im Jahre 1922 den Ort mit elektrischem Strom.

Wolschen ist ein Verkehrsknotenpunkt. Die Bezirksstraße Hühnerwasser – Oschitz durchschneidet den Ort, von ihr zweigen Straßen nach Kridai – Böhm. Aicha und nach Proschwitz ab. Um den Ort führte eine 4 m breite Dorfstraße. Im Ort befand sich eine Poststation und seit 10. Oktober 1902 eine Telefonverbindung nach Hühnerwasser. Die nächste Bahnstation ist Niemes. Bis 1925 verkehrte eine Postkutsche, dann ein Autobus nach Niemes.

Wolschen,
landwirtschaftlicher Mittelpunkt
der Oberdörfer

Am 1. Januar 1909 wurde in Wolschen eine Gendarmeriestation errichtet. Ihr waren die Orte Wolschen, Halbehaupt, Sabelze, Teschen, Dolanken, Dechtar, Zetten, Kridai, Kostersitz, Proschwitz, Gablonz, Chlum, Prositschka, Woken, Kratzdorf und Heide, sowie die Einschichten Sauermühle, Sägemühl und Neumühl zugeteilt.

Im Ort war ein reges Vereins- und Genossenschaftsleben vorhanden. Seit 1786 gehörte Wolschen zum Kirchsprengel Gablonz bei Niemes. Eine Besonderheit war die im 18. Jahrhundert erbaute sechseckige Holzkirche. Sie stand auf dem Dorfplatz. Im Türmchen der Kapelle hing eine vom Besitzer der Wirtschaft Nr. 19 von der Einsiedelei Pinskai gekaufte Glocke. Sie hing eine lange Zeit in der beim Hause Nr. 5 stehenden Linde und wurde dort täglich geläutet. Im Jahre 1870 zersprang die Glocke und wurde von der Glockengießerei Eduard Paul in Böhm. Leipa umgegossen.

Als im Jahre 1914 der Erste Weltkrieg ausbrauch, versammelten sich die ins Feld ziehenden Krieger aus Wolschen vor der Kapelle und gelobten, bei gesunder und glücklicher Heimkehr, eine neue, steinerne Kapelle zu

Wolschen bei Niemes

errichten. Dieses Gelöbnis wurde auch eingelöst. Nach Überwindung vielfacher Schwierigkeiten konnte 1929 mit dem Bau der neuen Kapelle begonnen werden. Sie wurde 1932 von Pfarrer Barton unter großer Beteiligung eingeweiht und war dem hl. Florian geweiht. Pfarrer Böhm, der letzte Pfarrer von Gablonz, besuchte 1947 die Kapelle. Es war ein heißer Tag. die Hitze hatte die Kerzen in den Kerzenständern niedergebogen, daß sie aussahen, als ob sie weinten.

Für die Orte Wolschen, Kridai und Kostersitz wurde 1894 ein Friedhof errichtet, vorher wurden die Toten in Gablonz beerdigt.

Die Kinder mußten bis zum Jahre 1873 nach Gablonz zur Schule gehen, im Winter wurden sie von einem Hilfslehrer in der Bauernstube im Hause Nr. 39 unterrichtet. 1889 wurde mit dem Bau einer einklassigen Schule mit Lehrerwohnung begonnen. Sie wurde im Jahre 1890 feierlich eröffnet.

In den letzten Jahren unterrichteten u.a. Oberlehrer Scharboth, Bienert, Adolf Blumtritt, Josef Knorre, Richard Stenzel, letzter Oberlehrer war August Michalowitsch.

Vor der Schule standen zwei Kugelakazien, die zum 60jährigen Jubiläum der Regierung Seiner Exzellenz, des Kaisers Franz Josef I., gepflanzt wurden.

Aus der Ortsgeschichte:

Dampfmolkerei in Wolschen

Das Gebiet um Wolschen mag einmal Urwald gewesen sein, in dem auch Wölfe lebten. Noch vorhandene Wolfsgruben gaben Zeugnis davon. Die Chronik berichtet ferner, daß auf der Anhöhe, wo sich ein Erlenwald (Erle = Orle, daraus Wolschen) befand, das Land urbar gemacht und von einem Stamme der „Kirschner" der Ort gegründet wurde. Er gehörte zum Gute Laukowetz. Das Dorf hatte einen eigenen Richter, der zwei Insassen als Geschworene wählen konnte. Durch diese wurden alle Streitfälle bis zum Jahre 1850 geschlichtet. Letzter Richter war Mathias Schwarz Nr. 1. 1850 wurde Wolschen mit Proschwitz und Kostersitz eine Katastralgemeinde. 1877 wählten die Bewohner Josef Kirschner Nr. 3 zum Gemeindevorsteher. Unter seiner Amtstätigkeit wurde eine Trennung der Orte durchgeführt. Wolschen war nun selbständige Gemeinde. Letzter Bürgermeister war Wenzel Kirschner, Nr. 20. Am 4. Mai 1849 entlud sich ein schweres Gewitter. Ein Blitz entzündete das Haus Nr. 29. Seit diesem Tag wurde der Gelöbnistag des heiligen Florian (4. Mai) gefeiert. Am Tage zuvor wurde immer mit Mörsern geschossen. Dabei wurde einmal ein Sohn des Josef Kirschner so schwer verletzt, daß er starb. Darauf ließ man vom Mörserschießen ab.

1879 vernichtete ein Feuer sechs Häuser, 1883 zwei Häuser. Am 28. Oktober 1895 fand der Landwirt Josef Rusitschka beim Graben ein Gefäß mit Münzen, sie

wogen 6 kg. Es waren meißnerische Groschen aus der Zeit Friedrichs (1415–1493) und Pfennige der Stadt Görlitz. Anni David-Preisler schließt ihren Beitrag über ihren Heimatort Wolschen, der in diese Chronik mit aufgenommen wurde, wie folgt: „Das Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 mit seinen grausamen Folgen der Entrechtung, Beraubung, Schändung, Zerstörung und der völkerrechtswidrigen Vertreibung machte all der von Generationen mühevoll geleisteten Arbeit ein jähes Ende. Zurück blieb die Sehnsucht nach dem friedlichen heimatlichen Herd, nach den bunten blühenden Wiesen, den Hügeln und Tälern, den rauschenden Wäldern, in denen wir so gerne nach Beeren und Pilzen suchten. Wo sind die stillen, heimeligen Winkel, die glücklichen Stunden geblieben? Zurückgeblieben sind unsere Toten, deren Ruhestätten verwahrlosen. Zurück blieb auch das Feldkreuz aus Stein, das den Blick zum Jeschken freigab. Wolschen ist gestorben, geblieben ist die Erinnerung an Freud und Leid in der unvergeßlichen Heimat.

Der Erzgebirgssänger und Dichter Anton Günther spricht es so aus: Was einmal war, kommt nicht wieder, es ist vorbei, ob schlecht, ob gut, uns bleiben nur die alten Lieder, und was uns tief im Herzen ruht.“

Anni Preißler-David erzählt aus Wolschen

„Im Frühjahr, wenn die Baumblüte einsetzte, haben wir so manches Maibaumfest erlebt. Wir Mädchen banden am Abend zuvor viele bunte Bänder an die Krone des

Die Kapelle in Wolschen bis 1928

Wolschen, Feldkreuz am Wege nach Kridai

Maibaumes. Die Burschen gruben auf dem Dorfplatze ein großes Loch, und dann wurde der lange Baum, der vorher von seiner Rinde schön säuberlich befreit wurde, aufgestellt. Und war der Sonntag da, dann wurde das Maikönigspaar mit Musik abgeholt und sie eröffneten als erste den Maitanz auf dem Dorfplatz. Wie ulkig waren die beiden Holzfäller, wenn sie beim Umsägen des Baumes große ‚Pausen' machten und aus ihren buntbedruckten Tüchern ihr Quarkbrot herausholten und verzehrten. Diese jahreszeitlichen Bräuche waren doch schön!

Zum Kirchweihfest gab es die Zigeunerhochzeit. Der Festzug zog von Wolschen nach Kridai. Dort wohnte die Zigeunerbraut. Standesgemäß angezogen, holte sie der Bräutigam in einer Kutsche ab, gefolgt von einem Aussteuerwagen, beladen mit Betten, Truhen und sonstigem Kram. Da kam einem wohl das Lachen! Wißt ihr es noch! In guter Erinnerung ist auch noch das „Ritterstechen".

Der gefährliche Ritter Ralsko, der auf dem Rollberg seinen Sitz hatte und in der Umgebung sein Unwesen trieb, mußte eingefangen werden. Mit Spießen und Stangen wurde er gejagt und in den Gehöften gesucht, bis man ihn, von den Spionen verraten, endlich fand. Gefesselt lag er nun auf der Reisigbahre, und mit großer

Tanz vor der Kirche in Wolschen

Freude feierte man den Sieg. Der Tag endete dann mit Tanz und Jubel.

Der regen Arbeit der Landjugend war es zu verdanken, daß unsere alte Volkskultur erhalten blieb. Ich denke auch an die vielen schönen Volkslieder, an die Tänze und Bräuche, die wir begeistert pflegten und der Nachwelt bewahrten und weitergaben."

Proschwitz

Proschwitz, eine Sprachgrenzgemeinde im Heimatkreise Niemes.

Die Katastralgemeinde Proschwitz mit Kostersitz und Neumühl liegt an der östlichen Grenze des Bezirkes Niemes. Die Orte gehörten bis 1938 zum Kreis Böhm. Leipa und ab 1938 zum Kreis Deutsch Gabel. Proschwitz und Kostersitz liegen auf ebenen Sandsteinhöhen (400 m ü. d. M.) und sind durch ein tiefes Waldtal getrennt.

Neumühl liegt östlich unter Kostersitz im engen, vielfach gewundenen Tale der „Kleinen Iser". Die Dörfer grenzen an die Bezirkshauptmannschaften Turnau und Münchengrätz. Kurze Strecken ist die „Kleine Iser", auch Sabertbach genannt, die Markungsgrenze. Der fischreiche Bach treibt bis zur Mündung in die Iser bei Münchengrätz viele Mühlen und Pumpwerke.

Die Orte Proschwitz und Kostersitz, auf Sandsteinplatten gelegen, waren wasserarm. Proschwitz baute schon 1894 eine Wasserleitung. Das Pumpwerk wurde von der „Kleinen Iser" betrieben. Noch vor dem 1. Weltkrieg im Jahre 1910, unter schwierigen Umständen, weil ein Bewohner nicht glauben wollte, daß das Wasser aus dem Tale in die hochgelegenen Häuser fließen kann, dies als Teufelswerk ansah, wurde von einer Aussiger Firma die Wasserleitung für Kostersitz gebaut.

Das Grundausmaß beträgt 457,36 ha. davon ⅗ Ackerland, der Rest Wald und Wiesen.

Die Flurnamen sind deutscher oder slawischer Herkunft: Sahelke, Klutschken, Donje, Mokschina, Strahenka. Tschihon. Prorossel, Galitschken; Donau, Kürben, Tilke, Steinbrache, Abersberg, Tolzen, Schwarzer Graben, Richtergraben, Mühlgraben, Schaufelgraben, Aspergraben, Im Ausgebrannten, Unter den Fuchssteinen.

Im Orte Kostersitz: Sauerberg, Schindergraben, Hofefeld.

Proschwitz zählte: 1910 33 Häuser mit 167 Einwohnern, 1938 30 Häuser mit 142 Einwohnern.

Kostersitz zählte 1910 13 Häuser mit 64 und Neumühl 6 Häuser mit 27 Einwohnern, 1938: 13 Häuser mit 49 und Neumühl 4 Häuser mit 15 Einwohnern.

Die Bewohner beschäftigten sich mit Ackerbau und Viehzucht. Bis 1848 gab es in der Gemeinde 17 Bauern, 18 Feldgärtner und 14 Häusler. In Proschwitz war ein Gasthaus, ein Kramladen, ein Schuster, ein Zimmermann und ein Fleischer vorhanden. Weitere Erwerbe waren die Handweberei, das Flechten von Rohrsesseln für die „Fischel-Fabrik" in Niemes, das Perlenfädeln für die Glasindustrie in Gablonz a. d. Neiße und das Sammeln von Beeren und Pilzen in den umliegenden Wäldern.

Die Post wurde von Wolschen besorgt, die nächsten Bahnhöfe waren in Niemes, Kriesdorf und Münchengrätz.

Bis zum Jahre 1786 waren die drei Orte nach Hlawitz eingepfarrt, dann gehörten sie zur Pfarrei Gablonz bei Niemes. Proschwitz hatte eine Kapelle. Die Glocke trug die Aufschrift „L. W. K. 1799" Zu besonderen Festen wurden hier Messen abgehalten.

Proschwitz war bis 1877 nach Gablonz eingeschult. 1889 wurde eine einklassige Schule mit Lehrerwohnung gebaut. Unter anderen wirkten als Lehrer an dieser Schule: Oberlehrer Tschirnich. Adolf Blumtritt, Richard Stenzel, Franz Köhler, Josef Schicketanz, Wilhelm Ohme.

1908 besuchten 50 Kinder die Schule. Nach dem 1. Weltkriege ging die Schülerzahl zurück, daß die Schule geschlossen wurde. Die Kinder von Proschwitz wurden nach Gablonz, die Kinder von Kostersitz nach Wolschen eingeschult. Im deutschen Schulhaus wurde eine tschechische Minderheitsschule errichtet. Diese Schule besuchten tschechische Kinder aus Wapno und den umliegenden Ortschaften. 1931 war die Schülerzahl der deutschen Kinder wieder über 20 angewachsen, daß von der zweiklassigen Volksschule in Gablonz eine Expositurklasse errichtet werden konnte. Richard Stenzel unterrichtete die Kinder dieser Expositurklasse, sein

Plan von Proschwitz 1879

Erklärung: Wohngebäude, Scheune, Stallung, Spritzhaus, Backhaus, Gemeindeweg, Fahrweg, Fußweg

◄ Proschwitz von Otto Habel, Mischtechnik

Nachfolger war Franz Köhler aus Gablonz bei Niemes. Im deutschen Schulhause wurden im großen Schulzimmer die tschechischen Kinder von einem tschechischen Lehrer, die deutschen Kinder in einem notdürftig eingerichteten Raume von einem deutschen Lehrer unterrichtet.

Das Deutschtum an der Sprachgrenze war sehr gefährdet. Der nationale tschechische Volkstumverein, die „Jednota“, setzte sich mit Nachdruck ein, durch wirtschaftliche Vorteile deutsche Eltern dem Deutschtum zu entfremden und erreichte, daß diese Eltern ihre Kinder in die tschechische Schule schickten. Dieser Tschechisierung traten die deutschen Volkstumsverbände und die Deutsche Landjugend entgegen. So setzte sich der „Bund der Deutschen“ für die Erhaltung des deutschen Bodens und für das Volks- und Brauchtum ein, während der „Deutsche Kulturverband“ die deutschen Schulen und die deutsche Sprache besonders förderte. Diese Verbände waren in Proschwitz besonders aktiv und erfolgreich. Diese Tätigkeit hat den Bezirkshauptmann Herrscher veranlaßt, Lehrer Köhler nach Sandau zu versetzen. Seine Nachfolger waren Josef Schicketanz aus Niemes und Wilhelm Ohme aus Wellnitz.

Die Bevölkerung war dem deutschen Volkstum besonders verbunden. So wurden am 100. Geburtstag des Dichters Friedrich Schiller am 9. 5. 1905 von der Ortsgruppe des „Bundes der Deutschen in Böhmen“ eine Schillereiche gepflanzt und anläßlich des 60jährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät, Kaiser Franz Josef I., ein Gedenkstein und zwei Eichen gesetzt. Die „Deutsche Landjugend“ und die völkischen Vereine veranstalteten jedes Jahr Feiern und Feste und pflegten das Brauchtum.

Aus der Ortsgeschichte von Proschwitz:

Die Chronik berichtet, daß Proschwitz vom tschechischen Wort „prosec“, zu deutsch „Durchhau“, abgeleitet werden kann. Auf dem Durchhau wurden Häuser gebaut. Daraus entstand ein kleiner Ort, der sich durch Siedler, wie in Halbehaupt, vergrößerte.

Die Chronik berichtet, daß der Ort in den Hussitenkriegen oder im 30jährigen Kriege niedergebrannt und wieder aufgebaut wurde. Beim Graben der Grundmauern des Hauses Nr. 21 (Gasthaus Horn) im Jahre 1845 wurden verkohlte Geräte und Werkzeuge gefunden.

Im Bayerischen Erbfolgekriege (1778–1779) kam am 10. 11. 1778 Kaiser Josef II. auf dem Wege von Kratzdorf nach Hlawitz durch Proschwitz. Ein gewisser „Eichler“ soll ihm den Weg gezeigt haben und erhielt dafür einen Dukaten.

Kostersitz

Vom Ort Kostersitz wird berichtet:

In einem auf der Pfarrei Gablonz vorgefundenen, vom 14. März 1828 datierten Beitrag zur Topographie Böhmens heißt es: „Das Dorf Kostersitz zur Herrschaft Laukawetz gehörig, war früher ein Meierhof und ist seit 1784 auf die Landbevölkerung aufgeteilt worden. Die mündliche Überlieferung leitet den Namen Kostersitz von dem tschechischen Worte „Kost“ = Bein, Kostra = Skelett, ab. In der Nähe des ehemaligen Meierhofes soll eine Begräbnisstätte mit Beinhaus gewesen sein. Um 1820 stieß J. Lode, der damalige Besitzer der Neumühle, nach welcher der Ort benannt ist, auf seinem, auf der Anhöhe, beinahe ¼ Stunde südlich von der alten Krut-

zenburg gelegenen Felde, auf eine von ungeheuren Steinen gebildete Grundmauer, welche man als Überreste einer zur Krutzenburg gehörigen Vorwerkes betrachtete. Dieses Vorwerk gehört ohne Zweifel zu dem Rittergute, das im 16. Jh. Heinrich Rosenhagen von Janwicz auf Kosersicz besaß, dessen „eheliche Hausfrau, Helena Rackviczin von Czirnhaus, am 10. Feber 1572 verschied und in Schwabitz beerdigt wurde. Zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges war die Herrschaft Laukowetz nebst Kostersitz Eigentum des Alex Berka von Duba, welchem sie 1621 konfisziert wurde, um an den Grafen Albrecht von Waldstein verkauft zu werden. Nach dessen Ermordung 1634 in Eger fiel die Herrschaft wieder an die königliche Kammer; 1642 erscheint als Besitzerin Frau Anna Katharina von Donep-Bredau, 1725 Graf Josef Ignaz von Morzin, welcher im genannten Jahre die Herrschaft an die Gräfin Maria Margareta von Waldstein verkaufte, die sie mit ihrer Herrschaft Swigan vereinigte; dazu kam dann 1740 noch das Gut Sichrow. Unter dem Grafen Emanuel Philibert von Waldstein (1761–1792) scheint der Kostersitzer Meierhof emphyteurisiert und der Grund zu der Ortschaft Kostersitz gelegt worden zu sein. Am 1. 9. 1820 kaufte Fürst Karl Alain Gabriel von Rohan die Herrschaft Swigan von dem Grafen Franz Adam von Waldstein."

Aus neuerer Zeit.

Für die Belange der deutschen Bevölkerung hat sich nach dem 1. Weltkriege der Bauer Wenzel Schwarz aus Proschwitz Nr. 3 verdient gemacht.

Genossenschaftlich waren die Landwirte der Molkerei und der Raiffeisenkasse Wolschen angeschlossen. Letzter Gemeindevorsteher war Adolf Kratzmann aus Nr. 15, letzter Feuerwehrkommandant Richard Kirschner aus Nr. 1.

Proschwitz ist der Geburtsort des bekannten Künstlers, Malers und Bildhauers Otto Habel. Er schuf nach dem 2. Weltkriege viele wertvolle Mosaike, kunstvolle Bildwerke und Glasfenster.

Von 1938 bis 1945 war die Markungsgrenze nach Osten auch die Reichsgrenze. Im Mai 1945 rückten russische Truppen in Proschwitz ein, ihnen folgten tschechische Soldateska. Ein jahrelanger aufgestauter Haß entlud sich auf die Bevölkerung, dagegen war sie wehrlos. Schon im Juli 1945 ordnete das „Narodni Vybor" die völkerrechtswidrige Vertreibung der deutschen Bevölkerung an. Hab und Gut zurücklassend, trieb man die Deutschen aus ihrer angestammten Heimnat. Viele mußten in Lagern Unmenschliches ertragen. 1946 wurden die letzten noch ansässigen Deutschen in Viehwagonen ins Altreich verfrachet. In die Höfe und Häuser zogen Tschechen ein, aber auch sie konnten hier nicht bleiben. Das Gebiet zwischen Hühnerwasser und Oschitz wurde ein Truppenübungsplatz. Die dort angesiedelten Tschechen wurden in andere ehemals deutsche Gebiete umgesiedelt und nahmen den beweglichen, geraubten Besitz mit. Nach dem „Prager Frühling" wurde der Truppenübungsplatz ein russischer Stützpunkt mitten in Europa.

Eine Sage aus Kostersitz

Daß in dem Grunde der Ortschaft Kosterzitz Geld verborgen liegt, ist bei dem größten Teile der Bewohner eine unumwerfliche Behauptung: „Schätze sind da, aber sie sind noch nicht reif, die Zeit ist noch nicht da." – Kostersitz war ehemals, so hört man erzählen, ein Rittergut (wahrscheinlich zu dem sogenannten „alten Schlosse" gehörig), wurde später als Meierhof (läßt sich nachweisen) und ist seit 1784 als Ortschaft selbständig. – „Durch Kriege", man meint durch die Schweden, „seien die Ritter von ihrer Besitzung vertrieben worden und sollen in Eile ihre Schätze hier vergraben haben, ohne jemals wieder zurückgekehrt zu sein." – Da träumten denn die Bewohner oft von künftigen, besseren Zeiten, sahen wohl mitunter auch die Schätze brennen, gruben sogar an einigen Stellen, fanden aber nie das Gewünschte. Auf Kellerräume will man bereits öfters gekommen sein, die jedoch wieder verschüttet wurden. – Einst gruben zwei Insassen, so erzählt die Sage, an einem „sicheren" Platze nach den Schätzen. Sie waren bereits ziemlich tief, als sie auf einen mit einer eisernen Türe abgesperrten und von einem großen, schwarzen Hunde bewachten Gang kamen. Während sie nun hier sinnend beratschlagten,

was zu tun sei, hörten sie Stimmen, die mit dem Einkerkern drohten, sobald noch ein einziger Spatenstich gemacht würde. Vor Angst entflohen die beiden Schatzgräber, während sich hinter ihnen die Grube von selbst verschüttete. Den Platz aber fand niemand mehr. – Einst träumte einem Insassen, daß in seinem Garten in der Nähe eines Birnbaumes ein Schatz brenne. Ohne seinem Weibe etwas zu sagen, grub er am nächsten Morgen und fand richtig den Schatz. Das Rufen seines Weibes, zum Essen zu kommen, nicht achtend, war er bemüht, das Geschirr mit dem Gelde herauszuheben. Da es jedoch zu schwer war, nahm er, um es leichter zu machen, so viel als möglich heraus und legte die Münzen auf den Rasen. Da erscheint sein bereits verdrießlich gewordenes Weib im Garten: „Was machst Du da!" – Weg war der Schatz. Nur was er herausgeworfen hatte, blieb ihm. Die beiden Eheleute aber verschworen sich, nichts hievon zu verraten. – Drei Burschen hatten sich einst die Aufgabe gemacht, mittelst einer „Wünschrute" und eines Zauberbuches den Teufel samt den Schätzen zu zitieren. In der zwölften Stunde nachts setzen sie sich, nachdem im Dorfe und im Hause vollkommene Ruhe war, an einen Tisch und begannen in dem Buche zu lesen. Plötzlich hören sie im Hause alles munter werden, die Leute kommen in die Stube und fragen, was da vorgehe? „Von Wapno her kommen eine Masse schwere Fuhrwerke, die solchen Lärm machen, daß niemand schlafen könne." Die Jünglinge wurden verlegen und der Teufel war mit den Fuhrwerken verschwunden. Am dritten Abende wiederholten sie dasselbe. Glücklich war diesmal der Teufel bis in die Nähe des Hauses gekommen, doch entstand auf einmal ein solches Getöse, daß sämtliche Insassen erwachten und die Jünglinge vor Angst entliefen. Auch diesmal hatten sie sich ihr Glück verscherzt. Der Teufel war samt den Schätzen verschwunden.

Die Katastralgemeinde Woken mit Kratzdorf und Heide

Woken liegt an der 1895 gebauten Bezirksstraße von Niemes nach Münchengrätz 10 km südöstlich von Niemes und 6 km nordöstlich von Hühnerwasser.

Eine alte Straße zweigte am Höflitzer Teiche von der alten Handelsstraße Deutsch Gabel – Wartenberg – Hühnerwasser – Prag ab, führte über die Försterei Pinskay nach Woken und weiter an der Kratzdorfer Schenke vorbei zur Gablonzer Schenke nach Wicmanov und weiter nach Münchengrätz.

Das Dorf liegt in einer zum Teil mit Wald umgebenen Niederung bei einer Seehöhe von 320 m ü. d. M.

Heide oder Unterwoken, 2 km westlich von Woken, ist rings von Wald umgeben. In einem sumpfigen Wiesentale bei Heide hat der Höflitzer Bach seinen Ursprung. Er fließt in den Plauschnitzer Teich.

Das Dorf Kratzdorf liegt auf einer Sandsteinhöhe auf der Wasserscheide (350 m ü. d. M.) zwischen Polzen und Iser 2 km südöstlich von Woken an der „Alten Straße".

Das gesamte Grundausmaß beträgt 882,62 ha, davon entfallen auf Woken 738,30 ha, auf Kratzdorf 73,15 ha und 13,24 ha auf Heide. ⅓ der Fläche ist Ackerland, ⅔ Wald.

Die Ortschaften sind rings von mäßigen Sandsteinhöhen umgeben. Sie werden im Südosten von einem Basaltspalt (Teufelsmauer) und Basaltkuppen durchbrochen.

Woken und Kratzdorf haben kein fließendes Gewässer, fast bei jedem Haus war deshalb ein Ziehbrunnen oder eine Wasserpumpe vorhanden.

In kleinen Teichen wurde das Regenwasser gesammelt. Es diente als Viehtränke und als Löschwasser bei Bränden.

Der Wald war zum größten Teil herrschaftlicher Besitz des Fürsten Rohan mit Sitz in Sichrov bei Turnau.

Das Wokener Revier umfaßte eine Fläche von 928,65 ha und wurde von der Försterei in Woken, Haus Nr. 1, verwaltet.

Eine Marmortafel an der Marienkirche in Gablonz bei Niemes wies nach, daß an der Kirche eine Angehörige der Familie Rohan dort ihre letzte Ruhestätte gefunden hat.

Der Name Woken läßt auf eine slawische Gründung schließen, dagegen kann Kratzdorf, das auch Grasdorf geschrieben wurde, auf „kratzen = roden" zurückgeführt werden. Der Flurname „Rodefeld" weist auch auf eine spätere Rodung hin.

Woken dürfte wohl als slawisches Dorf um einen

Gemeinde Woken
Heimatkreis Niemes

Dorfteich entstanden sein, das wie Halbehaupt später durch deutsche Siedler erweitert worden ist.

Die Flurnamen sind teils slawischen (Sadel, Klum, Kopane, Kontschen), teils deutschen Ursprungs (Hainbuchen, Vogelstange, Kiefern, Rodefeld).

Woken zählte 86 Häuser mit 328 Einwohnern, davon waren in Kratzdorf 25 Häuser mit 89 Einwohnern und in Heide 5 Häuser mit 26 Einwohnern.

Die Bewohner beschäftigten sich mit Ackerbau und Viehzucht, waren Handwerker, Wald- und Fabrikarbeiter, und die Frauen waren im Nebenberuf als Rohrflechterinnen für die Rohrmöbelfabrik in Niemes beschäftigt. Vor dem 1. Weltkriege waren in Woken und Heide noch Pechsieder vorhanden. Nach dem 1. Weltkriege war an der Straße nach Niemes noch eine Holzkohlenbrennerei in Betrieb. Der letzte bekannte Kohlenbrenner, Johann Prokop, starb in Lübeck.

Woken war nach Gablonz eingepfarrt. Von besonderer Bedeutung war die kleine Barockkirche. Sie wurde 1764 als Lokalkirche gebaut. Patronatsherr war die Herrschaft Waldstein in Weißwasser. Bei Festzeiten wurde in dieser Kirche die hl. Messe gelesen. Am Sonntag nach Fron-

Volksschule in Woken

leichnam fand hier ein eigener Umzug statt. In der Kirche hing ein wertvolles Ölgemälde auf Blech gemalt, ferner war ein vom Kunstmaler Wenzel Till aus Woken hergestellter Seitenaltar eine Zierde des kleinen Kirchleins. Seit 1899 wurden die Toten auf einem eigenen Friedhofe beerdigt.

Das Schulgebäude wurde 1889 an Stelle eines älteren erbaut. Vor dem Jahre 1869 mußten die Kinder die Schule im Kirchdorfe Gablonz besuchen. 1869 erhielt die Gemeinde vom Kantor Kauschka in Gablonz einen Winterlehrer gestellt. Die Kinder wurden in den Wintermonaten in verschiedenen Bauernstuben unterrichtet. 1870 erhielt Woken eine eigene einklassige Volksschule. Vor dem 2. Weltkriege unterrichtete an dieser Schule Oberlehrer Alois Zehart, ein über den Ort hinaus sehr geschätzter und beliebter Lehrer und Erzieher. Er starb in Wilsenroth im Taunus.

Das Dorf Kratzdorf geht auf eine Waldrodung zurück. Durch den Ort führt die Bezirksstraße von Hühnerwasser nach Oschitz. Sie kreuzt sich beim Gasthaus „Waldheim" und einer Schmiede mit der Bezirksstraße von Niemes nach Münchengrätz. Die Häuser von Kratzdorf liegen an der „Alten Straße" nach Gablonz. Die Bewohner waren Feldgärtner, Handwerker und Waldarbeiter. Ein weithin bekanntes Einkehrhaus war die „Kratzdorfer Schenke" (Horn). Hier trafen sich mittwochs die Lehrerfamilien der Oberdörfer und der Städte des Heimatkreises. Viele amüsante Geschichten berichten von der „Kratzdorfer Lehrerrunde".

Hier ritt auch Joseph der II. mit seinem Gefolge am

Kirche in Woken

Gemeinde Kratzdorf
Katastralgem. Woken
bei Niemes

Der Ortsname weist auf „kratzen=roden“ hin,
Rodeland, auch der Flurname „Rodefeld“

Die Bezirksstraße
Hühnerwasser–Oschitz war die
Wasserscheide zwischen Polzen
und Iser (350 m ü. M.)

10. 11. 1778 von der „Kratzdorfer Schenke“ über Proschwitz nach Hlawitz. Ein gewisser „Eichler“ soll ihm den Weg gezeigt haben. Als Belohnung erhielt er einen Dukaten.

Das war einst in Österreich, 1918 folgte die staatliche Zugehörigkeit zur Tschechoslowakischen Republik, 1938 die Angliederung an das Deutche Reich, 1945/46 die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus ihrer angestammten Heimat, 1948 wurde das Land zwischen Oschitz, Niemes und Hühnerwasser ein tschechoslowakischer Truppenübungsplatz, und seit 1968 befindet sich hier ein sowjetrussischer Stützpunkt mitten in Europa.

Die Kratzdorfer Lehrerrunde

Weit über die Grenzen des Gablonzer Kirchsprengels hinaus war die Kratzdorfer Lehrerrunde bekannt. In der Kratzdorfer Schenke, im Gasthof Horn, trafen sich jeden Mittwoch die Lehrer, Pfarrer und Förster aus den Oberdörfern. Während die Frauen strickten und stickten und einige Gäste der Runde sich am Kartenspiel erfreuten, spielten die Musikbegeisterten leichte Musik auf ihren Instrumenten.

Von weither kamen die Gäste, Kolleginnen und Kollegen aus Niemes, Schwabitz, Kriesdorf, ja sogar bis aus Böhm. Leipa. Dazu trug besonders die gastfreundliche Wirtin bei. Sie war zweimal Witwe geworden, hatte erst den Lehrer Arlt und nach seinem Tode den Förster Schlegel aus Woken geheiratet und kehrte als Witwe wieder ins elterliche Gasthaus zurück. Sie war eine vorzügliche Köchin und eine gute Wirtin.

Viele Episoden und Geschichten erzählen von der Kratzdorfer Lehrerrunde.

Zwei seien hier gekürzt wiedergegeben:

Der Bezirksschulinspektor Franz Josef Muschick war in jeder Hinsicht ein großer Mann. Mußte er sich doch hübsch bücken, wenn er in die Klasse trat, weil für ihn die Tür zu niedrig war! Da erschraken die Schulkinder beinahe so – wie die Lehrer. Aber, wenn der Lehrer seine Pflicht erfüllt hatte, brauchte er sich vor dem Gestrengen nicht zu fürchten. Ja, dann waren die Stunden der Inspektion für ihn geradezu eine Erholung. Muschick

M. Horns Gasthaus, Kratzdorf bei Niemes

war ein begeisterter und geschickter Lehrer und griff dann gewöhnlich gleich in den Unterricht ein. Der Klassenlehrer brauchte dann nur gemütlich zuzuhören. Gar oft wurde dann der sonst so gestrenge Bezirksschulinspektor mit den Kindern so fröhlich, daß er den Unterricht mit köstlichem Humor würzte.

Da hatte ein Mädchen einmal das Wort „Haushuhn" an die Tafel geschrieben und das U-Häkchen vergessen. Der Inspektor wollte nun den Kindern die Bedeutung des U-Häkchens vor Augen führen und erzählte folgende Geschichte:

Da war einmal ein Bauernsohn, der diente beim Militär. Als es kalt wurde und auf Weihnachten zuging, dachte der Soldat daran, daß in dieser Zeit daheim immer ein fettes Schwein geschlachtet wird. Wie herrlich dufteten da die warmen Hauswürste, die Blut- und Leberwürste! Das Wasser lief ihm im Munde zusammen.

Damit man auf ihn daheim nicht vergesse, schrieb er nach Hause, man solle ihm mit der nächsten Wäsche auch ein Hauswürstchen mitschicken. Vater und Mutter staunten, als sie den Brief lasen. „Die müssen aber jetzt bei den Soldaten wenig zu tun haben, daß sie ein Hanswürstchen, ein Kasperle, brauchen, um die Zeit totzuschlagen", sagte der Vater und die Mutter machte sich schon am nächsten Tage auf, um in der Stadt den gewünschten Kasper zu kaufen. – Ihr könnt euch nun denken, was für ein Gesicht unser Soldat machte, als er in dem Wäschepaket statt einer Haus-

wurst einen Hanswurst fand. Er war aber selber schuld daran. – Warum?

Die Kinder gaben begeisert die Antwort, und weil der Inspektor todernst behauptete, daß die Geschichte wirklich wahr sei, lachten die Kinder hellauf.

Es kann nicht schaden, wenn man auf den Besuch eines hohen Inspektors etwas vorbereiet ist. Die Dörfer an der Sprachgrenze hatten da ihre eigene Nachrichtenübermittlung. Da der hohe Herr Inspektor alle Wege schön zu Fuß zurücklegte und immer so lange im „Pechschaberland" blieb, bis er alle Schulen in den Oberdörfern inspiziert hatte, war es verständlcih, daß die Schulen vom Eintreffen des großen Mannes verständigt wurden.

Als man sich in der Kratzdorfer Runde den Kopf darüber zerbrach, wie das am besten erfolgen könnte, sagte der Oberförster: „Ganz einfach – mit einem Zettel, und daraufschreiben: Ungeziefer im Revier." Das war ein guter Gedanke. – Es war Mai, der Frühling hatte seine ganze Pracht entfaltet, da kam ganz unverhofft der Schulinspektor in die Schiedler Schule. Erst wurde die Unterklasse inspiziert und dann konnte der Oberlehrer zusehen, wie Muschick sich mit den großen Kindern befaßte. Es klappte alles gut bis auf Erdkunde. Nach dem Klassenbuch ist Amerika ausführlich behandelt worden. Wie aber der Inspektor fragt, wo Chicago liegt, herrscht tiefes Schweigen. Da keine Landkarte bei der Hand ist, zeichnet Muschick schnell mit Kreide eine Skizze an die Tafel und erklärt den Kindern ausführlich, wie sich die große Stadt am Michigansee entwickelt hat. „Industrie und Landwirtschaft reichen sich hier die Hand", erzählt er. „Hier entstanden die größten Schlächtereien, wo vorn die Schweine hineingetrieben werden und hinten als Fettonnen, Schinken und Würste wieder herauskommen. Ja, da staunt ihr, was? Und nun werdet ihr verstehen, warum man wissen muß, wo Chicago liegt." Die Schule ist aus und der Herr Schulinspektor verabschiedet sich vom „Herrn Oberlehrer". Auf der Kreuzstraße kommen ihm einige Jungen entgegen. Muschick fragte einen Jungen: Wo geht's nach Halbehaupt?" Der Junge schaut ihn verwundert an und zeigt gegen Wolschen. Da kommen die anderen und fragen neugierig: „Wos hot ar denn gewollt?" Da sagt der Junge verächtlich: „Wu Chicago is, dos wejß dos dumme Luder, obr wus noch Holbehejt gieht, dos wejß ar ne!" Schade, daß es der Bezirksinspektor nicht mehr gehört hat! Ja, die Erdkunde und die Heimatkunde!

Rudolf Sagaster

Erzählungen von Edmund Kuna

Was ich von der Chlumer Horke und den Fuchslöchern zu erzählen weiß

In meiner Jugendzeit hörte ich oft von alten Leuten erzählen, daß auf der Chlumer Horke eine Stadt gestanden haben, in den Hussitenkriegen aber niedergebrannt und zerstört sein soll. Aus Urkunden über das Kloster Hradiště wissen wir, daß am 30. 4. 1420 dieses Kloster von den Hussiten zerstört wurde. Die Chlumer Horke zieht sich als Waldstück von den „Fuchslöchern" in Richtung des Dorfes Prositschka. Ob ein Zusammenhang zwischen der Erzählung aus dem Volksmunde und der Zerstörung des Klosters besteht, ob auf der Chlumer Horke wirklich eine Stadt einst stand, wissen wir nicht. In der kindlichen Phantasie haben wir aber daran geglaubt.

Einmal ging ich als Junge in die Chlumer Horke in die Beeren. Da fielen mir im Walde die schwarzen Basaltsteine auf, die wie Straßenpflastersteine aussahen. Zwischen den schwarzen Steinen fand ich eine Grube, besser gesagt ein Loch, das mir ganz merkwürdig vorkam. Mit einem Stecken stocherte ich da in einem Haufen gelber Ameisen, die ein besonders scharfes Gift hatten, das am ganzen Körper juckte und brannte, wenn man von diesen Biestern gezwickt und gebissen wurde.

Ich breitete den ganzen Haufen auseinander und machte eine besondere Entdeckung: Zwischen den Steinen lagen einige Tonscherben und, o Wunder, drei Münzen. Es waren drei römische Münzen.

Während der Ferien kam zweimal ein Professor der Germanistik von der Prager Universität, der ein Mundartwörterbuch herausgeben wollte, in unser Gasthaus. Das Wortesuchen machte mir Spaß, und ich habe ihm auch einige neue, noch nicht bekannte Wörter liefern können. Erst am Schluß des zweiten Jahres erzählte ich

ihm von meinem Fund der drei römischen Münzen, die ich ihm gegen ein Trinkgeld von 5 Kč übergab. Auch ging ich mit ihm in die Horke und wollte ihm den Fundort zeigen. Wir suchten und suchten, doch es war mir nicht mehr möglich, den Ort wiederzufinden. Das Wasser hatte alles fortgetragen.

Am letzten Tage vor der Abreise des Professors nach Prag, beauftragte er mich weiter zu forschen, und falls ich etwas finden sollte, ihm nach Prag zu berichten. Er würde dann, so versprach er mir, Leute organisieren, die weitere Ausgrabungen vornehmen würden. Als dummer Junge maß ich diesen Worten keine Bedeutung zu und kümmerte mich weiter nicht mehr darum. Vor allem dachte ich, daß könne man ja im nächsten Jahr nachholen. Der Professor aber kam nie mehr nach Gablonz.

Unter der Chlumer Horke, am Wege von Chlum nach der Hegerei „Schlapka", befanden sich die „Fuchslöcher". Sie waren bestimmt von Menschenhand ausgehöhlt worden. Den weißen Sand streuten am Samstag die Bäuerinnen nach dem Waschen der großen Holzdielen in der Bauernstube auf den Fußboden.

Von den Fuchslöchern möchte ich etwas erzählen, was noch niemand in Gablonz weiß. Meine Eltern wollten es geheimhalten und hätten es wohl, wenn es herausgekommen wäre, als Schande betrachtet. Mir verriet es die Kubath-Großmutter kurz vor ihrem Tode.

Es war der 4. Juni 1908. Meine Mutter war hochschwanger. Mein Vater holte von der „Grünen Tilke" ausgerodete Baumstümpfe, wir nannten sie Stöcke. Weil es sehr heiß und schwül war, der Vater außerdem junge und unruhige Pferde hatte, wollte er meine Mutter auf keinen Fall mitnehmen. Sie aber bestand darauf und fuhr mit. Auf der Heimfahrt saß Mutter hoch auf dem mit Stöcken beladenen Wagen, während der Vater mit dem Leitseil in der Hand nicht im Hohlweg gehen konnte, sondern hoch oben am Rande der linken Fahrbahn. Die Bremsen quietschten fürchterlich, so daß die Pferde unruhig wurden und wild umeinanderschlugen. Da brach die Deichsel, ein Gewitter zog plötzlich auf, Blitze zuckten vom Himmel und der Donner ließ meine Mutter aufschrecken. Auch meinem Vater mag der Schreck in die Hosen gefahren sein. Die Pferde aber brachte er wieder zum Stehen. Schlimmer war es bei meiner Mutter, bei ihr traten die ersten Geburtswehen ein. Vater und Mutter schauten ängstlich umher. Da erblickten sie die alte Hofe-Muhme aus Kratzdorf, die sämtliche 10 Kuna-Kinder mit aufzog. Sie schaute aus den Fuchslöchern heraus, weil sie im Wald auch vom Gewitter überrascht wurde und dort Schutz gesucht hatte. Mutter wurde in die Obhut der Hofe-Muhme gegeben, während Vater auf den Pferden schnell nach Hause ritt, um die Kutsche einzuspannen und die Hebamme in Wolschen zu holen. Als Vater und die Hebamme bei den Fuchslöchern eintrafen, war ich schon da. Es war der 4. Juni 1908 um 4 Uhr nachmittags, und die Sonne schien wieder freundlich.

Der Preußisch-Österreichische Krieg im Jahre 1866

Die Hübner-Mutter vom *Barge* war eine sehr gute Frau und konnte auch interessante Begebenheiten aus ihrem Leben erzählen.

Im Jahre 1931 wurde sie meine Stief-Großmutter, weil mein Vater als Witwer ihre Tochter Marie geheiratet hatte.

Sie hatte drei Kinder: den Wenz, der später Gemeindediener wurde, den Josef, der als Soldat im 1. Weltkriege fiel und die Marie, meine Stiefmutter.

Die Hübner-Mutter, die auch Hübner-Muhme genannt wurde, hatte einen Tschechen aus Podol geheiratet. Er war 1,90 m groß und sehr stark. In der Landwirtschaft war er sehr fleißig, doch nach einigen Jahren gewöhnte er es sich an, zum Flanderka ins Gasthaus zu gehen und zu *Farbeln* (ein beliebtes Hasard-Kartenspiel). Sie machten ihn auch mit Schnaps betrunken, bemogelten ihn und spielten ihm das Geld ab, so daß das Anwesen fast verkauft worden wäre. Nur dadurch, daß sie ihm drohte, sich von ihm zu trennen, ließ er diese Leidenschaft.

Als vierzehnjähriges Mädchen erlebte sie den Preußisch-Österreichischen Krieg im Jahre 1866.

Die ersten Kämpfe fanden an der Straße von Niemes nach Münchengrätz statt. Soldatengräber an dieser Straße legen heute noch Zeugnis davon ab. Die Österreicher zogen sich zurück und preußische Soldaten besetzten Gablonz.

Wie in jedem Kriege ging das Gerücht in der Bevölkerung um, daß die Preußen den Männern die Zunge herausschneiden und die Frauen vergewaltigen.

Aus Furcht zogen ihre Eltern mit dem Großvater, einigen Stück Vieh und Lebensmitteln und ihr in die Büsche. Bald war ihnen aber das Mehl ausgegangen, deshalb schlich sie sich mit ihrem Großvater zum väterlichen Haus, um neuen Vorrat zu holen. Großvater schickte sie als Kundschafterin voraus. Vorsichtig blickte sie zum Fenster hinein und sah, wie die preußischen Soldaten in der Bauernstube bei Petroleumlicht Karten spielten. Großvater wartete hinter der Scheune. Jetzt gab sie einen Wink, daß die Luft rein sei. Nun kletterte Großvater mit einer Leiter auf den Dachboden, während sie hinter der großen Linde Schmiere stand.

Als der Großvater mit einem Sack Mehl die Leiter wieder herunterkletterte, sah ihn ein Posten und packte ihn beim Hintern.

Sie wollte ihm zu Hilfe kommen, doch beide wurden in die Stube geführt. Vor Angst hatte sie nasse Hosen bekommen.

Die Preußen fragten nun, warum sie denn überhaupt geflohen wären. Großvater war ganz verdattert, daß er kein Wort herausbrachte. Es blieb ihr nichts anderes übrig, sie mußte nun selbst erzählen, was man so über die Preußen sagte. Darüber lachten die Preußen und erwiderten: „Wir sind auch Deutsche wie ihr."

Am frühen Morgen mußte Großvater in Begleitung einiger Soldaten das Versteck zeigen, und alle kehrten wieder erleichtert mit ihrem Vieh in das Dorf zurück. Die Preußen aber blieben noch einige Zeit in Gablonz, bezahlten alles richtig und taten niemandem etwas zu Leide. Im Gegenteil, als sie abzogen, weinte sie und ihre Eltern und die Preußen weinten mit.

Hübner-Mutter konnte sehr gut erzählen, war aber auch sehr abergläubisch. In ihrem Leben hat sie viel Gutes getan. Sie zog einige arme Kinder anderer Mütter wie die eigenen in ihrem Hause auf. Nach dem großen Waldbrande bei Hühnerwasser ließ ein großes Nordlicht den Himmel rot aufleuchten. Da meinte sie zu mir: „Wirst sehen, Mundl, das ist ein Himmelszeichen und es wird ein großer Krieg kommen." Bald darauf brach der 2. Weltkrieg aus.

Der Bau des kleinen Teiches in Gablonz im Jahre 1920

Auf dem Dorfplatz in Gablonz befand sich der sogenannte große Teich, der nicht eingezäunt war, und auf dem Enten und Gänse der anliegenden Dorfbewohner schwammen. Ein schöner Teich fürwahr, auf dem wir Jungen unsere Schifflein aus Papier und manchmal auch aus Holz schwimmen ließen. Im Winter diente er als Tschunder- und als Schlittschuh-Platz. Wir waren oft sehr fürwitzig, getrauten uns auch noch auf das Eis, wenn es schon brüchig war. Einige Male brachen Kinder ein und nur durch viel Glück gab es keinen einzigen Todesfall durch Ertrinken. Das veranlaßte die Gemeindeväter, den Teich zuzuschütten und einen neuen Feuerteich aus Betonwänden und Betonfundamenten zu erstellen.

Mit dem Aushub des Grundes und des Baues wurde im Jahre 1920 begonnen. Als Arbeiter nahm man die ärmsten Leute, die im Gemeindehaus wohnten, oder auch sonst nicht begütert waren und von der Gemeinde unterstützt werden mußten.

Die Oberaufsicht führte damals der Altortsvorsteher Stasl (Wenzel Ullmann vom Schluckeberge). Ich sehe ihn heute noch, wie er zu jeder Pause eine silberne Taschenuhr herausholte und auf einem metallenen Pfeifchen pfiff. Er war auf die Minute genau und schrie schon, wenn sich der Smrzcak oder der Gossenwenz etwas träge und langsam erhoben. Der Lohn war 15 Kronen täglich, was immerhin für die sogenannten „Faulenzer" zu einem oder mehreren Bieren reichte.

Eines Tages gab es nachmittags, wir hatten schon schulfrei, ein großes Theater auf dieser Baustelle. Der hintereckschе Krotz und der Smrzcak rebellierten ganz offen gegen die sklavischen Methoden und Arbeitsantriebsversuche des Stasl und gingen mit erhobener Schaufel und Hacke gegen den Stasl los. Nur durch das Eingreifen des zufällig anwesenden Gemeindevorstehers Köhler und seines Schwagers Schusterhons (Kubath) wurde verhindert, daß Stasl Wichse bekam.

Bei der Einweihung des Wasserbehälters durch Pfarrer Bilý spielte auch die Musik und Köhler hielt eine kleine Rede. Ein Jahr danach forderte der kleine Teich ein Todesopfer. Der Sigmund Wenzel, Sohn des Gastwirtes Sig-

mund, er war damals 25 Jahre alt, war noch am Vorabend in unserem Gasthause und weil ihn andere Burschen hänselten, daß er nie ein Mädchen bekommen werde, trank er sich an und weinte. Ich kann mich noch erinnern, daß er zur Tür hinausstolperte und rief: „So, jetzt springe ich in den Teich!“ Niemand nahm das ernst, doch am nächsten Morgen hat ihn ein Schmiedelehrjunge, als er zum Brunnen um Wasser ging, als Leiche gefunden.

Dieser Sigmund-Wenzel war sehr gutmütig. Nach Kriegsende ging er auf Wanderschaft und kam in die Nähe der französischen Grenze. Dort fiel er Fremdenlegionärwerbern in die Hände, wurde betrunken gemacht und zur Unterschrift gezwungen. Durch Zufall konnte er entkommen. Er erzählte uns Jungen diese spannende Geschichte immer wieder. Wir sahen in ihm damals einen Helden.

Vertreibung von Haus und Hof

Der Besitzer der Landwirtschaft in Prositschka Nr. 12, Wenzel Köhler, besaß während der Zeit der Tschechoslowakischen Republik eine Tabaktrafik. Trafiken waren staatliche Tabakläden, deshalb mußte er die Tabakwaren im Tschechischen einkaufen. So hatte er gute Verbindungen zu Tschechen in Münchengrätz und pflegte gute nachbarschaftliche Beziehungen zu den tschechischen Bauern in Mukařov auch während der Zeit von 1938 bis 1945. Während seine deutschen Nachbarn aus der angestammten Heimat vertrieben wurden, bot ein Bauer in Mukařov ihm, seiner Frau und den beiden Töchtern Marie und Sofie Arbeit und Wohnung in Mukařov an. Er nahm dieses Angebot an in der Hoffnung, bald wieder in sein Haus zurückkehren zu können.

Am 17. Mai 1948 schrieb Wenzel Köhler zum Andenken an die Pfingstfeiertage 1948:

Wieder erleben wir die schönen Pfingstfeiertage. Die Sonne scheint so schön über die Natur. Die Felder, Wiesen und Wälder haben vorige Woche einen ausgiebigen Regen erhalten, und neue Kraft fördert das Wachstum.

Wie hab ich diese Tage alljährlich herbeigesehnt!

Ich bin frühmorgens auf meine Felder gegangen, an jedem Halm stand ein Tautropfen, der an der Sonne wunderbar glänzte.

Die Roggenähren waren meist aus ihren Hüllen herausgeschlüpft, und so manche Ähre glitt`durch meine Hand, um ihre Körner zu zählen und den Ernteertrag abzuschätzen. Oft bin ich an diesem Fest mit einer Prozession durch die Felder und Wälder gezogen, und wir hörten bei Gebet und Gesang den Ruf des Kuckucks erschallen.

O, du herrliche Zeit! Wohl nie kehrst du zu uns zurück, o göttliches Glück!

Wohl habe ich auch heute meinen Morgenspaziergang gemacht, aber nicht über meine Felder, sondern über fremde. Statt Kuckucksrufe und Gesang dröhnen in der lieben Heimat, dort wo einst die Orte Prositschka, Chlum und Gablonz friedlich von Wald umgeben, herrlich eingebettet lagen, Kanonenschüsse, die mein Herz erschüttern. Es ist nicht der Feind, auf den sie schießen, sondern es sind die Häuser unserer Dörfer, von denen bereits zwei gänzlich zerstört und abgerissen sind. Ich selbst mußte zusehen, wie alles noch Brauchbare mit

Číslo
Nr. 9

Československá republika.
Tschechoslovakische Republik.

Země Čechy.
Land Böhmen

Polit. okres

DOMOVSKÝ LIST
HEIMATSCHEIN

kterým obec
womit von der Gemeinde

Gablonz stvrzuje,
bestätigt wird,

Rudolf Pelz

zaměstnání
Beschäftigung

narozen(a) dne
geboren am 19 23/6 12 v in Gablonz

stav (svobodný[á] nebo ženatý [vdaná])
Stand (ledig oder verheiratet) ledig

má v této obci domovské právo.
in dieser Gemeinde das Heimatrecht sitzt.

Gablonz dne den 12/5 1930

Vlastnoruč dpis strany:
Eigenhändige Un schrift der Partei:

Rudolf Pelz

Za obec:
Für die Gemeinde:

Franz Köhler

Militärautos, Traktoren und Fuhrwerken abgefahren wurde.

Wo noch vor vier Jahren ein Wettkampf um die Erträge unserer Felder und Wiesen deutlich sichtbar war, droht jetzt das Greuel der Vernichtung. Viele Felder liegen bereits 2 bis 3 Jahre wüst und kahl da, die Wälder sind vernichtet und nun werden auch noch die Dörfer dem Erdboden gleichgemacht. In den Städten aber herrscht Hungersnot, die unsere Zurückgebliebenen am ärgsten verspüren.

Unsere Leute, die irgendwo draußen in Deutschland mit den besten Hoffnungen auf ein baldiges Wiedersehen in der alten Heimat ausharren und warten, haben von all dem noch keine Ahnung, was hier geschieht. Wird da nicht manches Herz zusammenbrechen? Noch gilt es, den Kopf hochnehmen und nicht den Mut verlieren. Noch denke ich an einen Satz in einem schönen deutschen Lied: Wenn alles bricht, Gott verläßt dich nicht ...

Gebe Gott, es ginge auch bei uns in Erfüllung. Seit drei Jahren hoffen wir auf dieses Wiedersehen. Es wird aber für viele ein trauriges Wiedersehen sein. Viele ruhen schon in ferner Erde. Ihr einziger Wunsch war, in der Heimat zu sterben. Dies ist heute noch der Wunsch aller, doch wird manches Herz unter der Last zusammenbrechen.

Wir waren stets darauf bedacht, unseren Angehörigen und unseren Nachbarn zu helfen. Das wollen wir auch weiter so halten, wenn sie in die Heimat zurückkehren. Wir wollen gern ihre Not lindern helfen und ihnen zum neuen Anfang treu beistehen. Aber auch an uns ist viel und schweres Leid vorübergegangen.

Mein lieber Bruder, der für seine Heimat so viel getan hat, und für den ich für ein glückliches Wiedersehen manch Vaterunser gebetet habe, ist hinübergegangen. Wir mußten zusehen, wie man sie aller Habe beraubte und forttrieb.

Auch uns blieb es nicht erspart. Machtlos mußten wir zusehen, wie man unsere eigenen Sachen, es waren 5 Kühe, eine hochträchtige Kalbin, 1 Kalb, 5 Monate alt, einen Benzinmotor, eine Schrotmühle, eine Sämaschine, ein Kartoffelroder, einen Häcksler, einen Kultivator, einen neuen Wendepflug, Heu- und Strohvorräte sowie die Hälfte des gedroschenen Getreides ohne Entgelt fortführte. Wie Raubritter sind sie über uns hergefallen und haben alles Brauchbare mitgenommen.

Meine Lieben, das waren schwere Stunden für uns!

Es waren lauter Maschinen, die wir selbst angeschafft haben. Vom ganzen Hab und Gut ist uns nur eine Ziege geblieben. Die Aussiedlung, die wir immer hinausschoben, mußte dann Ende März 1947 beendet sein.

Vor diesem Tag habe ich mich sehr gefürchtet, aber die göttliche Vorsehung hat mich gestärkt. Wir sind am 23. März in Mukařov Nr. 42 gelandet.

Die Zeit vom 29. Mai bis 10. Juni ging wieder ruhig vorüber. Wohl haben Gewehre oft seitwärts von Hühnerwasser geknattert, auch Kanonendonner hörten wir, sonst geschah aber nichts. Es wurde uns auch gestattet, die Ernte zu bergen. Wohl war der Stand an Roggen nicht gerade sehr günstig, dennoch konnten trotz der vielen Vogelwicken noch 9 Fuhren (Pferdegespanne) nach Mukařov überführt und sofort abgedroschen und eine Fuhre Stoppelklee geborgen werden. Wir hatten, obwohl Militär in unseren Häusern logierte, beim Garten einige Kartoffeln eingehackt. Als hier im Ort die Kartoffelernte vorüber war, haben wir unsere in Prositschka geborgen. Mutter und ich wollten die meisten bei Kratzmann Nr. 13 im Keller bergen und dort überwintern. Vier Säcke waren bereits im Keller, da kam von Chlum die Hollas Sofie mit der Nachricht von Marie, daß unsere Häuser mit nur wenigen Ausnahmen in der Schießstätte verkauft werden sollen. Darüber sind wir sehr erschrocken. Mit der Lust an der Arbeit war es vorbei. Nach einigen Tagen wurde es auch überall kundgemacht. Für Gablonz war für den Verkauf der 22. 10. 1947 bestimmt. An diesem Tage wurden dann auch die Häuser von Gablonz und Chlum verkauft. Beim Verkauf der Häuser in Prositschka waren nur wenig Käufer anwesend. Da ihnen die Häuser in der unteren Grenze um 9000 Kc zu teuer waren, wurde der Verkauf eingestellt und erst am 27. 10. vorgenommen. An diesem Tage hatten sich viele Käufer eingefunden. Bis aus Chotešic hinter Weißwasser waren sie nach Prositschka gekommen, so daß alle Häuser bis auf Nr. 4, 6 und 8 verkauft wurden. Wieso diese drei das zweite Mal nicht verkauft wurden, ist mir nicht bekannt.

Das war wohl das Schwerste von all dem Vergangenen, denn nicht nur ich, auch alle anderen, die im Reich

gehofft hatten, bald wieder in die liebe, schöne Heimat zurückzukehren, auch wenn sie nur noch vier Wände am Haus vorgefunden hätten, mußten alle Hoffnungen begraben. Wir hatten alles verloren.

Ach, wie ersehnte ich den Tag, wo wir unser Wiedersehen mit den Angehörigen, Nachbarn und allen lieben Bekannten hätten erleben können. Ein Gedicht hatte ich vorbereitet. Ach Elternhaus, so lieb und schön, wir können dich im Traum nur sehn … Hier mußte ich abbrechen, es war mein letzter Trost.

Národní výbor Olšina.

PŘÍKAZ K VYSTĚHOVÁNÍ

pro Graze Emil

Z příkazu vojenského posádkového velitele byl jste určen k vystěhování a dostavíte se proto dne ......v.....hod. na křižovatku silnic u osady Kracmahov směrem po silnici na Okna.

Povoluje se Vám s sebou vzíti 30 kg zavazadel pro každou osobu.

Cestujete spolu s 4 rodinnými příslušníky

Zlato, cenné papíry, losy, vkladní knížky a klíče musí zůstati na místě.

Potraviny na 7 dní vezměte s sebou.

Národní výbor Olšina

Übersetzung

Volksausschuß Wolschen

BEFEHL ZUR AUSSIEDLUNG

für Schwarz Emil

Auf Befehl der militärischen Besatzungskommandantur wurden Sie zur Aussiedlung eingeteilt und stellen sich deshalb am 16.VI. (1945) um 5 Uhr auf der Straßenkreuzung hinter Kratzdorf in Richtung Woken.

Gestattet ist Ihnen mitzunehmen 30 kg Gepäck für jede Person.
Sie reisen gemeinsam mit 4 Familienangehörigen

Gold, Wertpapiere, Lose, Sparbücher und Schlüssel müssen am Ort verbleiben.

Lebensmittel für 7 Tage nehmen Sie mit.

Und er wird
abtrocknen
jede Träne
von ihren Augen.

Wir gedenken
unserer Toten
in der Heimat
und in der Fremde.

Die Ausgewiesenen

Ein Kinderlied

Wir hatten einst ein Haus, und das Haus verdarb.
Wir hatten eine Heimat, und die Heimat starb.
Man trieb uns, wie man Vieh mit dem Stecken treibt,
Man rieb uns, wie man Korn zwischen Steinen reibt.
O hilf uns, liebe Maria.

Der Vater ist gefangen im fremden Land,
Die Mutter ist begraben im fremden Land.
Haben einen neuen Vater, der heißt Tod,
Haben eine neue Mutter, die heißt Not.
O hilf uns doch, liebste Maria.

Nun sind wir in der Fremde und sehen uns um,
Starrt jeder uns an wie taub und wie stumm.
Wir stehen vor den Türen und klopfen an,
Ach, wird uns denn nirgends aufgetan?
Erbarme Dich doch, Maria.

Gott webt uns ein Röckchen aus Tränen und Gram,
Mit Fäden aus Hunger, mit Fäden aus Scham.
Das Schifflein webt Leid und Leid und Leid,
O, webt uns ein bißchen Freude ins Kleid.
O web für uns, liebste Maria.

ERNST WIECHERT

Der Verfasser des Heimatbuches

Franz Köhler, geboren am 5. 3. 1913 in Gablonz bei Niemes, Sudetenland, absolvierte von 1928 bis 1932 die Lehrerbildungsanstalt in Reichenberg und war bis zu seiner Einberufung zur deutschen Wehrmacht (1941) Oberlehrer an der einklassigen Volksschule in Zwitte und Leiter der landwirtschaftlichen Berufsschule Zwitte – Lindenau – Wellnitz, Kreis Böhm. Leipa.

Nach englischer Kriegsgefangenschaft und der Vertreibung aus seiner Heimat wurde er am 10. Mai 1947 wieder als Lehrer an der Volksschule in Heutingsheim, Kreis Ludwigsburg, angestellt, 1959 zum Oberlehrer befördert, 1962 zum Rektor der Grund- und Hauptschule in Heutingsheim ernannt und 1972 zum Geschäftsführenden Rektor der Grund- und Hauptschulen und der Sonderschule der Stadt Freiberg am Neckar bestellt.

Für seinen kommunalpolitischen Einsatz als Gemeinde- und Kreisrat und für seine ehrenamtlichen Tätigkeiten in den örtlichen Vereinen und Verbänden wurde ihm das Bundesverdienstkreuz am Bande der Bundesrepublik Deutschland und die Eberhard-Ludwig-Medaille des Landkreises Ludwigsburg verliehen.

Verzeichnis der benutzten Quellen, Bücher und Schriften

Der Literaturnachweis am Anhang dieses Buches kann dem interessierten Leser Wegweisungen zu weiterer Forschungsarbeit geben.

Chromec, Břet.: Místopisný slovník ČSR (1929) Ortslexikon der ČSR (1929)

Bundesanstalt f. Landeskunde und Raumforschung: Sudetendeutsches Verzeichnis (1963)

Prof. Eichler, Rich. W.: Liebenau im Sudetenland (1966)

Dlaska, Vinzenz: Aus der Vergangenheit der Stadt Liebenau (1910)

Emler, Josef, Zlomek urbáře klásera Hradištského. Pojednáni král. české společnostinauk, reda VI. díl 12, Prag 1884

(Bruchstück des Münchengrätzer Urbars)

Feistner Dr., Wilhelm: Geschichte der Stadt Wartenberg (1964 ergänzt)

Franzel, Emil: Sudetendeutsche Geschichte (1958)

Hantschel Dr., F.: Heimatkunde des Kreises B. Leipa (1911)

Hartmann Dr. Ing., Egon: Ein Brunnen erzählt ... (1985)

Hemmerle, Rudolf: Sudetenland Lexikon (1984)

Jaksch, Geistl. Rat, P. Josef: Heimatkunde der Stadt Niemes (1976)

Kraft, Adam u. Pleyer, W.: Schönes Nordböhmen (1955)

Mitteilungsblatt des Heimatkreises Reichenberg Stadt und Land e. V.

Mitteilungsblätter des Nordböhmischen Exkursionsklubs und die Mitteilungen des Nordböhmischen Vereines für Heimatforschung und Wanderpflege bis Jahrg. LVIII

Prohaska, Joh. F.: Schematismus des Großgrundbesitzes im Königreich Böhmen (Prag 1881)

Ressel, Anton, Franz: Heimatkunde des Reichenberger Bezirkes (1903–1905)

Schubert, Ernst: Niemeser Heimatbrief

Schwarz, Ernst, Die volksgeschichtlichen Grundlagen Nordböhmens. In: Bohemia, Jahrbuch des Collegium Carolinum, Band 3, 1962

Stroh, Karl u. Sagaster, R.: Heimatkunde des polit. Bezirkes Böhm. Leipa (1937)

Teresiánsky katastr česky, Svasek I Rustikal (kraja A-Ch) Praha 1964 (Theresianischer Kataster)

Tille, Josef: Geschichte der Stadt Niemes und Umgebung (1904)

Waldstein-Wartenberg, B., Die Markwartinger, Gräfelfing 1966

Bei der Abfassung der Begebenheiten im Zeitraum des 1. Weltkrieges bis zum Ende des 2. Weltkrieges war der Verfasser auf die mündlichen Aussagen der Landsleute aus dem Heimatkreis Niemes angewiesen, zur Verfügung gestellt wurden ihm auch eine große Anzahl von schriftlichen Berichten, Erzählungen und Unterlagen. Um den Umfang des Heimatbuches verträglich zu halten, mußte eine sorgfältige Auslese getroffen werden. Dafür bittet der Verfasser um Verständnis.

Allen, die am Inhalt des Buches mitwirkten, sei an dieser Stelle der besondere Dank ausgesprochen.

Sie gaben wertvolle Hilfen und ermöglichten die Herausgabe dieses bescheidenen und in manchen Abschnitten noch zu ergänzenden Heimatbuches für die Landschaft zwischen dem Jeschken, Roll und den Bösigen.

Der Verfasser